POLI-
TISCHE
BIBLIOTHEK

Gustaf F. Steffen

# Weltkrieg und Imperialismus

Sozialpsychologische Dokumente und Beobachtungen vom Weltkrieg 1914/15

1. bis 6. Tausend

Verlegt bei Eugen Diederichs
Jena 1915

POLITISCHE BIBLIOTHEK

Gustaf F. Steffen

# Weltkrieg und Imperialismus

## Sozialpsychologische Dokumente und Beobachtungen vom Weltkrieg 1914/15

1. bis 6. Tausend

Verlegt bei Eugen Diederichs
Jena 1915

Aus dem Schwedischen übersetzt
von Margarethe Langfeldt

I

# Der Weltkrieg und die Weltgeschichte / Der Imperialismus als soziale Expansion

# 1. Die Weltgeschichte und der Imperialismus

Der Imperialismus ist die Ursache des Weltkrieges 1914—15. Der Imperialismus ist ebenso alt wie die Weltgeschichte und die großen, weltgeschichtlichen Kriege.

Dieser Weltkrieg gehört also einem alten wohlbekannten Typus an. Was nicht verhindert, daß er auch eine Ausnahmestellung einnimmt, die wir gerade mit dem Worte „Weltkrieg“ bezeichnen.

Nun ist es ja wahr, daß sich über die Begriffe „Weltgeschichte“ und „Imperialismus“ streiten läßt — wie über alles andere zwischen Himmel und Erde.

Wenn man unter Weltgeschichte nichts anderes versteht als die Staatsgeschichte oder politische Geschichte, welche die Staaten umfaßt, deren Entstehung, Vergrößerung und Kriegsführung einen bedeutungsvollen Einfluß auf die Menschheit als Ganzes ausgeübt haben, dann unterliegt es keinem Zweifel, daß der Zusammenhang zwischen Imperialismus und Weltgeschichte stets sehr eng gewesen ist. Überdies ist zu beachten, daß es gerade der älteste Imperialismus ist, welcher jene Monumente, Inschriften und sonstige Dokumente hervorbrachte, denen die so gefaßte Weltgeschichtsschreibung ihre mehr oder weniger glaubwürdigen und genauen Angaben über die Vergangenheit entnimmt.

Soziologen der Gegenwart gebrauchen jedoch das Wort Weltgeschichte in einer anderen, umfassenderen Bedeutung als dieser nur staatsgeschichtlichen. Sie nennen die gesamte Entwicklungsgeschichte des menschlichen Gesellschaftslebens und der menschlichen Kultur Weltgeschichte. Ihnen beginnt also die Weltgeschichte mit der Sonderentwicklung des Menschen aus dem Naturleben heraus viele hunderttausend Jahre vor den ältesten Monumenten und Inschriften in Babylon und Ägypten. Ihnen ist auch der Prähistoriker ein Welthistoriker. Die primitive Menschenhorde, die mit ungeschliffenen Steinwaffen den Höhlenbären und das Mammut jagten, müssen mit ihren Kriegen und ihrer Kultur ebensowohl als ein Glied in der sozialen Entwicklung des Menschengeistes in den gigantischen, mystischen Zusammenhang der Weltgeschichte hineingerechnet werden wie Napoleon Bonapartes Eroberungskriege und politisch-rechtliche Organisationswerke.

Somit haben wir den Imperialismus zu den vielen universellen Entwicklungsstufen der Universalgeschichte der menschlichen Gesellschaft zu zählen. Und hieraus folgt, daß der streng gegenwartspolitische, von unseren politischen Historikern und Theoretikern sowie von unseren Staatsmännern und Journalisten geprägte Begriff „Imperialismus" aus den allgemeinen soziologischen Gesichtspunkten zu beleuchten ist, damit die wahre weltgeschichtliche Rolle des Imperialismus, seine Bedeutung für die Entwicklung der Menschheit überhaupt, hervortrete.

Im allgemeinsten ausgedrückt ist der Imperialismus ein Bestreben, durch Eroberung oder Kolonisation oder durch friedliche politische Vereinigung bereits vorhandener Staaten oder durch gleichzeitige Anwendung dieser Methoden einen weltumfassenden Großstaat zu schaffen, einen Weltstaat, der die ganze Menschheit umfaßt oder die Menschheit zwischen sich und einigen anderen Weltstaaten teilt.

Das Wesentliche des Imperialismus ist nicht der Begriff eines Großstaates, sondern der eines Universalstaates oder Weltstaates. Es ist aber klar, daß ein Universalstaat, ein Weltstaat, nur aus einem Großstaate hervorwachsen kann.

Damit das letzte Ideal des Imperialismus sich verwirkliche, ist nicht notwendigerweise erforderlich, daß ein Imperium die ganze Welt umfasse, wohl aber, daß die ganze Welt nur zwischen Imperien verteilt sei.

Was in dieser Verbindung unter der „ganzen Welt" zu verstehen ist, das hängt natürlich streng von der Kenntnis ab, welche das imperialistische Volk, oder die gleichzeitig lebenden imperialistischen Völker, hinsichtlich der Erde und ihrer Völker besitzen. Der Imperialismus ist ein rein psychisches Faktum.

Wenn ein Volk annähernd so viel von der Welt, wie seiner Kenntnis und seiner Annahme nach „die Welt" bildet, seiner Herrschaft unterworfen hat, dann existiert ein wahres Imperium — auch wenn es nicht mehr als das Niltal oder Mesopotamien umfaßt. Die nebelhaften Vorstellungen, daß es jenseits der Grenzen des Imperiums noch Länder und Völker gebe, wirken nicht auf den Weltstaatbegriff ein, ganz einfach schon deshalb nicht, weil jene Länder und Völker in älteren Zeiten durchaus nicht zu der eigentlichen „Welt" oder der eigentlichen Menschheit mitgerechnet werden oder mitgezählt werden können. Jenseits der Grenzen des Imperiums beginnt die Welt der Sage, der Phantasie, der Ungeheuer — Himmel oder Hölle oder Chaos oder überhaupt eine Welt fremder, nichtmenschlicher Wesen.

Die soziale Phantasie ist die Mutter des Imperialismus. Diese Phantasie erschafft das Bild eines Staates, in welchem alle Völker der Welt unter einem Zepter, einer Rechtsordnung vereinigt sind. Und dieselbe soziale Phantasie begrenzt das Bild — indem sie alles im Dasein, was das Imperium nicht sichtbar umfaßt, „außerhalb der Grenzen der Welt stellt".

Ein wahres antikes Imperium kann demnach „tatsächlich", in objektiv-geographischer Weise betrachtet, viel kleiner sein als irgendein moderner Staat, der sich durchaus keinen imperialistischen Träumen hingibt. Erst nachdem die Menschheit die Geographie und Ethnographie ihrer Weltkugel einigermaßen vollständig kennen gelernt hat, wird es eine Grundanforderung an wahren Imperialismus, daß seine Machtansprüche, sie seien nun auf mehrere Imperien verteilt oder in einem einzigen vereinigt, wirklich ungefähr unsere ganze Weltkugel, wie sie sich der modernen Wissenschaft ausnimmt, umfassen.

Inwiefern ein gewisser Imperialismus in staatsrechtlicher Hinsicht despotisch, oligarchisch, föderalistisch, bureaukratisch, militaristisch, konstitutionell monarchisch, republikanisch oder anders geartet und auf Sklaverei oder auf Freiheit gebaut ist, das hängt natürlich von dem sozialen Entwicklungsgrade des betreffenden imperialistischen Volkes ab und ist an sich kein Kennzeichen des Imperialismus.

Die politische und wirtschaftliche sowohl wie die rein kulturelle Machtbegierde hat ganz gewiß sehr viel mit allem imperialistischen Streben zu schaffen. Aber es ist durchaus ein Irrtum, sich diese Machtbegierde nur als eine nackte Sucht, zu kommandieren, niederzutreten und andere zu Sklaven zu machen, vorzustellen. In der tiefsten Tiefe finden wir hier die Begierde, zu organisieren und zu leiten, soziale Organisation in größtem Maßstabe zu schaffen, einem Menschenchaos, Volkschaos eine bestehende Ordnung zu schenken, Barbarei durch Zivilisation zu überwinden und niedrigere Zivilisation durch höhere, sowie eine niedrigere Kultur durch eine höhere zu ersetzen.

Es ist wahr, daß alle Kunstausübung eine Machtausübung ist. Keine Machtausübung ist positiver und entscheidender als die, welche in dem Erschaffen neuer ästhetischer, moralischer, religiöser und politischer Werte besteht, Werte, welche Millionen Menschen zu den ihren machen und wovon und worin sie geistig leben. In dem Sinne ist der Imperialismus die umfassendste Äußerung menschlicher Machtbegierde. Aber es kommt der Wahrheit näher, hier von sozialem Schöpfertriebe zu sprechen als von so-

zialer oder politischer Machtbegierde. Schließlich ist zu beachten, daß der Imperialismus gleich allem Menschlichen seine Entwicklungsgeschichte hat. Es gibt primitiven Imperialismus und höheren, reiferen Imperialismus.

Als der römische Patrizier Gaius Julius Cäsar im Jahre 45 vor unserer Zeitrechnung seine Alleinherrschaft über das römische Weltreich mit dem Titel imperator besiegelte, und als sein Adoptivsohn Oktavianus Augustus jenes Reich ein Lustrum später durch Errichtung des „Prinzipates" endgültig zu einer Monarchie machte, da war dieses Imperium Romanum doch nicht entfernt das erste Imperium der Weltgeschichte, nicht das erste vollkommen reife imperialistische Staatsgebilde. Vielmehr nimmt es, wenigstens rein chronologisch gesehen, eine Mittelstellung ein. Und entwicklungsgeschichtlich betrachtet, ist das römische Imperium gar nichts Primitives oder Antikes, sondern ein Staatsgebilde mit wesentlich modernem Typus. Das heißt, daß es in Beziehung auf Kultur, Organisation und Reifegrad wesentlich demselben Typus wie Ludwigs des Vierzehnten Frankreich angehört, aber durchaus nicht demselben Typus wie z. B. Karls des Großen Frankenimperium.

Über Roms Urzeit und Altertum wissen wir nichts. Die geschichtlichen Legenden der „Gründung" Roms und seiner Königszeit geben uns das Bild einer Gesellschaft, die dem Mittelaltertypus angehört. Das römische Mittelalter endet ungefähr im Jahre 300 vor unserer Zeitrechnung, als Rom sich zur Herrscherin über Italien gemacht hatte. Und dann beginnt eine Gesellschafts- und Kulturentwicklung, welche typologisch der Geschichte Europas (Osteuropa ausgenommen) nach dem Jahre 1500 (nach Christo) entspricht.

Das Mittelalter der Griechen endet um das Jahr 500 vor Christo herum, also mit den Perserkriegen. Und dank der homerischen Dichtung können wir gewisse Züge des Übergangs Griechenlands von jenem Entwicklungsstadium der antiken Reiche, wovon die Ruinen und Überreste in Knossos, Mykenä und Tyrins in so beredter Weise Zeugnis ablegen, zu einer mittelalterartigen Gesellschaftsordnung, einer Adelsherrschaft, hervorschimmern sehen. Und gleich der Geschichte Roms führt auch die Griechenlands zu einem Imperium hin — zu dem griechisch-makedonischen Weltreiche Alexanders des Großen (gegen Ende des vierten Jahrhunderts vor Christo). Ebensowenig wie das römische Imperium war dieses um dreihundert Jahre ältere griechische Imperium eine soziologisch-primitive Erscheinung. Auf der

weltgeschichtlichen sozialen Entwicklungsleiter stehen die Imperatoren Alexander und Cäsar den Imperatoren Karl dem Fünften, Ludwig dem Vierzehnten und Napoleon dem Ersten näher als dem Assyrer Assurbanipal, dem Babylonier Nebukadnezar oder dem Perser Darius, obwohl der Zeitabstand zwischen Alexander und dem gewaltigen Assyrer nur 300 Jahre beträgt, während 1880 Jahre das Todesjahr Alexanders von dem Karls des Fünften trennen.

Die altorientalischen Großkönigreiche — die ägyptischen, babylonischen, assyrischen, medischen, persischen, indischen und chinesischen — waren echte Imperien, aber von einem viel primitiveren soziologischen Typus als die Reiche Alexanders, Cäsars, Karls des Fünften, Ludwigs des Vierzehnten und Napoleons des Ersten. Jenen Altertumstypus eines Imperiums finden wir nicht nur in dem Reiche Karls des Großen um das Jahr 800 nach Christo herum, sondern auch in den neueren Mongolen- und Tataren- oder Türkenreichen wieder. Letztere wurden durch die Angriffe der Hunnen gegen die Germanenvölker im Jahre 375 vorbereitet und führen uns zu der Staatsbildung der Tataren in Rußland zwischen 1237 und 1480 und zu dem im Anfange des 14. Jahrhunderts gegründeten und durch endgültige Vernichtung des oströmischen Reiches (1453) dem ganzen Europa so verhängnisvollen Imperium der Türken (Osmanen) hin. Auch in Amerika entdecken wir Imperien dieses Altertumstypus — nämlich in den durch die Spanier erst vor vierhundert Jahren in barbarischer Weise zerstörten altamerikanischen Azteken- und Inkareichen in Mexiko und Peru.

Die antiken Imperien sind nichts anderes als imperialistische Großkönigreiche, d. h. Großkönigreiche mit Weltstaattendenzen. Wenn in dem Kampfe innerhalb einer Gruppe primitiver Kleinkönige ein einziger der Überlebende bleibt, dann ist ein primitiver Einheitsstaat oder Nationalstaat unter dem Zepter eines Großkönigs entstanden. Aber nicht immer haben äußere Verhältnisse und innere Voraussetzungen aus jenem primitiven Großkönige einen primitiven Imperialisten gemacht.

Der Umstand, daß die Weltgeschichte auf diese Weise eine Doppelreihe Imperien aufweist — antike und moderne Imperien — und daß beide Typen manchmal zu gleicher Zeit oder in umgekehrter Zeitfolge vorkommen, kann nur so lange verwirrend erscheinen, wie wir nicht beachtet haben, daß verschiedene Volksgruppen soziale und kulturelle Entwicklungsläufe, mit großen Ähnlichkeiten oder Übereinstimmungen in den großen Haupt-

zügen, nacheinander und teilweise unabhängig voneinander durchgemacht haben.

Griechen und Römer durchlaufen zwei wesentlich unabhängige, aber im Typus ähnliche soziale Entwicklungskurven, bis das römische Imperium die Trümmer des makedonisch-griechischen Imperiums verschlingt. Die germanischen Barbaren zertrümmern das weströmische Imperium und beginnen den sozialen und kulturellen Entwicklungsverlauf wieder, und zwar von dem Punkte an, auf welchem die Griechen sich schon ungefähr fünfzehnhundert Jahre vor Christo und die Römer vielleicht ein halbes Jahrtausend später befunden haben. Im Grunde hatten die Griechen und die Römer ihrerzeit etwas Ähnliches getan. Sie hatten als Gesellschaftserbauer und Kulturschöpfer an Zeitpunkten, da die altorientalischen Völker schon weit in dem universellen Entwicklungsverlaufe fortgeschritten waren, „von vorn angefangen".

In jedem solchem selbständigen sozialen Entwicklungslaufe tritt, falls er genügend lange fortdauert, der Imperialismus zweimal auf — das einemal im Altertumsstadium, das zweitemal in dem jüngsten, dem „modernen" Stadium, wozu unser eigenes gegenwärtiges Entwicklungsstadium gehört.

Beide Male ist die Bildung eines „weltumfassenden" Großstaates ein grundlegendes Faktum. Und beide Male tun soziales Leben und Kultur einen Riesenschritt vorwärts. Ein Volk tritt aus den Lebensverhältnissen der ursprünglichen, eng lokalen Begrenzung, der engen Wohnsitze und der primitiven Stagnation (der „Kleinstaaterei", der „Kleinbürgerlichkeit") heraus und strebt nach einem scheinbar oder wirklich weltumfassenden Rahmen der Gestaltung seines sozialen und geistigen Lebens hin.

Der Imperialismus als universale weltgeschichtliche Erscheinung ist der absolute Beweis, daß Welterpansion der Gesellschaft und der Kultur, soziale und kulturelle Welteroberung allgemeinmenschliche Grundtendenzen bilden. Sie sind universell menschliche Äußerungen eines seelischen Wachsens und Strebens, das prinzipiell keine anderen Grenzen der Machterweiterung eines Staates anerkennt als die durch die materielle Begrenzung der Erdkugel („der Welt") bedingten Grenzen.

Tatsächlich sind die Grenzen der imperialistischen Expansion eines Volkes viel enger — denn es wohnen ja zugleich stets auch andere Völker auf diesem kleinen engen Erdballe.

Damit ist aber auch die Unvermeidlichkeit eines wirklichen Weltkrieges,

eines Krieges um den Platz selbst auf der Welt für einen imperialistischen Staat und eine imperialistische Kultur gegeben — wenigstens so lange, wie Krieg überhaupt noch eine psychische Möglichkeit ist. In dem Augenblicke, da alle Völker der Erde zu edel sein werden, um Krieg führen zu können, ist das Weltreich, das Imperium, oder der Anteil an der Weltmacht der letzte Zankapfel gewesen, um welchen sie hätten Krieg führen wollen und können und um welchen sie tatsächlich Krieg geführt haben.

Der Kampf um das Imperium, das „Weltreich", die Universalmonarchie, scheint sich uns, den Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts, über den ganzen, durch dokumentarische Forschung beleuchteten Teil der Geschichte der Menschheit zu erstrecken — zwischen der Nacht der Vorzeit und dem Dunkel, welches die Zukunft verhüllt.

Nicht entfernt alle Völker sind an diesen großen weltgeschichtlichen Kraftmessungen und Expansionsversuchen beteiligt. Die meisten Menschenstämme der Erde sind unterhalb des Altertumsstadiums oder drinnen in seinen niedrigeren Entwicklungsgraden stehengeblieben. Wir nennen solche in der Vorbereitungsschule der Menschheit Sitzengebliebene „Primitive", „Naturvölker", „Wilde" und niedriger stehende „Barbaren". Einige unter ihnen erheben sich freilich über das umherirrende Dasein des Urmenschen und des Hirtenvolkes und siedeln sich an, aber ihre soziale Entwicklungskraft und ihr politischer Expansionstrieb sind schon erschöpft gewesen, nachdem sie stabile Landstaaten oder Stadtstaaten oder Familien- und Stammesstaaten mit patriarchalischer Häuptlings- oder Königswürde — ein Kleinkönigtum — zu bilden vermocht haben.

Oft ist dieser Zustand erst durch ein mehr als gewöhnlich kriegerisches, organisationsfähiges Erobervolk erschüttert worden, welches die vielen kleinen Königreiche und Stammstaaten mit dem Schwerte zu einem einzigen Großstaate und Nationalstaate unter einem Großkönige — einem Assurbanipal oder einem Karl dem Großen — zusammengeschmiedet hat.

Legenden und Inschriften haben diese barbarische Großstaatbildung gewöhnlich als das eigenhändige Werk des barbarischen Großköniges hingestellt. Jedoch nicht immer mit Recht oder mit gleichem Rechte. Der Soziologe gewahrt, daß die ältesten antiken Imperien nicht nur entstehen, wenn sich besonders machtvolle Menschen offenbarten, sondern auch auf vorzugsweise üppigem Boden — d. h. in den ausgedehnten, fruchtbaren Tälern des Nils, des Euphrat, des Indus, des Ganges und des Hoang-ho. Die Na-

tur, als Grundlage des wirtschaftlichen Daseins des Menschen, erleichterte hier die Bildung großer Gesellschaften und Staaten durch gradweise vorsichgehende Verschmelzung der ältesten Landgemeinden und kleinen Familienstaaten oder lud dazu ein. Doch ohne Gewalt und Krieg ist es wohl nie geschehen — ganz einfach aus dem Grunde, weil auch dann, wenn keine fremden Eroberer auftraten, die primitiven Gesellschaften sich anscheinend stets und allerorten miteinander im Kriege befunden haben.

Was unser Interesse an jenen ältesten, noch sehr barbarischen Imperien (das Mittelalter kommt ja erst nach ihnen!) erweckt und uns sie bewundern läßt, das ist die schwindelerregende Kühnheit und Großartigkeit der sozialen Konstruktionsarbeit selbst, die hier mit schwachen inneren und äußeren Mitteln ausgeführt wurde. Verkehrsmittel, Produktionsweise, administrative Technik, Gesetzgebungskunst, Rechtspflege, alle diese unentbehrlichen Mittel des Imperialismus sind noch sehr primitiv, wenn man sie mit unseren entsprechenden Einrichtungen vergleicht — und gleichwohl scheuen die Eroberer und die Herrscher nicht vor den enormsten Aufgaben zurück. Das, was jene antiken Imperien schließlich zurückließen, nachdem ihnen Krieg oder innere Entwicklung ein Ende gemacht hatte, war vor allem ein allgemein menschlicher Fortschritt in der Kunst, soziales Leben im großen innerhalb ungeheuerer Ländergebiete mit einer sehr zahlreichen, oft in ethnischer und kultureller Hinsicht bunt zusammengesetzten Bevölkerung zu organisieren und zu leiten.

Bereits dieser Altertumsimperialismus enthüllt also wie mit einem Zauberschlage, wie unfaßbar expansiv die soziale Natur des Menschen in ihrem tiefsten Inneren ist — d. h. schon auf ihren frühen Entwicklungsstufen. Sie zeigt auf ihre barbarische Weise, daß es von Anfang an in dem Wesen der kraftvolleren Menschenstämme liegt, sich mehr oder weniger klar bewußt unbegrenzte soziale Aufgaben, die gigantischsten Gesellschaftserbaueraufgaben, zu stellen und freudig das Leben aufs Spiel zu setzen, um sie zu lösen. Es hat den Anschein, als ob die in sozialpsychischer Hinsicht am meisten mit Kraft gesättigten Völker ihre eigene geistige Reife nicht abwarten könnten, ehe sie sich in die für sie selbst und andere lebensgefährlichsten und aussichtslosesten Versuche zur Lösung des „Weltstaatproblems", des Problemes einer Vereinigung der „ganzen Menschheit" zu einer einzigen Gesellschaft, einem einzigen Staate, stürzen müssen.

Wie viele außerordentlich hochbegabte Völker sind schon in den sozialen Erdbeben auf ewig von der Weltbühne verschwunden, durch jene Erdbeben,

welche jener allgemeinmenschliche Jugendtaumel — jene junge, wilde Begierde nach Weltmacht und Weltstaat — hervorgerufen hat!

Der unvermeidliche Untergang der antiken Imperien scheint demnach seinen Grund wesentlich in allgemeiner geistiger Unreife und in mangelnden Grundlagen für die allgemeine kulturelle sowohl wie soziale Entwicklung der Völker zu haben, welche jene Staaten meistens eher durch willkürliche Eroberung von außen her, als durch organische Entwicklung von innen heraus aufbauten. In gewissem Maße läßt sich vielleicht dasselbe von dem schnell entstandenen und schnell zersplitterten Imperium Alexanders des Großen sagen — obgleich die mit Genie gesättigte, relativ reife griechische Gesellschafts- und Kulturentwicklung hinter diesem imperialistischen Abenteuer steht. Gleichwohl haben ja die kulturellen Resultate des Imperialismus Alexanders außerordentlich große Bedeutung für die Menschheit gehabt. In der Geschichte der Menschheit ist der große Makedonier der erste, welcher einer Weltkultur, einer weltumfassenden Kulturgesellschaft, worin alle die bedeutendsten Kulturvölker der Erde in geistige Berührung und geistigen Verkehr miteinander treten, eine Perspektive erschlossen hat.

War Alexanders Reich in politischer Beziehung nur ephemer, so gewahren wir bei dem relativ langsam und durchaus organisch entstandenen, nicht nur durch Eroberung, sondern auch durch Kolonisation aufgebauten, nicht allein mit physischer Macht, Militärmacht, sondern auch mit geistiger Macht, Kulturmacht, zusammengeschweißten römischen Reiche das Gegenteil.

Bei diesem hat mancher Forscher die Voraussetzungen zu „ewigem" Fortbestehen zu finden geglaubt; und sein Untergang ist dann als ein weltgeschichtliches Rätsel oder als ein zufälliges Unglück von weltgeschichtlichen Proportionen erschienen. Weshalb hätten die Germanenvölker nicht von der Kultur und dem sozialen Leben des Römerreiches absorbiert werden können? Dann wäre Europa eine neue Barbarei erspart geblieben sowie ein neuer ephemerer Altertumsimperialismus, ein neues Mittelalter und danach das Bedürfnis einer Renaissance als schließlicher Einleitung zur Wiedergewinnung des sozialen und kulturellen Niveaus, welches typologisch dem des weströmischen Imperiums zu der Zeit, als dieses in barbarischer Weise durch die Germanenvölker zerschlagen und zertrümmert wurde, entsprechen sollte.

Noch heutigentages hat es den Anschein, als ob kein Imperium den allgemeinmenschlichen Grundgedanken des Imperialismus mit solcher Kraft

und Klarheit, mit solcher politischer Genialität und kultureller Toleranz verwirklicht habe wie das römische, als es unter Trajanus, Hadrianus, Antoninus Pius und Marcus Aurelius den Gipfel seiner Lebenskraft erreicht hatte. Aber es läßt sich vermuten, daß es wieder die barbarische Jugendlichkeit der Menschheit war, die das Problem der Stabilität des Imperiums unlösbar machte. Im Jahre 200 nach Christo gab es zu viele noch im Entwicklungsstadium der Barbarei steckende Völker innerhalb und außerhalb der Grenzen des Imperiums. Ihre geistige Primitivität mußte die der Zahl nach geringe echtrömische Aristokratie imperialistischer Gesellschaftserbauer schließlich anstecken und durch Blutmischung überschwemmen. Die Werke jener Aristokraten ließen sich, aus Mangel an den richtigen geistigen Kräften, unter den immerfort wachsenden äußeren und inneren Schwierigkeiten nicht länger weiterführen und mußten deshalb untergehen — doch, wie gesagt, nicht aus dem Grunde, weil die Menschheit zu alt und machtlos geworden, sondern daher, weil sie zu jung und zu barbarisch war.

Nach der Auflösung des weströmischen Reiches und seiner Teilung zwischen den Germanenvölkern war jedoch der Imperialismus in Europa nicht tot. Das Oströmische Reich steht als zusammensinkende Ruine da, bis es am Ende des Mittelalters gänzlich dem Imperium der Osmanen in Südosteuropa und Kleinasien weichen muß. Karls des Großen gewaltiges Altertumsimperium, auf welches im Jahre 800 die Imperatorwürde des alten Roms übertragen wird, zerfällt freilich bald; aber bei einem der drei Reiche (Deutschland, Frankreich und Italien), die jetzt entstehen, bleibt das ganze Mittelalter hindurch ein bleicher Schimmer des römischen imperialistischen Gedankens und ein noch schwächeres Rudiment seiner imperialistischen Wirklichkeit — nämlich in dem Deutschen Reiche, einem „heiligen Römischen Reiche deutscher Nation".

Der schwache Zusammenhalt und die politische Schwäche dieses ersten deutschen Kaiserreiches hat indessen ihre sehr einfache und absolut unwiderlegliche Erklärung und Entschuldigung. Dieses germanische Imperium entsteht im Anfange des Mittelalters des deutschen Volkes und besteht während der ganzen Dauer dieses Mittelalters. Doch Mittelalter (Adelsherrschaft, Feudalismus) und Imperialismus sind völlig unvereinbar. Das eine bedeutet die äußerste lokale Zersplitterung und das andere die äußerste lokale Konzentration politischer und rechtlicher Macht innerhalb eines geographischen Gebietes. Beides: eine starke Feudalherrenmacht und

eine starke Imperatormacht, kann man nicht zugleich haben. Die deutschen Barbarenstämme mußten in der Zeit vom Jahre 800 bis zum Jahre 1500 mit derselben inneren psychischen Notwendigkeit ihr Mittelalter durchleben, wie ein menschliches Individuum zwischen seinem achten und seinem fünfzehnten Lebensjahre seine „Flegeljahre" (sans comparaison übrigens!) durchleben muß. Kein Wunder daher, daß ihr „römisches Imperium" sehr schwach imperialistisch und sehr stark feudal war! Die Tragödie der fränkischen Kaiser und der Hohenstaufen liegt darin, daß sie sich in dem Versuche, eine weltgeschichtlich vollkommen unlösliche Aufgabe zu lösen, hinopferten.

Das deutsche Kaiserreich existiert indessen — gleichsam um den uralten imperialistischen Gedanken nicht im Herzen des jungen Europas aussterben zu lassen. Es besteht bis zum Jahre 1806 fort, in welchem der Korse Napoleon Bonaparte, der Imperator über das alte Germanenreich geworden ist, die Auflösung des Deutschen Reiches und die Übertragung des Imperatortitels auf Österreich veranlaßt. Von da an, nach 1815, behilft sich Deutschland mit einem „Deutschen Bunde" in verschiedener Gestalt, bis 1871 wieder ein deutsches Imperium errichtet wird.

Derjenige, welcher ein überzeugendes Beispiel eines Ereignisses, das ohne jeglichen Vorbehalt als geschichtlich notwendig bezeichnet zu werden verdient, zu finden wünscht, kann nichts Besseres tun, als die politische Geschichte der deutschen Stämme von 800 bis 1871, sowie die Errichtung des modernen deutschen Imperialismus in diesem letzteren Jahre „durch Blut und Eisen" studieren. Nach dem germanischen Altertumsimperium Karls des Großen mußte dereinst, als die Zeit vollendet war, das deutsche Gegenwartsimperium Wilhelms des Ersten kommen — wenn irgendein deutscher Zweig des germanischen Volksstammes überhaupt soll existieren und im Zentrum Europas wachsen und sich als selbständig wirkende Nation auf dieser unserer Weltkugel entwickeln können.

Für einen Soziologen und Sozialhistoriker kann es kaum eine Auffassung geben, die in beredterer Weise von nationalistischem Vorurteile und geschichtlicher Unkenntnis oder von einer größeren Reinkultur imperialistischer Abgunst und Eroberungslust zeugt als die Doktrin, daß das neue Deutsche Reich ein willkürlich mit „Blut und Eisen" zusammengefügtes Kunstprodukt, etwas weltgeschichtlich Überflüssiges oder allgemeinmenschlich Schädliches sei, und also etwas, das wieder beseitigt werden müsse — im wohlverstandenen imperialistischen Interesse der Nachbarn im Westen und im Osten!

Dennoch ist dieses Vorurteil gegen den deutschen Imperialismus erwiesenermaßen der populärste Gedanke auf englischer, französischer und russischer Seite in dem Weltkriege der Jahre 1914—1915. In welchem Maße ihn auch verantwortliche Staatsmänner und Politiker auf der Ententeseite zu teilen scheinen, werde ich späterhin zu beleuchten versuchen.

Hier findet man demnach die Anknüpfungspunkte zwischen dem Probleme der universalen Rolle des Imperialismus in der Gesellschaftsentwicklung und dem gegenwärtigen Kampfe, den die englisch-französisch-russische Koalition aus imperialistischen Interessen gegen das große mitteleuropäische, das deutsche Imperium führt. Was bedeutet nun eigentlich die offene Bedrohung der Existenz dieses Reiches oder seiner Weiterentwicklungsmöglichkeiten, wenn die geschichtliche Notwendigkeit des neuen deutschen Kaiserreiches ebenso unbestreitbar ist, wie denkbarerweise die Notwendigkeit irgendeines geschichtlichen Ereignisses?

Es wird in der Folge eine meiner Hauptaufgaben sein, in den Dokumenten des Weltkrieges die Antwort auf diese Frage zu suchen.

Eine weitere Vorbereitung zu dieser Arbeit muß darin bestehen, daß den Zügen, welche den gegenwärtigen europäischen Imperialismus besonders kennzeichnen, einige Aufmerksamkeit geschenkt wird. Das heißt, daß wir in den geschichtlichen Urkunden die verschiedenen Charaktere und voneinander abweichenden Entwicklungsrichtungen der gegenwärtigen Imperien und den Platz des gegenwärtigen, sehr verwickelten imperialistischen Weltkrieges im Zusammenhange der Weltgeschichte zu entdecken versuchen.

## 2. Der Umfang des modernen Imperialismus / Die Ausdehnung des Weltkrieges und seine Faktoren

Von einem Gesichtspunkte aus ist der heutige Imperialismus ein bescheideneres oder maßvolleres Streben als der antike. Letzterem mit seinen sehr unvollständigen geographischen Kenntnissen lag die Universalmonarchie, der einzige, allumfassende Weltstaat, innerhalb der Grenzen der praktischen Politik. In unserer Zeit scheint die praktische Politik nur mit einer imperialistischen Teilung der Welt rechnen zu können — obgleich es, sehr charakteristischerweise, wenigstens auf englischer und russischer Seite, sogar innerhalb autoritativer Kreise nicht an Stimmen fehlt, welche in dunklen Worten das Evangelium der Welteroberung und der Universalmonarchie als praktischer Politik mit einer Perspektive von einem Jahrhundert oder zweien in der Zukunft predigen.

Von diesem letzterwähnten, meiner Meinung nach durchaus nicht ganz bedeutungslosen Phänomene für den Augenblick abgesehen, begnügt sich der gegenwärtige Imperialismus damit, die Welt zwischen Imperien zu teilen, und kann sich bei diesem seinem Standpunkte auf hard facts stützen. Die Welt ist nämlich schon in sehr großer Ausdehnung zwischen Imperien geteilt.

Doch ihre gerade jetzt bestehende Teilung ist offenbar nicht viel anderes als ein flüchtiges Moment in einem beständig fließenden Strom der Weltbegebenheiten. Überdies ist die Teilung, im Verhältnis zu den Entwicklungskräften und Entwicklungsansprüchen, teilweise sehr ungleich und, in Verbindung damit, teilweise stark veraltet oder auch viel zu frischen Datums, um völlig endgültig zu wirken. Und Verschiedenes ist noch „ungeteilt" geblieben — d. h. noch nicht zwischen Imperien geteilt.

Der jetzige Teilungsimperialismus enthält also offenbar durchaus keinen geringeren Grad an Weltkriegsgefahr als der antike Monoimperialismus. Eher das Gegenteil.

Unsere Weltkugel ist unter zehn mehr oder weniger typische Imperien und mehr oder minder ausgeprägt imperialistische Staaten, sowie fünfzig andere unabhängige Staaten, die keinen imperialistischen Charakter und keine imperialistischen Bestrebungen haben, verteilt.

Als die unbestreitbar typischsten Imperien aller Staaten der Gegenwart treten England und Rußland hervor, die beiden beständig eroberungs- und erweiterungssüchtigen Staatsriesen mit monoimperialistischen, absolut weltumspannenden Zukunftsträumen, die an den bereits erreichten imperialistischen Resultaten eine solide Basis besitzen. In geographischer Hinsicht sind sie einander ja so unähnlich wie nur möglich. Einerseits das geographisch zusammenhängende, auf Europa und Asien, die kalte und die gemäßigte Zone, beschränkte russische Kontinentalreich, und andererseits das fast gleichmäßig über alle Weltteile ausgebreitete und besonders in heißen Zonen stark vertretene, vorzugsweise marine englische Imperium.

Eine charakteristische Eigentümlichkeit beider ist die entscheidende politische Bedeutung ihrer ungeheueren Besitzungen außerhalb Europas. Ihre Einsätze in Europas Staatsleben sind so stark durch ihre außereuropäischen Verhältnisse, Hilfsquellen und Interessen beeinflußt, daß sie vom Standpunkte rein europäischer Politik als nur halbeuropäische Staaten gelten müssen. Durch Rußland sind Nord- und Mittelasien bedeutungsvolle Faktoren im europäischen Staatsleben; und dank England läßt sich dies auch von Kanada, Ägypten, Südafrika, Australien und Südasien sagen.

Der Weltteil Europa muß auf diese Weise in seinen inneren politischen Angelegenheiten eine Beeinflussung durch die anderen Weltteile erleiden, welche der Herrscherstellung Europas im gegenseitigen Gesellschaftsleben der Weltteile seltsam widerstreitet. Diese Einwirkung, welche nie so scharf hervorgetreten ist wie während des Weltkrieges der Jahre 1914—15 und ihn in Wahrheit zu einem Weltkriege gemacht hat, bildet eines der deutlichsten Kriterien des Vorhandenseins eines weltumfassenden Imperialismus — dessen Hauptträger demnach England und Rußland sind.

Wenn auch mit ein wenig niedrigerem imperialistischen Range, muß Frankreich, dank seinen gewaltigen afrikanischen und asiatischen Besitzungen, zu derselben Klasse stark außereuropäisch orientierter Imperien wie England und Rußland gerechnet werden. Nichts enthüllt dieses imperialistische Geheimnis in der französischen Staatsseele deutlicher als die Zielbewußtheit, womit das Frankreich unserer Tage seine afrikanischen Kolonien als Produzenten und Lieferanten besonderer Truppen zum Kriege auf europäischen Schlachtfeldern benutzt — genau so, wie es England und Rußland mit ihren außereuropäischen Besitzungen machen.

Die drei am klarsten imperialistischen europäischen Imperien sind also

England, Rußland und Frankreich — also weder mehr noch weniger als die Tripelentente; ein Faktum, das wie ein Gedanke aussieht!

Dieser Gedanke erlangt noch größeres Gewicht durch die Wahrnehmung, daß der vierte imperialistische Staat der Gegenwart Japan heißt — Japan, der mehr oder weniger treue Mithelfer der Tripelentente und gegenwärtig Asiens einziges einheimisches, in imperialistischer Weise aktives Imperium. Ein bedeutungsvolles Faktum, nicht zum wenigsten von großpolitischen Zukunftsgesichtspunkten aus.

Asien ist die Wiege der Imperien, und dort gibt es noch zwei Imperien — obgleich mit etwas altertümlichem Typus —, nämlich die Türkei und China. Jene ist anscheinend ein zum Niedergange neigender, gegenwärtig nur defensiv operierender, aber deshalb nicht notwendigerweise zu baldigem Untergang verurteilter Staat — jedenfalls ein Staat mit außerordentlich zweifelhaften volkswirtschaftlichen und kulturellen Qualifikationen und daher als Zukunftsfaktor nicht hoch zu bewerten.

Mit China dagegen verhält es sich gerade umgekehrt. Dieses Riesenreich sieht augenblicklich wie ein eingeschlafenes Imperium aus. Doch kein Urteilsfähiger kann daran zweifeln, daß der greise Leviathan der Weltgeschichte ungeheuere Reserven wirtschaftlicher und kultureller Kraft besitzt und daß eine nicht ferne Zukunft wahrscheinlich mit einer neuen Flutwelle von chinesischem Imperialismus rechnen muß — neben welchem der japanische zu einem sehr sekundären Rang hinabsinken wird.

In der gegenwärtigen Weltkrisis aber sind Japan und die Türkei sicherlich wichtigere autonome Faktoren als China.

Richten wir nun den Blick wieder auf unser altes Europa, so haftet er auf dem Widersacher der Tripelentente: dem Dreibunde — auch einer imperialistischen Kombination, obwohl der ersteren sehr unähnlich.

Zuerst Deutschland — das neueste, an innerer Kraft am gewaltigsten wachsende Imperium, dessen politische Rangstellung in der Welt noch nicht dahin gelangt ist, endgültig zu sein, aber um dessen imperialistische Rangstellung und Machtstellung sich dieser Weltkrieg schließlich dreht.

Ferner Österreich-Ungarn — ein rein heimisch-europäisches Imperium mit sehr eigentümlichem, teilweise sicherlich veraltetem Typus, aber wahrscheinlich reform- und entwicklungsfähig und als südliche Grenzwacht gegen Rußlands europäisch-asiatischen Imperialismus und dessen Streben nach Expansion auf der Balkanhalbinsel abwärts noch lange unentbehrlich.

Der Dritte des Dreibundes, Italien, ist höchstens als imperialistischer Anfänger anzusehen, darf aber doch als wichtig in Ansehung der gegenwärtigen, außerordentlich unklaren großpolitischen Situation (März 1915) und Italiens sehr dunklen Absichten und Aktionsmöglichkeiten während der nächsten Zukunft gelten.

Von den gegenwärtigen Imperien und imperialistischen Staaten der Welt bleibt dann nur noch einer — die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit ihrer Monroedoktrin und ihren übrigens mit jedem Jahre immer mehr hervortretenden imperialistischen Anschauungen und Lebensinteressen wirtschaftlicher, politischer und ethnischer Art.

Diese zehn Imperien und imperialistischen Staaten sind alle jetzige „Großmächte" nach Kjelléns Terminologie — außer der Türkei und China, die er zu den „ehemaligen Großmächten" rechnet. Dieser letztere Begriff kann sich mit den beiden Begriffen: aktive Imperien im Rückgange begriffen, und: Imperien in großpolitischer Inaktivität decken.

Natürlich wird es in zwei oder drei Fällen eine Sache rein individueller Beurteilung sein, ob sie auf der im gegenwärtigen Augenblicke geltenden imperialistischen Staatsliste mitzuzählen oder davon auszuschließen sind.

Mir ist der in soziologischer und politisch entwicklungsgeschichtlicher Hinsicht so außerordentlich bedeutungsvolle Begriff „Imperium" — der sich nicht ganz mit Kjelléns „Großmacht" deckt — entscheidend gewesen.

Ich gehe jetzt dazu über, den Umfang des modernen Imperialismus und, im Zusammenhange damit, die Ausdehnung dieses imperialistischen Weltkrieges statistisch zu beleuchten.

Wie große Teile der Erdoberfläche und der Anzahl des Menschengeschlechtes sind „imperialisiert", durch Imperien und sichtlich imperialistische Staaten absorbiert? Wie große Ländergebiete und Bevölkerungsmassen sind, durch Staatsangehörigkeit, gegenwärtig (im Januar 1915) direkt in den Weltkrieg hineingezogen worden?

Summieren wir die Ländergebiete der zehn imperialistischen Staaten in allen fünf Weltteilen (einschließlich der Polarregionen), so erhalten wir 96 662 000 Quadratkilometer; was, wenn man es mit der ganzen Landoberfläche der Erde vergleicht, sich als nicht weniger denn 66% all des trockenen Landes erweist, das die Natur dem Menschengeschlechte zur Verfügung gestellt hat.

Innerhalb des übrigbleibenden Teiles der Landfläche unserer Weltkugel

finden wir das südamerikanische Festland mit 18 600 000 qkm, also 13% der Landoberfläche der Erde, vertreten. Sollte Südamerikas nähere politische Zukunft irgendeine Art imperialistischer Gestaltung annehmen — wovon sich ja die Monroedoktrin als Vorzeichen ansehen läßt —, so wären 79% der trockenen Erdfläche „imperialisiert" und damit, im großen gesehen, die Teilung unserer Weltkugel zwischen Imperien eine vollendete Tatsache, von den übrigen Landerwerbungen, welche der Imperialismus inzwischen vielleicht hat machen können, abgesehen.

Wenn wir in dieser geographischen Berechnung die Frage der Herrschaft über die kleinen und großen äußeren Territorialgewässer beiseite lassen — als unmittelbar mit der Teilung der „trockenen" Landgebiete neben allen ihren Binnengewässern zwischen den Staaten zusammengehörend —, so bleibt doch die Frage nach der Teilung der Herrschaft über sämtliche Weltmeere als eine politische und wirtschaftliche Frage allerersten Ranges übrig.

So, wie diese „Teilung" gegenwärtig vorliegt, ist sie die imperialistischste Tatsache, die es überhaupt auf diesem Planeten gibt. Für England ist es eine selbstverständliche Sache, daß seine unbestrittene Oberherrschaft auf allen Weltmeeren ein absolut unentbehrliches Moment seines Imperiums überhaupt ausmacht — ganz einfach aus dem Grunde, weil seine Landgebiete durch sämtliche Weltmeere getrennt und also auch nur durch diese verbunden sind. Die Meere müssen also mit zum englischen Imperium gerechnet werden, solange dieses Land seine gegenwärtige Zusammensetzung und Machtstellung zu behalten vermag.

Das Imperium über die Weltmeere bedeutet natürlich nicht ein Interesse und eine Macht, im Alltagsleben andere Nationen am Befahren der Meere zu verhindern — dazu sind Englands Einfuhrbedürfnisse und der Handelsbedarf des englischen Imperiums überhaupt viel zu vital und gewaltig. Aber das Imperium über die Weltmeere bedeutet notwendigerweise die Macht, jede beliebige andere Macht vom Befahren der Meere in friedlichen oder kriegerischen Absichten abzusperren, wenn eigene imperialistische Interessen von genügender Bedeutung dies erfordern. Wie wir gerade jetzt sowohl an neutralen wie kriegführenden Staaten recht deutlich gewahren können, ist dies der imperialistische Sinn des Rule Britannia, rule the waves.

Daher ist es kein grotesker Scherz, sondern ein Stück feierlichsten realpolitischen Ernstes, wenn der Soziologe zu dem Anteile des englischen Imperiums auf der Oberfläche unseres Planeten sämtliche eigentliche Welt-

meere hinzurechnet — natürlich unter Berücksichtigung des Umstandes, daß das Imperium über die Weltmeere eine etwas andere Form annehmen muß als das Imperium über Landgebiete und Territorialgewässer.

Wenden wir uns jetzt von der imperialistischen Teilung der Erdoberfläche zu der des Menschengeschlechtes, so finden wir, daß unsere zehn Imperien und imperialistischen Staaten 1 399 700 000 von den 1 657 000 000 Menschen der ganzen Erde einschließen, d. h. nicht weniger als 84,5%. Käme Südamerika mit seinen 43 Millionen Einwohnern mit in Rechnung, so würde dieser imperialistische Prozentsatz der Menschheit auf 87% steigen.

Es ist in diesem Zusammenhange interessant, zu sehen, wie es sich mit der Größe der Landgebiete und der Volksmenge nebst der geographischen Verteilung der Besitzungen innerhalb der beiden jetzt (Neujahr 1915) einander bekriegenden Parteien verhält, wobei wir zunächst nur die kämpfenden Imperien mitrechnen — also einerseits die Gruppe der „Entente", England—Frankreich—Rußland—Japan, und andererseits die Gruppe des „Bundes", Deutschland—Österreich-Ungarn—Türkei.

Die Gruppe der „Entente" weist 68 031 000 qkm Landgebiet mit 777 060 000 Einwohnern, also 46,6% der ganzen trockenen Erdoberfläche und 47% der ganzen Menschheit auf. Auf seiten des „Bundes" dagegen finden wir 5 921 000 qkm und 150 199 000 Einwohner, also bloß 4% der trockenen Erdoberfläche und nur 9,1% der ganzen Bevölkerung der Erde.

Der Streit der „Entente"-Gruppe gegen die „Bundes"-Gruppe ist also, was jene Größen, Landoberfläche und Volksmenge, anbetrifft, der ungleichste Kampf, den man sich denken kann.

Sollte nun jemand einwenden, daß ich Japan nicht hätte mitrechnen müssen, weil dieses Imperium sich, dem Anscheine nach, nicht gerade energisch an dem Landkriege in Europa beteiligen will (in diesem Augenblicke jedenfalls eine höchst unsichere Frage!), so läßt sich ja hervorheben, daß Japan einerseits am Seekriege und Landkriege in Asien gegen Deutschland teilgenommen hat und daß ich andererseits die nicht „imperialistischen" Mitkämpfer innerhalb der Gruppe der „Entente" nicht mitgezählt habe — nämlich Serbien, Belgien und Portugal, d. h. Staatsgebiete mit zusammen 4 670 000 qkm und 42 300 000 Einwohnern, womit man Japans 674 000 qkm und 72 206 000 Einwohner vergleichen möge.

Schließlich ist es interessant, auszurechnen, daß die Krieg miteinander führenden Imperien und imperialistischen Staaten (also außer Serbien, Bel-

gien und Portugal) 50,7% der trockenen Erdoberfläche besitzen und 56% der Menschheit enthalten (74 Millionen Quadratkilometer und 927 Millionen Einwohner).

Größerer Klarheit halber füge ich hier diese außerordentlich beachtenswerte „imperialistische" Statistik in tabellarischer Form bei[1]:

### Tabellarische Übersicht über die zehn Imperien und imperialistischen Staaten der Erde.

| Imperien und imperialistische Staaten | Landfläche in Quadratkilometern | Einwohnerzahl |
|---|---|---|
| 1. England . . . . . . . . . . . | 33 857 000 | 440 326 000 |
| 2. Rußland . . . . . . . . . . . | 22 386 000 | 169 374 000 |
| 3. Frankreich . . . . . . . . . . | 11 114 000 | 95 154 000 |
| 4. Japan . . . . . . . . . . . . | 674 000 | 72 206 000 |
| Summe der Imperien der „Entente" | 68 031 000 | 777 060 000 |
| 5. Deutschland . . . . . . . . . | 3 449 000 | 77 209 000 |
| 6. Österreich-Ungarn . . . . . . | 677 000 | 51 390 000 |
| 7. Die Türkei . . . . . . . . . . | 1 795 000 | 21 600 000 |
| Summe der Imperien des „Bundes" | 5 921 000 | 150 199 000 |
| Summa summarum der kriegführenden Imperien . . . . . . . . | 73 952 000 | 927 259 000 |
| 8. Die Vereinigten Staaten . . . | 9 694 000 | 106 722 000 |
| 9. China . . . . . . . . . . . . | 11 139 000 | 329 618 000 |
| 10. Italien . . . . . . . . . . . | 1 877 000 | 36 090 000 |
| Summe der nicht Krieg führenden imperialistischen Staaten . . . . | 22 710 000 | 472 430 000 |
| Summe der Imperien und imperialistischen Staaten . . . . . . . . | 96 662 000 | 1 399 689 000 |
| (Sämtliche Länder der Erde) . . . | (145 918 000) | (1 657 097 000) |

Ob man nun seine Liste über zeitgenössische Imperien auf die eine oder die andere Weise zusammensetze und „imperialistische Staaten", die den Rang moderner Imperien nicht ganz erreicht haben, dabei ein- oder ausschließe, das Resultat bleibt dennoch immer dasselbe. Das Vorhanden-

[1] Zusammengestellt und ausgerechnet nach Hübner-Juraschek's Geographisch-statistischen Tabellen, 1914.

sein der sieben oder acht modernen Imperien läßt sich nicht bestreiten; und die Statistik zeigt, daß sie oder ihresgleichen zwei Drittel alles Landes auf unserer Weltkugel beherrschen und über vier Fünftel der ganzen Menschheit einschließen.

Bedürfen wir weiteren Zeugnisses, daß der Imperialismus in unserer Zeit ein Faktum und keine hohle Redensart ist und daß er eine die politischen Verhältnisse unserer Weltkugel in enormer Weise beherrschende Tatsache ist?

Und bedarf es weiterer Beweise des Satzes, daß dieser Weltkrieg ein Krieg des Imperialismus sei? Unter den in den Kampf verwickelten Staaten handelt es sich ja jedenfalls vor allem um die Imperien England, Rußland, Frankreich und Japan, sowie Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei. Und es unterliegt auch keinem Zweifel, daß der Krieg einen der blutersten Kämpfe zwischen ihnen um Oberherrschaft und Weltherrschaft, um Imperium bedeutet.

Wenn er sich, wie hier, im vollen Ernste abspielt, können Weltreiche und Großmächte um nichts anderes miteinander Krieg führen, als um Weltherrschaft und Großmacht. Dies bedingt ihre Natur als Imperien, als unbegrenzt expansive Großstaaten. Die imperialistischen Konturen und Machtlagen der Weltkarte zu ändern, ist also unbedingt die klare Absicht des Weltkrieges, nachdem er einmal ausgebrochen ist. Die scheinbare Unklarheit der Kriegsursache verschwindet vor der Wahrnehmung, daß nichts so unwiderleglich über die wirkliche Natur einer Ursache Zeugnis ablegen kann wie ihre Wirkungen.

Das schließliche Kriterium eines Giftes sind seine giftigen Wirkungen, und das Kriterium eines Explosivstoffes sind seine explosiven Wirkungen. Der Beweis des Vorhandenseins einer den Weltfrieden akut bedrohenden imperialistischen Expansions- und Machtrivalität liegt in dem Ausbrechen eines Kampfes auf Tod und Leben zwischen sämtlichen Imperien der Welt, bis auf zwei — die Vereinigten Staaten und China.

Das Resultat der Kraftmessung kann natürlich unendlich viel weniger dramatisch ausfallen als diese Kraftmessung selbst. Die beiden kriegführenden Staatengruppen können sich so gleichstark erweisen, daß sie nach Jahren der heroischsten und vernichtendsten Kraftanstrengungen gezwungen sind, die Tatsache — nämlich die Kraftgleichheit — durch einen Friedensschluß anzuerkennen, welcher die Staatsgrenzen beinahe unverändert läßt.

Nach dem bisherigen Gange des Weltkrieges zu urteilen, erscheint ein sol-

ches überraschend inhaltsarmes Resultat keineswegs als das unwahrscheinlichste — obwohl auch nicht als das einzig wahrscheinliche.

Nach der Länder- und Bevölkerungsstatistik, die ich oben gegeben habe, könnte es freilich scheinen, als ob jedes andere Resultat des Krieges als die schließliche Niederlage Deutschlands und seiner Mitkämpfer ausgeschlossen sei. Wie können 150 Millionen Menschen mit nur 6 Millionen Quadratkilometer Landgebiet denkbarerweise auf die Länge gegen 777 Millionen Menschen mit 68 Millionen Quadratkilometer Land standhalten? Am allerwenigsten scheint dies in einem Kriege wie diesem, in welchem allgemeine wirtschaftliche Hilfsquellen und der möglichst reichliche Vorrat an Menschenmaterial, besonders Soldatenmaterial, erwiesenermaßen von außerordentlich viel größerer absoluter Bedeutung sind als je zuvor in einem großen Kriege, möglich zu sein.

Und muß nicht jeder beim Studium englischer, französischer und russischer offizieller Mitteilungen sowohl wie der Zeitungsberichte den Eindruck erhalten, daß die mehr oder weniger echte und feste englisch-französisch-russische Siegesgewißheit ganz und gar auf eben diese Überlegenheit an Land und Menschen und auf alles, was sie an rein quantitativer wirtschaftlicher und militärischer Kraft bedeutet, gebaut sei? Und zugleich (so widerspruchsvoll ist die menschliche Natur!) geht daraus mit fast mehr als wünschenswerter Deutlichkeit hervor, daß man der Ansicht ist, es könne keine kühnere und wunderbarere Heldentat geben als die, daß es der Siebenhundertsiebenundsiebzigmillionen-Entente wirklich glücke, den Hundertfünfzigmillionen-Bund gründlich zu besiegen.

Indessen sind ja die materiellen Faktoren nicht entfernt in erschöpfender Weise dadurch charakterisiert, daß man nur Landgebiete und Einwohnerzahlen aufzählt — so fundamental diese an sich auch sein mögen und wie sehr sich ihre Bedeutung auch durch das Hinausziehen des Krieges über einen relativ langen Zeitraum vergrößern mag. Verschiedene Länder weisen sehr große Abweichungen zwischen den Mengen ihrer sonstigen und der speziell kriegerischen Zwecken angepaßten materiellen und menschlichen Hilfsquellen auf. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß hinsichtlich des Landkrieges Japan, Frankreich und Deutschland von Anfang an weit besser zur Ausnutzung der Kräfte der Bevölkerung und des Bodens gerüstet waren, als England, Rußland und Österreich-Ungarn.

Ich verzichte darauf, hier die in statistischen Handbüchern und militärischen Kompilationen vorkommende Statistik über die Streitkräfte zu Lande in

den verschiedenen Reichen anzuführen, weil es mir ganz klar zu sein scheint, daß die tatsächlichen Kriegsverhältnisse sich auf ganz andere Militärziffern gründen. Diese werden ja so lange, wie der Krieg dauert, geheim gehalten, aber daß sie ein Imfeldestehen viel größerer Militärmassen, als die offizielle Statistik sämtlicher Länder ahnen ließ, bedeuten, ist offensichtlich.

Wie hoch man von rein quantitativen Gesichtspunkten aus auch Deutschlands Überlegenheit hinsichtlich der Kriegsbereitschaft und Kriegsausrüstung zu Lande veranschlage, so kann man doch unmöglich der Ansicht sein, daß sie ein Machtübergewicht in einem Kriege auf zwei Fronten gegen zwei solche Gegner, wie das festungsumgürtete und bis zu den Zähnen gerüstete Frankreich und das gewaltige russische Imperium, zusichere. Hierzu kommt Englands enorme Überlegenheit zur See — auch ohne Japans und Rußlands Hilfe — und die ungeheuere wirtschaftliche Bedeutung, welche die Herrschaft über den Verkehr auf den Weltmeeren während eines langwierigen Krieges hat.

Das Kolonialgebiet des Deutschen Reiches, das die von mir über Deutschland angegebenen Land- und Bevölkerungsziffern so ansehnlich anschwellen läßt, muß ja während des Krieges als für Deutschlands Rechnung nicht vorhanden betrachtet werden, weil England, mit Hilfe Frankreichs und Japans, die Weltmeere beherrscht. Alle Zufuhr an wirtschaftlicher und militärischer Kraft, deren sich England und Frankreich in reichem Maße und auf eine für den Verlauf des Krieges bedeutungsvolle Weise dadurch erfreuen, daß sie ihre Kolonien und Besitzungen jenseits des Meeres in Anspruch nehmen, diese Kraftzufuhr von außen her muß Deutschland entbehren.

Deutschland kämpft diesen Streit als europäische Großmacht mit nur europäischen Hilfsmitteln aus. Seine Gegner, England, Rußland und Frankreich, kämpfen als Weltmächte mit Welthilfsquellen.

Rein quantitativ gesehen, kann keine vernünftige Abschätzung des militärischen Wertes der Mitstreiter auf beiden Seiten es möglich machen, daß man in Beziehung auf Deutschlands und seiner Helfer Aussichten auf Sieg zu einer günstigen Auffassung gelange. Wie man die Sache auch drehe und wende — wären die materiellen Massen an Boden, Menschen, Waffen und Waren als solche in diesem Weltkriege die entscheidenden Faktoren, so gäbe es absolut keine Möglichkeiten, eine Gewinnchance für die Seite, auf welcher Deutschland kämpft, herauszurechnen. Und es scheint mir die tiefeingewurzelte Geneigtheit der Engländer, alle Erscheinungen des Lebens nach Pounds, Shillings und Pences zu bewerten oder mit anderen rein ma-

teriellen Maßen zu messen, nicht wenig zu charakterisieren, daß sie sich durch die auffallende quantitative Überlegenheit der Entente-Gruppe eine blinde Siegesgewißheit einflößen lassen — oder wenigstens allen den Glauben an Sieg, den sie im tiefsten Inneren und bei ruhiger, sachlicher Erwägung überhaupt hegen.

Die qualitativen — intellektuellen und moralischen — Imponderabilien müssen wunderbar ungleich zwischen den beiden von Deutschland und England geführten Staatengruppen verteilt sein und müssen in ebenso staunenerregendem Reichtum auf der deutschen Seite vorhanden sein, wie sie auf der englischen spärlich sind. Sonst ist es unfaßbar, daß der Krieg über fünf Monate hindurch einen Verlauf hat aufweisen können, der allen französischen, englischen und russischen Hoffnungen auf baldigen und vollständigen Sieg Hohn gesprochen hat.

Das deutsche Imperium ist nichts weniger als imponierend, wenn man es unter dem Gesichtspunkte des Landgebietes und der Bevölkerung mit solchen Riesen wie dem englischen und dem russischen Imperium oder auch nur mit dem französischen oder dem japanischen vergleicht. Ist Deutschland, mit ihnen verglichen, eine zu fürchtende Macht, so sind es seelische Faktoren — gute oder böse —, welche ihm diesen relativ zu seinen materiellen Hilfsmitteln ungeheuer hohen Machtrang in der Welt verleihen.

Das Studium des modernen Imperialismus und des bisher gewaltigsten kriegerischen Konfliktes der Weltgeschichte muß sich auf die psychischen Faktoren, geistigen Kräfte des Imperialismus und des Krieges konzentrieren, denn sichtlich haben wir hier, und nicht auf dem Gebiete der materiellen Massen, die über den Verlauf der Kraftmessung und den schließlichen Ausgang entscheidenden Fakta zu suchen.

## 3. Die Vorbereitungen des gegenwärtigen Imperialismus aus englischem Gesichtswinkel

„Mit Vorliebe pflege ich zu betonen, daß die Geschichtsforschung sich, während sie wissenschaftlich in ihren Methoden ist, zugleich ein praktisches Ziel setzen muß. Das soll heißen, daß die Geschichtsforschung sich nicht darauf beschränken darf, die Neugierde des Lesers in betreff der Vergangenheit zu befriedigen. Sie muß auch seine Auffassung hinsichtlich des gegenwärtigen Augenblickes und seine Vorstellungen von der Zukunft beeinflussen. Wenn dies richtig ist, so muß die Geschichte Englands mit dem enden, was wir einen sens moral nennen können. Einige großzügige Schlußfolgerungen müssen hervortreten. Englands Geschichte muß die Haupttendenz in den Geschicken des englischen Volkes auf eine Weise darstellen, daß wir gezwungen sind, uns Gedanken über unsere künftigen Schicksale, unsere Aufgabe in der Zukunft zu machen. — — —

„Niemand kann lange Geschichte studieren, ohne von der Vorstellung einer Entwicklung, eines Fortschreitens ergriffen zu werden. Wir bewegen uns vorwärts, jeder unter uns und wir alle zusammen. England ist jetzt nicht, was es unter den Stuarts und den Tudors war, und während der letzten Jahrhunderte wenigstens kann man sagen, daß die Bewegung eine Richtung nach etwas Besserem hin gehabt habe. Wie aber sollen wir diese Bewegung definieren, und wie sollen wir sie messen?

„In welcher Richtung und nach welchem Ziele hin ist der englische Staat vorwärtsgeschritten? Die Worte, die als Antwort gleich auf unsere Lippen kommen wollen, sind Freiheit und Demokratie! — — —

„Wenigstens während des 19. Jahrhunderts ist diese Tendenz deutlich genug, denn das 18. sah nur den Anfang zu Freiheit und Demokratie. Und diese Tendenz fesselt unsere Aufmerksamkeit am stärksten, weil sie lange Zeit hindurch das Hauptthema der politischen Diskussion gebildet hat. Doch die Geschichtsforschung sollte die Dinge in größerer Perspektive sehen. Wenn wir uns in einem kleinen Abstande hinstellen und mit dem Blicke dem Fortschreiten der großen politischen Organisation des englischen Staates, des englischen Volkes während der letzten Jahrhunderte folgen, dann muß uns eine andere Veränderung viel mehr ins Auge springen —

eine Veränderung, die nicht allein viel größer, sondern auch viel auffallender ist, obgleich sie stets in viel geringerem Grade Gegenstand der Diskussion gewesen, teils aus dem Grunde, weil sie mehr Schritt für Schritt vorgeschritten ist, teils aber, weil sie weniger Widerstand oder Widerspruch erregt hat. Ich meine die einfache, auffallende Tatsache, daß der englische Name sich über andere Teile der Erde verbreitet hat. Ein größeres Britannien ist gegründet worden.

„Es liegt etwas sehr Charakteristisches in der Gleichgültigkeit, die wir gegen diese gewaltige Erscheinung — die Ausbreitung unseres Volkes und die Expansion unseres Staates — an den Tag legen. Es hat beinahe den Anschein, als ob wir die halbe Erdkugel in reiner Geistesabwesenheit erobert und bevölkert hätten. Als wir dieses Werk ausführten, also im 18. Jahrhundert, ließen wir es weder unsere Phantasie beeinflussen, noch unsere Denkgewohnheiten im geringsten ändern. Wir haben noch nicht aufgehört, uns selber nur als ein Volk, das im Nordwesten des europäischen Festlandes eine Insel im Meere bewohnt, anzusehen. Wenn man uns nach dem englischen Volk fragte, so würde es uns nicht einfallen, Kanada und Australien mitzuzählen. Und diese Denkgewohnheit hat unsere Geschichtsschreiber beeinflußt. Sie hat sie den wesentlichen Zug der Geschichte des 18. Jahrhunderts übersehen lassen. — Sie haben übersehen, daß die englische Geschichte sich während des 18. Jahrhunderts nicht in England, sondern in Amerika und Asien abspielt. — — —

„Lassen Sie mich die vor sich gegangene Veränderung mit einiger Genauigkeit beschreiben. Während der letzten Jahre der Königin Elisabeth[1] hatte England noch gar keine Besitzungen außerhalb Europas, denn alle Kolonisationsversuche, von denen Hores unter Heinrich dem Achten bis zu denen Gilberts und Raleighs, waren mißlungen. Großbritannien existierte noch nicht. Schottland war ein Königreich für sich, und in Irland bildeten die Engländer nur eine Kolonie inmitten einer fremden Bevölkerung, die sich noch auf der barbarischen Entwicklungsstufe befand. Mit der Thronbesteigung der Familie Stuart[2] begannen zu gleicher Zeit zwei Entwicklungsläufe, deren einer mit Königin Anna[3], der letzten Stuart, endete, während der andere ohne Unterbrechung bis auf unsere Tage fortgedauert hat. Der erste Entwicklungsvorgang besteht in der Vereinigung der drei Königreiche, von welcher man, obgleich sie erst viel später formell abgeschlossen wurde, doch in allem Wesentlichen sagen kann, daß sie das Werk des 17. Jahrhunderts und der Dynastie Stuart sei. Der andere Entwicklungslauf bestand im

[1] Also in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts. [2] 1603. [3] 1702—1714.

Erschaffen eines noch größeren Britanniens, das große überseeische Besitzungen umfaßte. Diese Entwicklung begann mit der ersten königlichen Konzession, welche Virginien im Jahre 1606 verliehen wurde. Die Kolonialentwicklung machte im 17. Jahrhundert große Fortschritte, aber erst im 18. steht das Größere Britannien mit seinen riesenhaften Dimensionen und seiner weltumfassenden Politik in voller Klarheit vor der Welt da. — — —"

Mit diesen Betrachtungen leitete Sir J. R. Seeley, Regius-Professor der modernen Geschichte an der Universität Cambridge und Mitglied der Royal Historical Society usw., jene berühmte Vorlesungsreihe über „Englands Expansion" ein, welche allgemein als das grundlegende Dokument des imperialistischen Gedankens in der englischen Literatur bezeichnet wird. Die Vorlesungen erschienen 1883 in Buchform[1] und haben seitdem beinahe alljährlich eine neue, unveränderte Auflage erlebt.

Es ist sehr eigentümlich und hat sicherlich seine tiefere Bedeutung, daß gerade ein Universitätsprofessor zuerst mit entscheidendem Erfolge das Evangelium des Imperialismus in England gepredigt hat. Die Engländer unterlassen ja nie, halb verächtlich, halb neidisch über die ungeheuer große Bedeutung zu scherzen, welche in Deutschland die Professorengedanken nicht nur auf dem Gebiete der Technik und der Wirtschaft, der allgemeinen Bildung und der Religion, sondern auch auf dem der Politik haben. Besonders spuken in ihrer Phantasie die deutschen Professoren Treitschke und Nietzsche als die „greulichen" Urheber des noch greulicheren deutschen intellektuellen Imperialismus — neben dem „schrecklichen" Kavalleriegeneral Bernhardi. Und nun muß es so kommen, daß der englische Imperialismus unter seinen allerfrühesten und erfolgreichsten Verfechtern einen Professor und einen General zählt — die Herren Seeley und Roberts!

Das läßt tief blicken! Ein Berufsdenker und ein Berufskrieger müssen den Imperialismus als Gedanken aus der Taufe heben. Der erstere der beiden Gevattern gibt die hier exzeptionell weite Gedankenperspektive. Und der letztere legt aus der Erfahrung, die er über das Zusammenhängen des Imperialismus mit „Blut und Eisen" hat, Zeugnis ab.

Seeleys Argumentation ist sehr englisch. Er will seinen Geschichtsunterricht „praktisch" gestalten, d. h. ihn zu einer Vorbereitung zu politischem Handeln machen. Dieses Handeln muß ja in einem Fortsetzen der geschichtlichen Ent-

[1] J. R. Seeley, The Expansion of England, London 1883. Ich zitiere aus dieser Auflage, mit welcher die anderen gleichlautend sind. Die Zitate sind den Seiten 1—10 entnommen.

wicklung bestehen, welche der Zeit nach gerade da endet, wo das Handeln einsetzen soll. Zum richtigen Handeln bedarf es also hier eines richtigen Einblickes in die allgemeinsten Richtlinien und Tendenzen der voraufgegangenen geschichtlichen Entwicklung.

Der imperialistische Zug in Seeleys Veranlagung und Streben zeigt sich in dem Augenblicke, da er leugnet, daß die innere politische Entwicklung zu Demokratie und Freiheit der bedeutungsvollste Entwicklungszug der Geschichte Englands während der letzten dreihundert Jahre sei, und anstatt dessen betont, daß die äußere politische Entwicklung: „Englands" Expansion zu „Großbritannien" und später zu „Größer-Britannien" jenen hohen Rang beanspruchen müsse.

Das Studium dieser Expansion soll dem Studium der Geschichte Englands seinen praktischen Sinn für die Engländer der Gegenwart geben — damit sie imstande seien, die Expansion weiter zu betreiben und das Zusammenhalten des Imperiums in alle Zukunft sicherzustellen.

Seeley wirft seinen Landsleuten vor, daß sie nicht gewußt, was sie getan, und daß sie absolut nicht daran gedacht, was sie getan, als sie in der Zeit von 1606—1806 und später ihr gewaltiges Imperium aufgebaut hätten. Und er meint, daß es nicht ratsam sei, das Imperium fortfahrend sozusagen „in a fit of absence of mind"[1] zu behandeln. Hier, als Pionier des klarbewußten Aufbaus des Imperiums, sieht er seine eigene Mission.

„Die Tendenz der Geschichte Englands" sei eine Tendenz zum Imperium. Diese „imperialistische Expansion" habe in der zwischen 1603 und 1913 liegenden Zeit aus einem Staate, der nur aus dem eigentlichen England bis an den Solway Firth und die Cheviotberge, Wales, den Normannischen Inseln und Irland, d. h. aus 236000 qkm und 3 Millionen Einwohnern bestanden, einen Staat mit 318 000 qkm und 47 Millionen Einwohnern in Europa, 5,3 Millionen qkm und 324,8 Millionen Einwohnern in Asien, 9,7 Millionen qkm und 52 Millionen Einwohnern in Afrika, 8,9 Millionen qkm und 10 Millionen Einwohnern in Amerika und 8,3 Millionen qkm und 6,6 Millionen Einwohnern in Australien gemacht.

Diese Beobachtung kann jetzt jedermann ohne Aufwand größerer intellektueller Gaben machen — weil das Phänomen zu den schon in der Vergangenheit liegenden Lebensprozessen gehört. Aber das in intellektueller Beziehung Bemerkenswerte bei Seeley ist der Umstand, daß er, ungleich gewöhnlichen Engländern, sich nach jener Beobachtung zu der

[1] Op. cit., S. 8.

Frage verpflichtet fühlt, wie man sich den weiteren Verlauf der imperialistischen Entwicklung Englands, in den nächsten hundert oder zweihundert Jahren wenigstens, denken müsse. Angenommen, sagt er, daß Kanada sich ebenso dicht bevölkere, wie es Großbritannien jetzt ist — dann würde Kanada allein tausend Millionen Einwohner haben. Es klingt ja phantastisch. Aber es kann nicht allzu lange dauern, so 50—100 Jahre, bis es zwischen 100 und 200 Millionen Engländer in Europa und den übrigen Weltteilen gibt.

Da haben wir festen Boden unter den Füßen — unter den Füßen des modernen Imperialismus nämlich. Die wahrhaft imperialistischen Nationen müssen während der nächsten Jahrhunderte an Anzahl (abgesehen von den Farbigen und anderen fremden Völkern, welche unter ihrer Herrschaft stehen) so wachsen, daß ihre bloße Anzahl ihnen Weltmacht verbürgt. Die Macht über die Welt muß zwischen den Herrschervölkern, die mit ihren hundertfachen Millionen Europa und die besten Teile aller anderen Weltteile anfüllen, geteilt werden.

Der Gedankengang ist genau ebenso wie der, welchen ich von einer sehr autoritativen Seite einem der bedeutendsten führenden Staatsmänner, die das russische Imperium in diesem Augenblicke besitzt, habe zuschreiben hören. Er diskutierte mit einigen ausländischen Diplomaten das Problem des „politischen Gleichgewichtes". Der russische Staatsmann verriet ein sehr mäßiges Interesse an diesem „Gleichgewichte" zwischen den Imperien der Gegenwart als Zukunftsgedanke betrachtet. „Es wird später schon noch anders werden", schien er zu meinen. Und dann ließ er sich ungefähr folgende Worte entschlüpfen: „In 100 Jahren oder so herum gibt es 400 Millionen Russen auf der Welt, und dann brauchen wir nicht wegen des Gleichgewichtes zu akkordieren, sondern können uns nach unseren Wünschen in der Welt einrichten. Wir können also warten!"

„Das Gleichgewicht" ist ja so lange recht gut, wie wir aufs Erwachsensein „warten"! Und es gibt mehr als ein Imperium, das auf seine künftigen hundertfachen Millionen eigenen Fleisches und Blutes „wartet".

Der Imperialismus ist im Grunde nichts anderes als der politische Ausdruck der Gewißheit und des Willens, sich an dem bereits im Gange befindlichen Schlußrennen zu beteiligen, vermittels dessen die Völker, welche „die Erde besitzen" werden, dem Bibelworte gehorchen, welches ihnen gebietet, mit ihren Kindern, Kindeskindern und deren Kindern und Enkeln „die Erde zu füllen".

Weiter braucht der Blick nicht in die Zukunft hineinzuschweifen, aber so

weit muß er bringen können, wenn es den allgemeinsten Grundzügen sozialer Quantitäts- und Staatsverhältnisse gilt. Die Menschheit vermehrt sich und beginnt jetzt die besonders leeren Räume der bewohnbaren Erdregionen einigermaßen auszufüllen. Wer wird sich, als sozial führendes und organisierendes, politisch leitendes und kulturell herrschendes Volk, daran beteiligen? Das Volk, welches an diesem entscheidenden sozialen Ausbau des Staatenkomplexes der Erde teilnimmt, ist an imperial race.

Und der Ausbau heißt imperial expansion.

Professor Seeley erinnert daran, daß Englands jetziges Imperium nicht sein erstes sei. Sein erstes Imperium habe England durch den erfolgreichen Befreiungskrieg seiner nordamerikanischen Kolonien in den Jahren 1775—1783 zum großen Teile verloren. Jetzt gelte es, nicht auch das andere, das gegenwärtige Imperium zu verlieren. Es gelte einzusehen, daß dessen Entstehung kein blinder Zufall sei und daß man seine Erhaltung und seinen Ausbau auch nicht dem blinden Zufall überlassen könne. An imperial policy sei vonnöten — eine klar durchdachte und zielbewußt durchgeführte imperialistische Politik.

Was ist nun das rein praktische Ziel, welches Seeley für diese, für die Zukunft des englischen Volkes aufstellt? Man höre hier seine Antwort: „That England will take rank with Russia and the United States in the first rank of state, measured by population and area, and in a higher rank than the states of the Continent“[1]. Englands „Rang“ als Imperium soll dem der Vereinigten Staaten und Rußlands gleichwertig werden und höher stehen als der Rang der „Festlandsstaaten“.

Dieser letzte Ausdruck ist ein bezeichnender Schreibfehler (wenn es ein Schreibfehler ist). Es klingt, als ob Seeley Rußland nicht zu den „Festlandsstaaten“ rechne. Es bleibt also nichts anderes übrig, als daß ihm Rußland als ein asiatischer Staat gilt.

Der Zukunftsimperien „höchsten Ranges“ werden dann drei sein, nach den Weltteilen — der Heimat der in ihnen herrschenden Volksstämme — bezeichnet. Ein europäisches: das englische; ein asiatisches: das russische; ein amerikanisches: die Vereinigten Staaten.

Deutschland und Frankreich sind nicht mit in dieser Gesellschaft — ebensowenig wie China und Japan. Unter diesem hochimperialistischen Gesichtswinkel gesehen, ist Englands Beteiligung an dem Weltkriege gegen Deutsch-

[1] Op. cit., S. 16.

land nichts anderes als eine „Extratour" auf dem kriegerischen Tanzboden des Welttheaters. Und der Zweck kann nur sein, gewisse geringere Unklarheiten aus dem Wege zu räumen, ehe es zu der großen Abrechnung mit den beiden eigentlichen Rivalen um die Weltmacht: Rußland und den Vereinigten Staaten, kommt.

Es ist ja aber auch möglich, daß der Abstand zwischen 1883 (als Seeleys Buch erschien) und 1913, weltgeschichtlich gesehen, groß genug ist, um zu erklären, weshalb Deutschland jetzt (1914—15) eine ganz andere Rolle in Englands imperialistischen Zukunftsberechnungen spielt als vor 30 Jahren. Andererseits ist es jedoch unbestreitbar, daß Deutschland noch nicht entfernt dazu gelangt ist, sich zu einem Imperium desselben Welttypus wie England, Rußland und die Vereinigten Staaten zu entwickeln. Sollte es nun weniger die Furcht vor Deutschlands einstweilen noch ziemlich unbedeutender Welterpansion als die Sorge um die Sicherheit des Mutterlandes England in Europa sein, die hinter Englands Beteiligung an diesem Weltkriege liegt? Sicherlich gibt es viel, was für diese Auffassung spricht.

„Im 18. Jahrhundert machte Englands Expansion ihre schnellsten Fortschritte"[1]. — — — „Zwischen der Revolution" (der englischen des Jahres 1688) „und der Schlacht bei Waterloo" (1815) „führten wir sieben große Kriege, deren kürzester 7 Jahre und deren längster 12 dauerte. Von 126 Jahren waren 64 oder mehr als die Hälfte Kriegsjahre"[2]. — — — „Nach 1815 haben wir in Indien und gewissen Teilen unserer Kolonien örtliche Kriege gehabt, aber nur einen einzigen solchen Krieg mit einer europäischen Großmacht wie die vorhergehende, nicht doppelt so lange Periode ihrer sieben aufwies, und dieser Krieg" (der Krimkrieg 1853—56) „dauerte bloß 2 Jahre"[3].

Die „sieben Kriege" waren folgende: 1. Der Krieg gegen Frankreich nach der „Revolution" von 1688. Er dauerte von 1689—1697. 2. Der spanische Erbfolgekrieg während der Jahre 1702—1713. 3. Der österreichische Thronfolgekrieg in den Jahren 1739—1748. 4. Der Siebenjährige Krieg von 1756—1763. 5. Der nordamerikanische Freiheitskrieg der Jahre 1775—1783. 6. Der erste französische Revolutionskrieg während der Jahre 1793—1802 und 7. der zweite von 1803—1815.

Scheinbar fehlt es dieser Kriegführung an einem einheitlichen Plane. Doch nur scheinbar. Fünf der sieben Kriege sind von Anfang an Kriege gegen

[1] Op. cit., S. 17. [2] Op. cit., S. 20. [3] Op. cit., S. 21.

Frankreich, und die beiden übrigen enden als Kriege mit Frankreich. Dies ist das zentrale Faktum. „Die ganze Periode tritt als ein Abschnitt gigantischer Nebenbuhlerschaft mit Frankreich hervor, als eine Art Wiederholung des hundertjährigen Krieges"[1], des französisch-englischen Thronfolgekrieges zwischen 1339 und 1453. Die Kriegsursache liegt so tief, daß wir sagen können, daß „eher die Friedensperioden zufällig erscheinen als die Kriegsperioden". „Englands Expansion in Amerika und Asien ist die Formel, welche die Geschichte Englands im 18. Jahrhundert zusammenfaßt." — — — „Die drei großen Kriege in der Mitte des 18. Jahrhunderts sind weder mehr noch weniger als das große entscheidende Duell zwischen England und Frankreich um den Besitz der Neuen Welt"[2]. „Wir nahmen Nordamerika nicht einfach deshalb in Besitz, weil wir das Land leer an Volk fanden und mehr Schiffe zum Kolonistentransport besaßen als irgendein anderes Land." — — — „Wir hatten an Frankreich einen Konkurrenten in der Kolonisationsarbeit, der uns einen Vorsprung abgewonnen hatte." Die französischen und englischen Kolonien lagen in Amerika mehr oder weniger bunt durcheinander — und ebenso ihre Handelsfaktoreien in Indien. Und das war mehr, als besonders die Engländer ertragen konnten.

„Es ist demnach diese Tatsache, daß Frankreich und England sowohl in Amerika wie in Asien direkt um einen Gewinn von absolut unberechenbarem Werte miteinander konkurrierten, die uns erklärt, daß Frankreich und England zum zweiten Male einen hundertjährigen Krieg auskämpften. Dies ist die endgültige Erklärung — — —"[3]. Für England waren alle die sieben Kriege im Grunde Kolonialkriege — nicht zum wenigsten die letzten davon, die Kriege gegen die französische Revolution und gegen Napoleon, obwohl England wenigstens während des letzten dieser Kriege „eine solche Übermacht als Seemacht besaß, daß es Napoleon nie gelingen konnte, sich wieder den Weg nach der Neuen Welt zu bahnen"[4].

Englands Kolonialkriege waren imperiumaufbauende Kriege. Es gibt zwei Arten Kolonisation: eine Art, welche es mit sich bringt, daß der Kolonist „den Mutterstaat mit sich" in das Kolonialgebiet „hinausnimmt", und eine Art, die den Kolonisten in einen fremden, bereits fertigen Kolonialstaat hinausziehen läßt. Die erstere Kolonisationsart ist imperiumaufbauend, denn sie gestaltet den Mutterstaat um, erweitert ihn und hält die Kolonisten darin fest. Unter allen Ländern, die es mit dieser Kolonisationsmethode versucht haben, ist England das einzige, welches sich sein altes Imperium, das,

---
[1] Op. cit., S. 24. [2] Op. cit., S. 28. [3] Op. cit., S. 31. [4] Op. cit., S. 34.

was England anbetrifft, aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammt, bis auf heute erhalten hat.

„Es gab einmal ebensowohl ein Größeres Spanien, ein Größeres Portugal, ein Größeres Frankreich und ein Größeres Holland wie ein Größeres Britannien"[1] — und jetzt ist von diesem ganzen älteren kolonialen Imperialismus nur das englische Imperium übriggeblieben. „Dieses ist das einzige überlebende einer ganzen Familie großer Imperien, welche bei der Berührung Westeuropas mit jener neuen Welt, die sich so plötzlich durch Vasco da Gamas und Kolumbus' Entdeckungen erschloß, entstanden sind." „Das Größere Frankreich und ein großer Teil des Größeren Hollands gingen durch Kriege verloren und wurden von dem Größeren Britannien absorbiert."

„Es war schließlich Englands gutes Glück, den wichtigsten Anteil sowohl an Vasco da Gamas Entdeckungen wie an denen des Kolumbus davonzutragen. Auf der einen Seite der Erde ist Englands indisches Imperium entstanden und auf der anderen der Hauptteil seines Kolonialimperiums"[2], wozu später noch die großen afrikanischen und australischen Kolonien gekommen sind.

Nun hat sich allerdings Frankreich in neuerer Zeit ein neues gewaltiges koloniales Imperium in Asien und Afrika errichtet. Und Deutschland ist schließlich dem Beispiele in Afrika gefolgt. Dann auch Italien. Und Rußland hat lange an seinem nordasiatischen und mittelasiatischen Imperium gearbeitet. Doch alles dies gehört zu der Lage des gegenwärtigen Imperialismus, und hier handelt es sich um die Vorbereitungen.

Diese Vorbereitungen des modernen Imperialismus sind also im 16., 17. und 18. Jahrhundert zu suchen, als Europas Westmächte gewaltige Besitzungen in Amerika und in Ostindien erlangten. Spanien begann mit der Besitzergreifung Amerikas und Portugal mit der Besitzergreifung Ostindiens — beide früh im 16. Jahrhundert. Holland begann seine imperialistische Laufbahn zwischen 1595 und 1602 — hauptsächlich durch Eroberung der Kolonien Portugals in Ostindien. Und Frankreich und England fangen beinahe gleichzeitig im ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts an.

Die weitere Entwicklung charakterisiert sich durch das rücksichtslose und erfolgreiche Bestreben jener Imperien, einander zu verschlingen — d. h. sich die gegenseitigen außereuropäischen Besitzungen und die Herrschaft auf den

[1] Op. cit., S. 43. [2] Op. cit., S. 45.

Weltmeeren anzueignen. Die ältesten, Spanien und Portugal, erliegen zuerst. Frankreich und Holland haben nun eine Zeitlang die Oberhand. Mit ihnen kämpft England im Schlußrennen — nachdem es schon 1588, dazu herausgefordert, der Seemacht Spaniens den Todesstoß versetzt hatte. Von diesem *älteren* modernen imperialistischen Systeme bleibt schließlich England als der einzige Überlebende übrig.

England ist also noch heute und allein ein koloniales Imperium jenes *früheren* modernen Typus. Zugleich ist es ein koloniales Imperium eines *späteren* oder *jüngeren* modernen Typus, der seit den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts hauptsächlich durch die Erwerbung verschiedener europäischer Mächte an Landbesitz und „Einflußsphären" in *Ostasien* und durch die Kolonisation und Aufteilung *Afrikas* entstanden ist. Erst durch diese Beobachtungen steht mit völliger Klarheit die Tatsache da, daß das englische Imperium sowohl eine *Ausnahmestellung* einnimmt, wie auch in anderen Hinsichten dem neusten, gegenwärtig normalen Typus angehört.

Um den Lauf der imperialistischen Entwicklung Englands noch weiter zu beleuchten, führe ich hier eine chronologische Liste der überseeischen Kolonisationsunternehmungen und Eroberungen Englands während des 17., 18. und 19. Jahrhunderts vor[1]. Es ist teils auffallend, daß England seine Erwerbungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert (außer den Kolonien, welche die Vereinigten Staaten gebildet haben) *behalten* hat, teils, daß „das Erwerben", die imperialistische Expansion, während des 19. Jahrhunderts mit außerordentlicher Intensität *fortgesetzt* worden ist. Dieses Jahrhundert weist ebenso viele separate „Erwerbungen" auf wie das 17. und 18. zusammen. England hat, wie sich zeigt, an der neuesten modernen Expansion mit wenigstens ebenso großer Energie und ebenso erfolgreich teilgenommen wie nur irgendein anderes Land, und zwar trotz der Tatsache, daß England das einzige Land ist, welches seine Großmachtstellung aus dem ersten Abschnitte der modernen Expansion beibehalten hat. Auf diese Weise ist, entwicklungsgeschichtlich gesehen, England eine Art *Doppelimperium* geworden — ein Imperium, das in der Gegenwart einen einzig dastehenden geschichtlichen Typus repräsentiert.

*Englands Besitzergreifungen; I. im 17. Jahrhundert:* Barbados

[1] Thorsten Nordenfelt, Geschichtliche Gleichzeitigkeitstabellen, Stockholm 1913, S. 114. Ich habe die Vollständigkeit oder Richtigkeit der Liste in allen Einzelheiten nicht kontrollieren können, habe sie aber hinsichtlich der Jahre 1894—1915 zu vervollständigen gesucht. Trotz ihrer wunderbaren Reichhaltigkeit dürfte sie doch einige Lücken aufweisen, die indessen, wie ich hoffe, nicht zu wesentlich sind.

und St. Christopher werden 1605—23 durch Ansiedlung erworben; englischer Handelshafen (später Quebeck) am St. Lorenzstrome 1608; die Bermudainseln werden 1609 durch Kolonisierung gewonnen; die Prinz-Edward-Insel, Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, die Bahamainseln, Gambia und Antigua werden 1626—32 durch Besiedlung erlangt; die erste Handelskolonie wird 1633 in Orissa (Bengalen) eingerichtet; die Portugiesen werden 1634 aus Bengalen vertrieben; die erste englische Kolonie in Madras 1639; 1651 erwirbt England St. Helena; Jamaika wird 1655 erobert; 1661 schenkt Portugal Bombay an England; die Goldküste wird 1661 erworben; Holland tritt seine Besitzungen in Nordamerika 1667 an England ab; die nordwestlichen Territorien Kanadas werden 1670 durch Ansiedlung gewonnen; der obere Mississippi wird erforscht und 1672 Militärposten am Niagara, in Mackinac und in Illinois eingerichtet; Pennsylvanien wird 1681 von englischen Quäkern (Penn) kolonisiert. II. im 18. Jahrhundert: Kalkutta wird 1700 gegründet; Gibraltar kapituliert 1704; Neufundland und die Hudsonbai fallen 1713 an England; 1729—32 nimmt England Nord- und Südkarolina und Georgia in Besitz; Frankreich tritt 1763 Kanada an England ab; Domenico, St. Vincent, Grenada und Tobago fallen England 1763 zu; Labrador wird 1765 Neufundland einverleibt; die Falklandsinseln werden 1765 kolonisiert; Neuseeland 1787 englische Besitzung; Sierra Leone wird 1787 durch Besiedlung erworben; 1788 wird Neusüdwales gegründet; Ceylon wird 1795 teilweise erobert (und fällt 1815 an England); Trinidad wird 1797 erobert. III. im 19. Jahrhundert: Malta 1800 unter englischem Schutze (fällt 1814 an England); Britisch-Guiana, St. Lucia und Vandiemensland fallen England 1803 zu; die Kapstadt und die Seychellen ergeben sich England 1806; Helgoland wird 1807 erobert (1890 an Deutschland abgetreten); Mauritius unterwirft sich 1810 der englischen Herrschaft; die Kapkolonie wird 1815 an England abgetreten; die Queenslandkolonie wird 1824 gegründet; Singapore wird 1824 an England abgetreten; Westaustralien wird 1829 durch Kolonisierung erlangt; Südaustralien wird 1836 kolonisiert; Aden wird 1839 an England abgetreten; Natal 1841 unter englischer Regierung; Hongkong wird 1843 an England abgetreten; das Pandschab 1849 englische Besitzung; Unter-Birma wird 1862 erobert; Transvaal wird 1877 annektiert; Sarawak auf Borneo wird 1878 an England abgetreten; Zypern unter englischer Verwaltung 1878; Ägypten gerät 1882 unter englische Kontrolle; Neu-Guinea englisches Protektorat 1884; Somaliland 1884; das Betschuanaland wird 1885

englische Besitzung; Ober-Birma wird 1886 erobert; die Inseln des westlichen Stillen Ozeans werden 1887 annektiert; Britisch-Belutschistan wird 1887 Indien einverleibt; Britisch-Ostafrika englische Kolonie 1888; die British South Africa Company legt 1889 den Grund zu der Kolonie Rhodesia; das britische Zentralafrika 1891 englisches Protektorat; Uganda 1894 englisches Protektorat; der Sudan 1898 erobert; Austausch von Interessensphären am Persischen Meerbusen und in Nordafrika 1899; die Burenrepubliken Südafrikas werden 1899—1902 erobert; Nigeria 1900 Protektorat; die Expedition nach Lhassa (Tibet) 1904; Regelung westafrikanischer Besitzungen mit Frankreich 1904; Vereinbarung mit Rußland in Persien 1907; Teile der Halbinsel Malakka 1909 annektiert; Ägypten 1914 förmlich unter englisches Protektorat gestellt.

Eine Liste über Kolonisationsunternehmungen und Eroberungen mit einem so staunenerregenden Reichtum an neuen Daten von den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts an bis auf den gegenwärtigen Augenblick, wie diese aufweist, kann keine andere Schlußfolgerung zulassen als die, daß Englands imperialistische Expansion noch in dieser Stunde die Tendenz hat, mit voller Kraft fortzuschreiten — trotz des Umstandes, daß es so vieles von dem älteren Imperium aus dem 17. und 18. Jahrhundert und aus dem ersten Teile des 19. behalten hat, und trotz der Tatsache, daß die Welt jetzt beinahe ganz „aufgeteilt" ist. Aber die Weltgeschichte lehrt uns ja, daß Imperien eine Tendenz haben, einander aufzuteilen, nachdem sie das mehr oder weniger „herrenlose" Land in allen Weltgegenden untereinander geteilt haben.

Professor Seeley nimmt, hinsichtlich Englands und seinesgleichen, seine imperialistische Staatstheorie völlig ernst. Er übersprudelt von den schärfsten Bemerkungen, und zwar nicht nur über die Geschichtsschreiber, welche ganz schlendrianmäßig geglaubt haben, den Schlüssel zur politischen Geschichte Spaniens, Portugals, Frankreichs, Hollands oder Englands im 17. und 18. Jahrhundert dadurch finden zu können, daß man sie als europäische Staaten mit locker angeschlossenen „Kolonien" betrachte und studiere; er verwirft auch durchaus die alte Methode, die Regierungszeiten der Monarchen als Perioden der Geschichte eines Staates zu behandeln und den Machtstreit zwischen dem Monarchen und dem Parlamente als eine historische Begebenheit ersten Ranges zu betrachten.

Die wirklichen großen geschichtlichen Perioden begönnen und endeten oft

irgendwo inmitten der Regierung eines mehr oder minder unbedeutenden Monarchen und umfaßten die Regierungszeit mehrerer Monarchen. Die unter monarchengeschichtlichen Gesichtspunkten als „revolutionär" oder „reaktionär" verschrienen Zeitabschnitte — die man so gekennzeichnet habe, weil ein Monarch abgesetzt worden sei oder seine Macht vergrößert habe — seien oft in Wirklichkeit weder besonders revolutionär, noch besonders reaktionär. Im Grunde sei etwas ganz anderes das Zentrale in der Geschichte der Staaten — nämlich ihre soziale Ausdehnung oder soziale Zusammenziehung, ihr Heranwachsen zu größeren, stärkeren und komplizierteren Gesellschaften überhaupt oder ihr Rückgang in diesen Beziehungen.

Seeley teilt also Englands Geschichte der neueren Zeit auf folgende Weise in Perioden ein. Zwischen 1500 und 1588 (die Armada) „wendet England sein Antlitz vom Festlande Europas ab", wo es bisher nach Eroberungen und Machterweiterung getrachtet; „wendet es dem Ozeane und der neuen Welt zu". Dies ist in der Geschichte des englischen Imperialismus die „Periode der Vorbereitung und der Lehrlingsjahre". In der zweiten Periode, 1588—1648, beginnt die Aufmauerung der kolonisatorischen Fundamente des künftigen Imperiums. Jenseits des Atlantischen Ozeans wird ein puritanisches England gegründet — ein neues England, aber ein so selbstbewußt puritanisches, daß es vom ersten Augenblicke an in tiefem geistigen Gegensatze zum Mutterlande stand.

Noch bedeutungsvoller ist die dritte Periode, 1648—1674, die England in eine maritime Militärmacht umgewandelt sieht, deren erste Opfer Spanien und Holland werden. „Cromwells Angriffe gegen das spanische Imperium und die Annektierung Jamaikas" (1655) „sind die rücksichtslosesten Großtaten in der ganzen modernen Geschichte Englands" und „sind die natürlichen Wirkungen" von Englands „erwachender Erkenntnis seiner günstigen geographischen Lage und seiner maritimen Bestimmung gerade in dem Augenblicke, in welchem England sich als Militärstaat erblickte[1]." Darauf folgt als vierte Periode Englands Machtzunahme während des beginnenden Niederganges des holländischen Staates, 1674—1702.

Die fünfte Periode umfaßt den spanischen Erbfolgekrieg 1702—1714. Betrachte man ihn als Dynastiekrieg, so müsse er als einer der „in barbarischster Weise unnötigen" erscheinen. „In Wirklichkeit aber", sagt Seeley, „war es der geschäftsmäßigste aller Kriege Englands, und er wurde im Interesse der englischen und der holländischen Kaufleute geführt, denn ihre Existenz stand

[1] Op. cit., S. 126.

auf dem Spiele." Eine Vereinigung des spanischen Imperiums mit dem französischen „hätte den Engländern und den Holländern fast die ganze neue Welt verschlossen und sie Colberts Landsleuten, die gerade damals das Mississippigebiet erforschten und kolonisierten, geöffnet." Hinter dem Hofgepränge und dem monarchischen Snobwesen des 18. Jahrhunderts arbeitet sich ein kraß kaufmännischer Geist hervor, der sich im nächsten Jahrhunderte zu voller Blüte entfaltet[1].

Durch den Utrechter Frieden (1713) wird England die erste Großmacht der Welt — zurzeit ohne Nebenbuhler. Als Frankreich wieder gefährlich wird, beginnt der Kampf, der erst dann endet, als Waterloo (1815) Englands Suprematie auf den Meeren, in den Kolonien, innerhalb des Handels und der Industrie und auf der blutigen Laufbahn der Weltpolitik befestigt.

Doch noch vorher hat das englische Imperium durch den Abfall der nordamerikanischen Kolonien (1775—83) eine Mahnung an seine Sterblichkeit erhalten. Das „erste" Imperium, dessen Gipfelpunkt der Pariser Friede des Jahres 1762 bezeichnet, war jetzt zu Ende, aber es war schon gelungen, das „zweite" zu gründen, und dieses zweite wächst nun gewaltiger heran als das erste. Le roi est mort; vive le roi!

Für den, welcher die Geschichte studiert, um daraus über die Zukunft etwas „Praktisches" zu lernen, ist diese Begebenheit jedoch geeignet, Nachdenken zu erregen.

„Um verstehen zu können, was aus unserem Imperium werden wird, müssen wir seine Natur, die Pfeiler, die es stützen, und die Wurzeln, die es ernähren, studieren, und seine Natur studieren heißt seine Geschichte, besonders seine frühere Geschichte studieren[2]." Es handelt sich darum, Licht in die Frage zu bringen, „ob das Größere Britannien fortdauernder Blüte entgegensehen kann oder ob sein Untergang zu erwarten ist".

„Vielleicht muß man fragen, ob wir erwarten oder wünschen können, daß das Imperium weiterblühe, wenn Verbrechen als Mittel zu seinem Aufbau gedient haben. Aber der Gott, der sich in der Weltgeschichte offenbart, urteilt im allgemeinen nicht auf diese Weise. Die Geschichte zeigt nicht, daß die verbrecherischen Eroberungen einer Generation notwendigerweise der nächsten Generation verloren gehen müssen[3]."

Der englische Staat ist von Anfang an ebensowohl auf Eroberungen wie auf friedliche Arbeit gegründet. Die angelsächsische Eroberung, die norman-

[1] Op. cit., S. 130—131. [2] Op. cit., S. 170. [3] Op. cit., S. 134.

nische Eroberung und die Eroberung Irlands erschaffen den rein europäischen englischen Staat, und eine endlose Reihe Eroberungen haben bis zu dieser Stunde Anteil an der Errichtung und Entwicklung des Imperiums. Die Milde gegen „Eingeborene" ist nicht besonders groß gewesen. Der Mangel an Sympathie mit ihnen ist noch ebenso brutal wie je, seitdem die milderen Formen der Übermacht nicht mehr üblich sind, oder sich als unzweckmäßig erwiesen haben. Seit dem Utrechter Frieden im Jahre 1713 wenigstens „ist es zu befürchten, daß die Engländer sich durch die unerhörten, monströsen Grausamkeiten des Sklavenhandels ärger befleckten als andere Nationen". „Niemals übten gemeine, materielle Motive eine solche Alleinherrschaft aus, und niemals standen die Religion und die höheren Interessen so niedrig im Kurse wie in den 30 Jahren, welche dem Utrechter Frieden folgten[1]."

Derartige moralische Bedenken dürfen jedoch die imperialistischen Zukunftsberechnungen nicht beeinflussen. Die Staatsmoral ist nicht mit der Privatmoral zu verwechseln. „Es ist nicht sicher, daß ein Staat immer berechtigt sei, eine auf mehr oder weniger schlechte Weise erlangte Besitzung zurückzugeben, und noch weniger, daß er dazu verpflichtet sei[2]."

Seeley scheint der Ansicht zu huldigen, daß einem Volke, das sich durch Kampf zur Weltmacht aufgeschwungen, keine andere Wahl bleibe als das Bestreben, sie sich mit allen Mitteln zu erhalten. Jene ungeheuer große Gesellschaft, die wir ein modernes Imperium nannten, führe ihr eigenes, gewaltiges Leben, gehorche ihrem eigenen unbekannten Entwicklungsgesetze und verleihe ihren Bürgern die ihr eigene seltsam gesteigerte Lebenskraft und den ihr eigenen trotzigen Lebenswillen und reiße sie wohl oder übel in ein Streben hinein, dessen innerstes Wesen und Endziel kein einzelner völlig zu beurteilen oder ganz zu überblicken vermöge.

Die Staatsangehörigkeit in einem Weltstaate bedeute eine Steigerung des nationalen und politischen Selbstbewußtseins des einzelnen und eine Vermehrung seiner Lebens- und Wirksamkeitsmöglichkeiten, wovon die Bürger kleiner Staaten sich kaum eine klare Vorstellung machen könnten. Der urälteste soziale Instinkt des Menschen, sich mit seiner sozialen Gruppe, seinem Stamme, seiner Gesellschaft und deren Erweiterern und Verteidigern zu identifizieren, erleide innerhalb des Weltstaates sowohl eine neue Ausdehnung wie eine neue Intensivierung. Hier wie immer zeige es sich, daß „der Mensch mit seinen größeren Zwecken wachse", wenn diese wirklich größer seien.

[1] Op. cit., S. 137. [2] Op. cit., S. 134.

„Das Größere Britannien ist eine Erweiterung des englischen Staates und nicht nur der englischen Nationalität", sagt Seeley, fügt aber hinzu: „es ist indessen ein ebenso auffallendes Kennzeichen des Größeren Britanniens, daß dies gleichwohl eine Ausdehnung der englischen Nationalität ist[1]."

Das Imperium erziehe zu breiterem und tieferem staatlichem und nationalem Bewußtsein und verlange selber, zu seinem Bestehen, eine Entwicklung seiner Staatsbürger nach dieser Richtung hin. Das Imperium wachse nicht immer „von selbst", und es schütze sich nie „von selbst" gegen die von außen her beständig drohenden Angriffe. Daher sei es hinsichtlich der Zukunft des Imperiums wesentlich, daß seine Staatsbürger die Lebenssache des Imperiums mit dem höchstmöglichen Maße von Zielbewußtheit förderten. Seeley, der Geschichtsprofessor, hält es für seine staatsbürgerliche Pflicht, Imperialisten zu erziehen. Man bedürfe imperialistisch denkender und strebender Staatsbürger, um einem Imperium die Zukunft zu sichern, gleichwie man demokratisch denkender und strebender Staatsbürger bedürfe, um einer Demokratie die Zukunft zu sichern.

Das Eigentümliche daran ist nur, daß englische Imperialisten über die Versuche deutscher Professoren und anderer deutscher Staatsbürger, deutsche Imperialisten zu erziehen, so verdrießlich und moralisch empört sind.

[1] Op. cit., S. 45.

## 4. Abweichungen der westeuropäischen imperialistischen Entwicklung von der russischen

Unter den Nebenbuhlern des ersten englischen Imperiums ist es nur einem gelungen, sich seine Großmachtstellung zu erhalten, wenn auch in herabgeminderten Proportionen. Dies ist Frankreich. Sein erstes, im 17. Jahrhundert gegründetes Kolonialreich ist, wie wir gesehen haben, im 18. Jahrhundert vernichtet und zum großen Teile von England expropriiert worden. Doch in der Zeit zwischen 1830, in welchem Jahre die Franzosen mit der Eroberung Algeriens begannen, und 1912, da der Sultan von Marokko ein französisches Protektorat anerkennt, hat sich Frankreich mit verschwenderischer Anwendung von Blut, Eisen und Gold ein neues koloniales Imperium aufgebaut, dessen gewaltige Dimensionen wir jetzt durch das Studium der Karten Afrikas und Südostasiens uns klarmachen können. Außer der kolossalen Märcheninsel Madagaskar ist die ungeheuere Hauptmasse Westafrikas im Norden des Äquators und im Westen des 20. Breitengrades (von Greenwich) französisch gefärbt, und ebenso in Ostasien ein gewaltiges indo-chinesisches Gebiet.

Mit den sowohl in der Alten wie in der Neuen Welt noch erhaltenen Trümmern des ersten französischen Imperiums zusammen besitzt Frankreich jetzt ein Kolonialreich mit nicht weniger als 10 588 000 qkm Flächenraum und 55 550 000 Einwohnern. Hierzu kommt das wirtschaftlich und politisch besonders wertvolle Protektorat über Marokko mit seinen 439 000 qkm und 3 464 000 Einwohnern. Mit allem diesem vergleiche man die 536 464 qkm und ungefähr 40 Millionen Einwohner des europäischen Hauptlandes.

Der Verlauf dieser zweiten imperialistischen Expansion Frankreichs ist ja wohlbekannt, weil er in der Hauptsache so neuen Datums ist. Nach der Eroberung Algeriens in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts sind freilich weniger bedeutende Erwerbungen in Ozeanien während der 40er und in Westafrika und Hinterindien aus den 60er Jahren aufzuzeichnen. Die eigentliche neue Expansion beginnt erst mit den 80er Jahren — also unter dem Einflusse des nationalen und politischen Wiedererhebungsbedürfnisses, das die Niederlage gegen Deutschland im Kriege 1870/71

zurückgelassen hatte. Tunis wird 1881 französisches Protektorat, und während der nächsten Jahre werden auf Madagaskar und in Indochina Eroberungen gemacht. Diese Unternehmungen werden zu Anfang und um die Mitte der 90er Jahre beendet, und zugleich wird nun zu Eroberungen in Westafrika (Dahomé und Timbuktu) geschritten. Der kühne Plan eines französischen Reiches zwischen den beiden Meeresküsten Mittelafrikas strandet zwar 1898 auf Englands Veto in Faschoda, aber dies verhindert Frankreich nicht, in den Jahren 1900—1903 seine Herrschaft zwischen dem Mittelmeere und dem Meerbusen von Guinea noch mehr zu erweitern und zu befestigen.

Im Jahre 1904 ordnet Frankreich in großem Stile seine von alters her teilweise recht verwickelten kolonialen Zwistigkeiten mit England und erhält dabei die „Konzession" dieses Weltherrschers zu einer mehr oder weniger vollständigen Eroberung Marokkos — „einem Beutestücke erster Ordnung"[1] und schon deshalb wertvoll, weil es die zwischen dem Mittelmeere, dem Atlantischen Ozeane und dem Äquator liegenden Besitzungen abrundet. Nach einigen Schwierigkeiten mit Deutschland, Spanien und Italien führte Poincaré 8 Jahre später „das große Beutestück in den völkerrechtlichen Hafen"[2], worauf nur noch übrigblieb, die Marokkaner selbst von der Gerechtigkeit und Vortrefflichkeit der imperialistischen Anordnung zu überzeugen.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit einen Augenblick der dritten „Entente"-Macht, Rußland, zu und fragen wir uns, welche politische Entwicklung diesen Staat zu seiner Rolle in dem Weltkriege der Jahre 1914 bis 1915 geführt hat, so befinden wir uns auf einmal inmitten einer ganz anderen Welt — einer Welt, die, politisch gesehen, eher einem zentralasiatischen als einem westeuropäischen Typus angehört.

Prinzipiell ist Frankreichs heutiger Imperialismus offenbar ganz desselben Typus wie Englands gegenwärtiger und wie der Spaniens, Hollands, Portugals, Frankreichs und Englands im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Dies ist der westeuropäische, auf überseeischer Kolonisation basierende Imperialismus, wie Seeley ihn in dem obenerwähnten Buche auf klassische Weise analysiert hat.

Dieser westeuropäische Imperialismus ist eine staatliche und nationale

[1] Rudolf Kjellén, Die Großmächte der Gegenwart, schwed. Auflage, Teil II (1914), S. 22. [2] Op. cit., S. 31.

Expansion — nicht in Europa, sondern von Europa aus und jenseits der Meere, wodurch von Europa in geographischer Beziehung deutlich getrennte staatliche und nationale Anhängsel Europas entstehen. Die geographischen Verhältnisse bedingen also, daß die nichteuropäischen Volkselemente jener Nebenländer kaum jemals zu irgendeiner Art unmittelbarer oder politischer Verschmelzung mit der Bevölkerung des europäischen Mutterlandes gelangen oder je das Mutterland auf eine über seinen staatlichen und nationalen Charakter entscheidende Weise werden beeinflussen können. Ein derartiges Zurückwirken der Kolonien auf das Mutterland läßt sich höchstens von der europäischen Bevölkerung der Kolonien und besonders von dem Teile dieser Bevölkerung, welcher der eigenen Nationalität des Mutterlandes angehört, annehmen.

Dies wird, wie gesagt, durch die geographische Lage der westeuropäischen Länder — an der Westküste Europas und von dem übrigen Europa durch mehr oder minder klare natürliche Grenzen abgesperrt — bedingt. Bei England sind ja diese Grenzen noch viel kleiner als z. B. bei Frankreich — eine Tatsache, die auch ihre tiefen Spuren in der Weltgeschichte hinterlassen hat.

In allen diesen Hinsichten bietet Rußland, der russische Staat, die schärfstmöglichen Kontraste dar.

Was ist, politisch entwicklungsgeschichtlich betrachtet, der russische Staat — das russische Zarenreich, das Imperium Rußland? Es ist eine politische Erweiterung des Großfürstentumes Moskau, eine staatliche Expansion eines von zahlreichen slawischen und darunter mehreren „russischen" Stämmen — des „großrussischen" Stammes nämlich, der, in politischer Hinsicht, von seinem „moskowitischen" Hauptzweige geführt wird und mit ihm als identisch zu betrachten ist.

Diese moskowitische Expansion ist neuen Datums. Der erste ostslawische Kernstaat ist bekanntlich nicht das großrussische Großfürstentum Moskau, sondern das kleinrussische Großfürstentum Kiew — das der Schwede Rurik in der Mitte des 9. Jahrhunderts gründete. Dieses alte slawische Reich zerfiel in einen primitiven Feudalstaat, der seinerseits im Jahre 1237 unter mongolische Oberhoheit geriet. Erst dann, als das Reich der Mongolenkhane zu Ende des 15. Jahrhunderts durch innere Auflösung zerfiel, wurde das Großfürstentum Moskau, ohne eigentlichen „Freiheitskampf", das neue Kristallisationszentrum der ostslawischen Staatsmacht.

Wenn wir das zu Schweden gehörende Finnland und die Ostseeprovinzen,

die dem Deutschen Ritterorden und dem Schwertritterorden gehörten, abrechnen, so finden wir um das Jahr 1500 herum das gegenwärtige Gebiet des europäischen Rußlands in drei große Gebiete geteilt: im Westen ein Königreich Polen, das sich vom Ostseestrande bis an die Ufer des Schwarzen Meeres erstreckte; im Zentrum und Nordosten, nach dem Eismeere und dem Uralgebirge hin, das großrussische Nationalgebiet, über welches das Großfürstentum Moskau nun seine politische Oberhoheit ausgedehnt hatte; und schließlich drunten im Südosten an der nordöstlichen Küste des Schwarzen Meeres und an der unteren Wolga die westlichen Überreste des mongolischen Imperiums (des tatarischen Khanates).

Die erste großrussische Expansion ging also von Moskau, dem Herzen des jetzigen Russenreiches, aus, schlug die Richtung nach den Ufern des Eismeeres ein und umfaßte, mit Ausnahme des Landes hoch droben im Nordosten, hauptsächlich das eigene alte Landgebiet der großrussischen Nationalität. Dies war demnach die Lage um 1500 herum. Seitdem ist die großrussische oder moskowitische Expansion fortgesetzt worden, und zwar dadurch, daß sie sich über die Gebiete fremder Nationalitäten, slawischer und nichtslawischer Völker, erstreckt und diese in einem unablässig wachsenden moskowitischen Imperium aufgesogen hat, welches dadurch, daß die Hauptstadt verlegt wurde und den deutschen Namen Petersburg erhielt, den man gerade jetzt, dem Weltkriege zu Ehren, in Petrograd umgewandelt hat, nicht weniger moskowitisch geworden ist. So hat sich das moskowitische Imperium über die Gebiete der Kleinrussen, Weißrussen, Polen, Littauer, Letten, Esthen, Karelen, Tavasten und über die Länder unzähliger kaukasischer und west-, nord- und mittelasiatischer Völker ausgedehnt — nebenbei auch zahlreiche in diesen Ländern ansässige schwedische, deutsche und jüdische Volksgruppen verschlingend.

Dies ist eine politische Expansion aus dem Innern eines Festlandszentrums, das keine natürlichen Grenzen hat, heraus. Die Expansion läßt sich als ein Suchen nach derartigen Grenzen bezeichnen. Erwiesenermaßen hat sie die Tendenz, über ein fremdes Nationalitätsgebiet nach dem anderen hinwegzusetzen, bis sie auf irgendwelche „natürliche" oder definitive Grenzen stößt. Und welche sind in diesem Falle die definitiven „natürlichen" Grenzen der imperialistischen Expansion? Die einzige Anwort, welche die Geschichte Rußlands bisher andeutungsweise auf diese Frage gegeben hat, lautet: die Weltmeere. Die russischen imperialistischen Bestrebungen sind ostwärts auf den Stillen Ozean, nordwärts auf den Nord-

atlantischen Ozean, südwestwärts auf das Mittelmeer und im Süden auf das Arabische Meer (den Indischen Ozean) gerichtet. Aber an keinem einzigen dieser Punkte ist noch heutigestags ein vollständiger Erfolg erzielt worden, und noch immer ist die ungeheuer umfassende Expansionsbewegung im Gange; weltgeschichtlich betrachtet, ohne in der ganzen Zeit zwischen der Gründung des Imperiums im Jahre 1480 und dem heutigen Weltkriege auch nur einen Augenblick zu pausieren.

Mir scheint es übrigens, als ob das Reden von „natürlichen" Grenzen hier leicht in radikaler Weise irreführe. Ein Imperium hat schließlich keine anderen „natürlichen" oder seiner Natur nach definitiven Grenzen als andere Imperien, d. h. die zureichend stark verteidigten Gebiete dieser. Meere, Flüsse und Gebirgsketten bilden erfahrungsmäßig keine „natürlichen" Grenzen imperialistischer Expansion; ja bisher wenigstens tun dies nicht einmal die geographischen Außenlinien der Nationalitätsgebiete; davon zeugt gerade das moskowitische Imperium am besten.

Einem seinem Ursprunge nach rein innerkontinentalen Staate wie dem moskowitischen mag es ein wirtschaftliches, politisches und kulturelles Lebensbedürfnis sein, sich nach einem oder dem andern großen, möglichst eisfreien Meere mit dessen unbegrenzten Verkehrs- und Kriegführungsmöglichkeiten hinzuarbeiten. Aber es ist schwer einzusehen, weshalb gerade die russische imperialistische Expansion an der Meeresküste haltmachen sollte. Die englische Expansion beginnt ja an Englands Küsten; und die Weltmeere sind ja die Verbindungsglieder zwischen den Landgebieten des englischen Imperiums.

Es ist Tatsache, daß das großrussische Imperium seine Expansion nach allen Himmelsgegenden hin fortgesetzt hat, bis es im Osten an dem japanischen und chinesischen Imperium, im Süden an dem englischen (Indien und englischen „Interessensphären"), im Südwesten an dem türkischen und im Westen an dem deutschen und dem österreichischen seine Grenzen erhalten hat. Nur im Südwesten und Nordwesten grenzt das russische Imperium an völlig unabhängige kleine Staaten — Rumänien und Schweden — letzteres eine ehemalige, von Rußland selbst entthronte Großmacht.

Rußlands staatliches Wachstum war also bisher eine politische Expansion über ein einziges zusammenhängendes Landgebiet, das in geographischer Beziehung von der Weichsel bis an den Baikalsee, vom Eismeere bis an den Kaukasus und Hindukusch hinab und bis in den Altai hinein voll-

kommen homogen ist. Zwischen Europa und Asien gibt es, wie Kjellén[1] hervorhebt, keine natürliche Grenze. Die russische Ebene ist zunächst wohl als wesentliche Verlängerung des ungeheuren west- und nordasiatischen Flachlandes anzusehen. Das geographische Asien reicht ungefähr so weit westwärts wie das moskowitische Imperium unserer Zeit, vielleicht mit Ausnahme der allerwestlichsten Küsten- und Flußgebiete dieses Reiches, die ein mitteleuropäisches Gepräge tragen.

Der Moskowiterstaat ist das Imperium des europäisch-asiatischen Ebenen- und Steppengebietes, ein Tiefland umfassend, das sich innerhalb dieses Imperiums allein mehr als 6000 km weit von Westen nach Osten und mindestens 5000 km weit von Norden nach Süden erstreckt. Hier und weiter drinnen in den asiatischen Gebirgsregionen haben sich seit unvordenklichen Zeiten die von den Weltmeeren abgeschnittenen asiatischen Völker gebildet und ihre Staaten durch kriegerische Wanderzüge erweitert. Der moskowitische Staat ist der unmittelbare Erbe einer solchen innerasiatischen Staatsbildung — des tatarischen Khanates im 13., 14. und 15. Jahrhundert. Die geographisch und ethnographisch bedingten Staatsaufgaben und die Traditionen hinsichtlich ihrer Lösung haben im moskowitischen Imperium von Anfang an mehr einen asiatischen als einen europäischen Charakter gehabt.

Das Zarenreich ist politisch ein Zwitterding westasiatischer und osteuropäischer, nahe miteinander verwandter Lebensbedingungen, Traditionen und Charakterzüge. Die Kreuzung zwischen Großrussen und Tataren scheint die Befähigung der Großrussen zum Zusammenhalten eines Imperiums, worin, mit Ausnahme der westlichsten, ganz oder halb mitteleuropäischen Gebiete, überall Europäer und Asiaten durcheinander wohnen, vergrößert zu haben. Der herrschende Großrusse, vor allem der allgegenwärtige, alleinregierende großrussische Beamte, der wahre Selbstherrscher des Zarenreiches und im Guten wie im Bösen die wahre Vorsehung der 170 Millionen „niedrigerer" Untertanen ist ein Zwitterding asiatischen und europäischen Wesens und muß es auch sein, aber mit einem gewissen, unvermeidlichen, geographisch-ethnographisch bestimmten Überwiegen des asiatischen Kreuzungselementes.

Ich habe hier vor allem den auf allen Gebieten des geistigen Lebens tiefgehenden Gegensatz zwischen nord- und westeuropäischer und innerasiatischer Gemütsart im Auge, einen Gegensatz, der sich durch den

[1] Rudolf Kjellén, *Die Großmächte der Gegenwart*, schwed. Aufl., Teil IV (1914), S. 116.

Kontrast zwischen stark maritimen und ausschließlich kontinentalen Vorbedingungen für die politische, wirtschaftliche und kulturelle Existenz und Entwicklung der Nationen ausdeuten läßt und auch kausal damit zusammenhängt.

Die „Zukunft" der nord-, süd- und westeuropäischen Völker hat immer „auf dem Wasser gelegen". Zur See Entdeckungen zu machen, zu kolonisieren, zu erobern und Handel zu treiben, wichtige Nahrungsmittel aus dem Schoße des Meeres zu gewinnen, zur See zu kämpfen und Wassersport zu treiben, das ist charakteristisch europäisch. Auf diesem Wege, eher als „zu Lande", sind europäische soziale Bildung und Kulturentwicklung welterobernd geworden. Das maritime Element im Lebenskampfe der europäischen Völker hat, schon seit den Griechen, sehr dazu beigetragen, ihnen den Weg zu wahrer menschlicher Universalität und zu „Demokratie und Freiheit", sowie überhaupt zu dem sonnigen Tummelplatze der unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeiten offenzuhalten.

Daher konnte kein Staatsmann ein Wort von tieferer Bedeutung zu einer wachsenden Großmacht von *rein europäischem* Wesen aussprechen, als Kaiser Wilhelms II. Losung: „*Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser.*" Über die Meere geht der Weg nach einem „Platz an der Sonne", dem europäischen Maße wirtschaftlicher, politischer und geistiger Entwicklung entsprechend. Dies lehren uns Griechenland, Rom, die Normannen, die Renaissance, England und nicht zum wenigsten das ganze 19. Jahrhundert.

Diese Lebensform, die typisch europäische, ist dem moskowitischen Imperium im Grunde ebenso fremd wie jedem andern mongolischen oder sonstigen asiatischen Imperium.

„Die Keime zu germanischer Freiheitsentwicklung, welche durch die schwedische Ansiedlung im 9. Jahrhundert in Rußland gelegt wurden, gingen durch die Verbindung mit Byzanz, die beinahe zur gleichen Zeit begann, wieder verloren; und was noch zurückblieb, wurde in und infolge der mongolischen Invasion im 13. Jahrhundert erstickt. So nahm die Entwicklung hier früh eine andere Richtung als in Westeuropa. Die ganze romantische Jugendleistung der abendländischen Kultur ist wie ein fremdes Saitenspiel außerhalb der Türen Rußlands verhallt. Das russische Volk beteiligte sich weder am Rittertume noch an der Scholastik, weder am Aufblühen städtischen Lebens noch an der Reformation oder überhaupt an der Renaissance, und als Europa in den großen Seereisen und Kolonisa-

tionen überströmte, da wurde auch Rußland entdeckt (Hettner), und zwar vom Weißen Meere im Norden aus, bei einem englischen Versuche, im Jahre 1553 auf dem erträumten Seewege der Nordostpassage Indien zu erreichen.

„Dies war nämlich der Anfang zu Rußlands erster wirklicher Berührung mit der Kultur des Abendlandes. Doch dieser Einfluß von Norden und Westen her hatte keineswegs die Macht zur Verdrängung der jahrhundertealten Einflüsse des Südens. Rußland ist der geschichtliche Erbe des Reiches von Byzanz, gleichwie Westeuropa der Roms. Diese Bahnen gehen noch immer auseinander. Und Byzanz mit seiner halbheidnischen, inhaltsarmen Religion nebst seinem starren, straffen Regierungssysteme, hier durch die Gewohnheiten vom Hofe des Tatarenkhanes her noch ärger brutalisiert — Byzanz vermochte in der Entwicklung durchaus nicht gleichen Schritt zu halten. So entspricht ein geschichtliches Schicksal der eigenen inneren Entwicklungsträgheit des großen Raumes, wenn wir Rußland hinter den kulturellen Fortschritten Europas um eine Periode zurückbleiben sehen[1]."

Seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts sind aus Westeuropa einige zivilisatorische Formen und Mittel wirtschaftlicher, militärischer, administrativer und wissenschaftlicher Art eingeführt worden, und auch das ästhetische Kulturleben hat sich teilweise nach dem Muster Westeuropas entwickelt. Hierdurch ist jedoch nur auf die Oberfläche eingewirkt worden — und auch auf sie nur ganz partiell. „Kratzet den Russen, so kommt der Tatare zum Vorschein." Dies ist kein Bonmot, sondern eine tiefe, für ganz Westeuropa wichtige Lebenswahrheit.

Die Religion des moskowitischen Imperiums ist primitiv mittelalterlich, buchstäblich halbbarbarisch. Seine Bauernkultur und Volkskultur überhaupt gehören demselben niedrigen Typus an — wenn sie nicht ganz und rein asiatisch sind. Sein inneres politisches System ist ein altertümlich cäsarischer oder autokratischer Bureaukratismus, eine rohe, bestechliche Beamtenherrschaft, die sich den asiatischen Bedürfnissen an politischer und rechtlicher Autorität vollständig angepaßt hat. Nicht nur die Rechtsanschauungen, sondern auch alle Moral und alles soziale Gefühl gehören primitiv west- und mittelasiatischem Typus an, nicht europäischem.

Diejenigen, welche, wie ein Pobjedonoszew, die Sache „des heiligen Rußlands" zu der ihrigen gemacht haben, halten daher mit völligstem Rechte daran fest, daß der Geist Westeuropas der Todfeind des russischen Geistes

[1] R. Kjellén, op. cit., S. 119—120.

sei. Doch Westeuropa darf nicht vergessen, daß diese unbestreitbare russische Wahrheit Westeuropas Recht und Pflicht bedeutet, sich der Expansionsbestrebungen des moskowitischen Imperiums nach Westen hin zu erwehren, um sich gegen eine dem innersten Wesen der westeuropäischen Kultur feindliche Macht zu schützen.

Russische imperialistische Entwicklung ist also etwas *der Art nach* anderes als der westeuropäische Imperialismus, den wir an der Geschichte Englands und Frankreichs exemplifiziert gesehen haben. Sie ist kein Konkurrent des englischen und französischen Imperialismus auf die Weise, wie jene, in gewisser innerer Gleichstellung, jahrhundertelang miteinander konkurriert haben und es immer noch tun. Die ebenbürtigen, gleichwertigen Konkurrenten des moskowitischen Imperialismus findet man eher in Asien als in Europa, seitdem die Türkei kaum noch als zu unserem Weltteile gehörig zu betrachten ist.

Rußlands politische Entwicklung hängt ebenso mit der Asiens zusammen, wie sein Territorium mit Asien zusammenhängt. Für das westliche Europa, das ganze eigentliche Europa ist die Frage nach dem Verhältnis zu Rußland eine Frage, die sich von der Frage nach dem Verhältnis zum *übrigen* Asien weder loslösen läßt, noch abgetrennt werden darf.

Die Problemstellung ist, wie mir scheint, diese: wie muß sich Europa als Ganzes in seinen eigenen und der Menschheit höchsten Interessen jetzt und in Zukunft zu den inneren politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Problemen Asiens stellen? Und bei dieser Fragestellung dürfte der *moskowitische Kernstaat*, das „großrussische" Rußland, das zusammen mit seinen asiatischen Besitzungen politisch dem Gebiete Asiens und in wesentlichen Zügen auch dem Geiste Asiens angehört, von „Europa" abzurechnen sein. Zu „Europa" aber rechne ich die moskowitischen Eroberungen *nach Westen hin* in slawischen Gebieten sowohl wie in denen anderer Nationalitäten. Die wahre Westgrenze des *politischen* „Asiens" scheint mir dort zu liegen, wo sich großrussische Nationalität gegen die finnischen, baltischen, polnischen, weißrussischen und ukrainischen (kleinrussischen) Völker abgrenzt.

Die Frage der gemeinsamen politischen Angelegenheiten Europas und Asiens muß, meiner Ansicht nach, gegenwärtig vor allem als eine Frage der Errichtung dieser Grenze zwischen dem politischen Asien und dem politischen Europa anzusehen sein.

Jedenfalls ist die Frage des Verhältnisses zum moskowitischen Imperium als eine gemeinsame europäische Lebensfrage aufzufassen. Deshalb ist Frankreichs und Englands Bündnis mit Rußland gegen Deutschland und Österreich-Ungarn nicht nur ein Bündnis gegen Deutschland und Österreich-Ungarn, sondern gegen die in unzertrennlicher Weise gemeinsamen Lebensinteressen ganz Europas.

Das englisch-französische Zusammengehen mit Rußland in dem Weltkriege des Jahres 1914/15 ist ein Stück Partikularismus gefährlichster Art für das ganze eigentliche Europa. Die kolonial- und handelsimperialistische Rivalität gegen Deutschland hat bei England und Frankreich die erste Rolle spielen dürfen — vor dem gemeinsamen Interesse, das Europa oder „Westeuropa" daran hat, ein Imperium, dessen geographischer und geistiger Schwerpunkt draußen auf dem endlosen, Europa und Asien gemeinsamen Ebenenlande zwischen Moskau und Jakutsk, zwischen Moskau und Irkutsk, zwischen Moskau und Taschkent liegt, an der weiteren Machterweiterung in das Innere Europas hinein zu verhindern.

# 5. Deutschlands imperialistische Entwicklung

Aus unserer Betrachtung von Frankreichs neuester imperialistischer Entwicklung ging hervor, daß sie, im Gegensatze zur russischen, keine prinzipielle Abweichung von der Geschichte Englands als Imperium und auch nicht von Frankreichs eigener früherer Kolonialexpansion im 17. Jahrhundert aufweist. Dagegen hat es eine weltgeschichtlich prinzipielle Bedeutung, daß Napoleon I. französisches Imperium einem ganz anderen Typus angehörte, da es eine Menge der unmittelbar vorher selbständigen Staaten Westeuropas in eine höhere staatliche Einheit zusammenschloß, d. h. Frankreichs kaiserlichen Monarchen zum Oberherrn Spaniens, Italiens, Neapels, des Kirchenstaates, Hollands, des Rheinbundes, der drei Hansestädte, des „Großherzogtums Warschau", der „illyrischen Provinzen" und der Schweiz machte. Dies ist, auf einem anderen Entwicklungsniveau, eine Wiederholung des Strebens nach einem alleuropäischen Einheitsstaate, den das Römerreich und das Imperium Karls des Großen in gewisser Ausdehnung verwirklicht haben.

Von *diesem* Imperialismus existiert gegenwärtig in der europäischen Politik nichts weiter als allerlei unklare Prophezeiungen und nebelhafte chauvinistische Hoffnungen auf gewissen Seiten und einige Phrasen, womit Feinde im Kriege Europas öffentliche Meinung gegeneinander aufzuhetzen versuchen. Interessant aber ist, sich während des Weltkrieges 1914/1915 daran zu erinnern, daß jetzt nur gerade hundert Jahre vergangen sind, seitdem ein *französischer* Versuch gemacht wurde, den Traum der „Vereinigten Staaten Europas" mit *Waffengewalt* und im Zeichen des *autokratischen* Imperialismus zu verwirklichen, jenen Traum, den jetzt hauptsächlich extrem radikale und „anti-imperialistische", sowie „anti-militaristische" und „anti-nationalistische" Kreise träumen.

Wenn wir in diesen Tagen die Franzosen den Deutschen Welteroberer-pläne zuschreiben hören, so dürfte es richtig sein, diese französischen Phantasien in napoleonischem, d. h. *weltgeschichtlich manifestiertem*, französischem Geiste auszudeuten. Mit deutschem Geiste haben sie ebensowenig etwas gemeinsam, wie die entsprechenden englischen Warnungen vor deutschem Streben nach Weltsupprematie. Dieser letztere Gedanke ist tat-

sächlich rein englisch und wie jener aus einer geschichtlichen Wirklichkeit erzeugt — in diesem Falle aus Englands eigener tatsächlicher Weltsuprematie als der mit Dreadnougths bewaffneten Herrscherin der Weltmeere.

Wie nun auch der Geist des modernen deutschen Imperialismus beschaffen sein möge, eines ist gewiß: er kann weder französisch noch englisch sein, sondern muß etwas ganz anderes sein, nämlich deutsch; d. h. bedingt durch nationaldeutschen Geist, speziell deutsche Lebensbedingungen und die politischen Schicksale des deutschen Volkes, wie sie sich unter der Einwirkung der Nachbarn im Osten und Westen, Norden und Süden gestaltet haben.

Das erste germanische Imperium Karls des Großen stieß mit seiner ganzen Küstenstrecke, vom Ebro bis an die Eider, an den Atlantischen Ozean und die Nordsee. Im Süden umfaßte es Teile des Mittelmeeres und im Norden Teile der Ostseeküste. Das entscheidende geographische Moment in der politischen Geschichte des deutschen Volkes bis zum gegenwärtigen Augenblicke liegt sichtlich darin, daß dem deutschen Einheitsstaate sämtliche Küsten am Atlantischen Ozean sowohl wie am Mittelmeere und schließlich auch die größeren und besseren Teile der Küstenstrecken und Küstenländer an der Nordsee verloren gingen. Obgleich Germanenstämme den neuen fränkischen Staat im alten Gallien gegründet hatten und obgleich deutsche Stämme um die Mündungen der Schelde, der Maas und des Rheins herum wohnten, wurde das Deutsche Reich schließlich ein kontinentaler Mittelstaat mit einem Minimum an Zugang zum Meere — nur droben im Norden.

Die Ursache dieses verhängnisvollen Mißverhältnisses ist also nicht darin zu suchen, daß die germanischen und besonders die deutschen Stämme nicht bis an das große offene Wasser, das Weltmeer, im Westen vorgedrungen sind; sondern darin, daß diese Germanenvölker, und auch die deutschen Stämme selbst, sich in politischer Hinsicht auf eine Weise zersplittert haben, daß der schließliche germanische Kernstaat, das Deutsche Reich unserer Tage, durch Staatsbildungen mehr oder weniger nahe verwandter Völker von der Westküste Europas abgesperrt ist. Anstatt sich der vielen wirtschaftlich und politisch ausschlaggebenden Vorteile des Besitzes der Westküste zu erfreuen, hat das deutsche Volk viele Jahrhunderte hindurch gegen die vielen wirtschaftlich und politisch niederdrückenden Schwierigkeiten anzukämpfen gehabt, welche dadurch entstehen, daß es genötigt ist, innerhalb einer im Westen sowohl wie im Osten auf keine Weise durch die

Natur bezeichneten langen Landgrenze zu leben und diese zu verteidigen, und es muß noch immerfort mit diesen Schwierigkeiten kämpfen.

Dieser seltsam schiefe Zug in der geographisch-politischen Geschichte des deutschen Volkes beginnt schon mit der unseligen Teilung des Imperiums Karls des Großen — der Teilung in ein politisch selbständiges Westfranken und ein politisch selbständiges Ostfranken mit einem beide trennenden politisch lange mehr oder minder selbständigen Burgund zwischen ihnen. In dem „heiligen römischen Reiche", wie es im Jahre 962 durch Ottos des Großen Kaiserkrönung in Rom errichtet wurde, war Deutschland (Ostfranken) mit Italien vereinigt — von nationalen und geographischen Gesichtspunkten aus eine „Unnatürlichkeit", die sich sowohl an Italien wie an Deutschland durch langwieriges politisches Unheil rächte. Nachdem die beiden, wenig zueinander passenden Teile dieses „Reiches" angefangen, in politischer Hinsicht ihre eigenen ganz verschiedenen Wege zu gehen, wechselten die Grenzen des nördlichen Teiles, des Deutschen Reiches, mit jeder Periode bis zu seiner Auflösung im Jahre 1806. Was aber nicht wechselte, das war der Umstand, daß die deutsche Reichsgrenze überall, nur teilweise im Norden an der Nordsee und der Ostsee nicht, eine sehr willkürliche, bald so bald so gezogene **Landgrenze** blieb. Dies war ein entscheidendes politisches Faktum; nicht zum wenigsten in Beziehung auf die besonders lockere und wechselnde Verbindung zwischen den Niederlanden, den westlichen niederdeutschen Küstenländern, und dem Deutschen Reiche.

Mit unbeweglicher Konsequenz hat die geschichtliche Entwicklung jene eigentümlichen Übelstände hinsichtlich der Grenzverhältnisse auf das jetzige Deutsche Reich übertragen. Nichts als eitel „unnatürliche" Landgrenze sowohl im Westen wie im Osten! Und die Reichsgrenze nach Osten hin ist geradezu **unabänderlich** „unnatürlich". Die Landgebiete der Deutschen und der Slawen sind dort so zerstückelt, durcheinander gewürfelt und ineinander geschoben — wo beide Völker nicht geradezu auf demselben Gebiete durcheinander wohnen —, daß es offensichtlich eine teilweise unlösbare Aufgabe ist, dort festzustellen, wo, im Namen des **Nationalitätsprinzipes**, die Reichsgrenze zwischen dem Deutschen Reiche und einem slawischen Nachbarstaate liegen **muß**.

In Österreich-Ungarn liegen ja die entsprechenden Verhältnisse vielerorten auch nicht besser. Und die bloße Tatsache, daß Österreichs deutsche Bevölkerung nicht dem neuen Deutschen Reiche, sondern einem anderen, nur

teilweise deutschen Staate angehört, ist ja unter deutschnationalem, imperialistischem Gesichtspunkte eine Reichsgrenzenfrage bedeutungsvollster Art.

Wenn irgendein Staat eine Irredenta hat, so ist es das Deutsche Reich.

Ich übergehe hier als allgemeinbekannt die verhängnisvollen auslands- und innerpolitischen Wirkungen dieser unglücklichen geographischen Lage der deutschen Stämme auf das mittelalterliche deutsche Imperium und auf seine Fortsetzung in neuerer Zeit. Wir gewahren ein Imperium, das schließlich nur noch dem Namen nach, zu niemandes Frommen, ein Imperium war, dessen oberster monarchischer Macht es nie gelang, ihre universale geschichtliche Aufgabe einer Überwindung der inneren politischen Zersplitterung und Schwäche des Feudelstaates und einer Herstellung des nationalen Einheitsstaates auf dem Fundamente einer starken Königs- oder Kaisermacht zu erfüllen. Und wir gewahren, wie diese innere politische Schwäche von den Nachbarn im Osten und Westen, besonders von Frankreich und England, fleißig ausgenutzt wird. Diesen wurde es bereits im 17. Jahrhundert zur immer richtweisenden auslandspolitischen Tradition, daß Deutschlands politische Spaltung und Machtlosigkeit zu der alleinseligmachenden Weltordnung gehöre, d. h. die den französischen und englischen Imperialismus am besten sicherstellende Anordnung der politischen Angelegenheiten Mitteleuropas sei, und daß sie als solche mit allen Mitteln aufrechterhalten werden müsse.

Die Existenz des alten deutschen Imperiums wird nicht durch seine eigene Kraft garantiert, sondern durch seine Unschädlichkeit für die Nachbarn und durch deren gegenseitige imperialistische Rivalität und ihre mehr oder weniger erfolgreichen Versuche, miteinander im Gleichgewichte zu bleiben. Als Napoleon dieses Gleichgewicht einen Augenblick zugunsten des französischen Imperiums aufhebt, ist die förmliche Auflösung des schwachen deutschen Imperiums (1806) eines der unvermeidlichen Ergebnisse.

Wie hebt sich nun der neue deutsche Imperialismus, Bismarcks Schöpfung, gegen diesen geschichtlichen Hintergrund ab? Die Antwort kann keinen Augenblick zweifelhaft sein.

Frankreich und England, ja in gewissem Maße auch Rußland, muß er als starke Beeinträchtigung ihres traditionellen „Rechtes“ erscheinen, des Rechtes, jeder für sich oder in Übereinstimmung miteinander die Großpolitik des kontinentalen Europas zu leiten, o h n e mit einer mitteleuro-

päischen Macht, die eine ihnen völlig ebenbürtige militärische, wirtschaftliche und koloniale Stärke und Entwicklungskraft besitzt, rechnen zu müssen. Es ist eine einfache, unwidersprechliche Tatsache, daß der englische und französische Volksinstinkt gegen das Entstehen und die Entwicklung des neuen deutschen Imperiums als gegen ein Unrecht, ein Verbrechen gegen die richtige Weltordnung reagiert hat. Durch die Macht der Verhältnisse bis 1871 war es mittlerweile im englischen und französischen Volksbewußtsein ein fest eingewurzeltes Dogma geworden, daß die Vorsehung das deutsche Volk dazu berufen habe, in aller Friedlichkeit „zu denken und zu dichten", aber absolut nicht mit England und Frankreich um die Macht in Europa, die Macht in fremden Weltteilen und die Macht auf dem Weltmarkte und dem Geldmarkte zu rivalisieren. Und besonders England konnte nichts ungebührlicher erscheinen als ein deutsches Imperium, das nach universell europäischem und besonders westeuropäischem Muster seine „Zukunft auf dem Wasser" sucht, auf den Weltmeeren und in den Ländern jenseits der Weltmeere Platz zu seiner wirtschaftlichen Expansion sucht.

Der Umstand, daß beim Zurechtzimmern des neuen deutschen Imperiums „Blut und Eisen" angewandt wurden und daß einige Stücke fremden Landes (die indessen größtenteils altes deutsches Nationalterritorium waren!) in dem Kampfe des neuen Deutschen Reiches um eine verteidigungsfähige Reichsgrenze mit in das neue Imperium hineingezogen wurden, wurde ganz außerordentlich übel aufgenommen, denn etwas so Unmenschliches hatten sich ja die tugendhaften englischen, französischen und russischen Imperien niemals in ihrer Geschichte zuschulden kommen lassen.

Unter deutschem Gesichtspunkte betrachtet — und, meiner Ansicht nach, auch von allgemeinmenschlichem und unparteiisch sozialwissenschaftlichem Gesichtspunkte aus —, läßt sich innerhalb der Großpolitik Europas um 1870 herum nichts Berechtigteres und geschichtlich Notwendigeres denken als die schließliche, nur viel zu sehr verzögerte Errichtung eines sowohl militärisch und wirtschaftlich wie kulturell starken und expansionsfähigen, politisch straff zusammengehaltenen deutschen Imperiums in Mitteleuropa. Nur durch eine imperialistische Staatsorganisation und Expansion konnte das deutsche Volk denkbarerweise zu seinem Rechte als Faktor in der Weiterentwicklung der Menschheit gelangen. Dies beweist die ganze Weltgeschichte und vor allem die ganze Geschichte Europas seit der Antike. Der Imperialismus ist das universale politische Entwicklungsstadium, welches

jedes große Volk mit großen inneren Kräften und großen allgemeinmenschlichen Aufgaben zu durchschreiten hat.

Dessen ist sich auch keiner tiefer bewußt als der Engländer, der Franzose und der Russe, aber es ist nun einmal so, daß kein Machtinhaber einen neuen, gefährlichen Rivalen um die Macht willkommen heißt. Man sieht in der neuen Großmacht einen Todfeind, weil man sich selber als Todfeind eines Imperiums nach dem anderen erwiesen hat.

Falls Analogien aus den älteren und neueren Blättern der Weltgeschichte bei der Beurteilung des neuen deutschen Imperiums Geltung haben dürfen und alle entscheidenden Fakta der großpolitischen Lage vor dem Ausbrechen des Weltkrieges mit gebührender Sorgfalt beachtet werden, so kann man, glaube ich, am allerwenigsten Deutschland nach 1871 wegen irgendeines Übermaßes an aggressiv militaristischem und kolonisatorischem Imperialismus anklagen. Es erscheint mir unwiderleglich, daß das neue Deutsche Reich seit seiner Entstehung sowohl hinsichtlich kolonisatorischer Expansion wie des „Wettrüstens" und vor allem in betreff tatsächlichen, praktischen Kriegerischseins im Verhältnis zu den anderen Großmächten eher in der zweiten als in der ersten Reihe gestanden hat.

Die drei anderen Imperien — England, Frankreich und Rußland — haben alle viel mehr und weit blutigere Kolonialkriege geführt als Deutschland in den dreiundvierzig Jahren zwischen 1871 und 1914; und während Deutschland mit allen anderen Großmächten und überhaupt mit allen anderen europäischen Staaten Frieden gehalten hat, hat Rußland (1877—78) die Türkei und (1904—05) Japan bekriegt. An der Expedition gegen China (1900—01) beteiligten sich außer Deutschland auch England, Frankreich, Rußland und die Vereinigten Staaten. Deutschlands auf Afrika und Ozeanien beschränkte koloniale Expansion ist auch, im Verhältnis beispielsweise zu Frankreichs gleichzeitiger Erwerbung neuer Kolonien, weder in qualitativer noch in quantitativer Hinsicht besonders imponierend gewesen.

Alles dies ist auch wohl ziemlich allgemein anerkannt oder läßt sich wenigstens nicht offen leugnen. Dagegen zirkulieren allgemein sehr abenteuerliche Anschauungen über den „Militarismus" des neuen Deutschen Reiches. Zu diesen — worüber ich später noch ausführlich sprechen werde — gehört auch die Legende, daß kein Land auf der Welt in so wahnsinniger Weise mit Ausgaben zu Militärzwecken bedrückt sei wie Bismarcks „Blut-und-Eisen"staat. Daher ist es interessant, daran erinnern zu können, daß der

im Jahre 1907 ernannte königliche Ausschuß, der Ende 1910 hinsichtlich der Pläne zur Verstärkung des schwedischen Verteidigungswesens sein Gutachten abgab, durch Prüfung der neuesten damals (1910) vorliegenden statistischen Angaben über die Ausgaben der verschiedenen Staaten für ihr Verteidigungswesen und andere Staatszwecke zu ganz anderen Resultaten gelangt ist.

Mit aller Zurückhaltung wegen des Mangels der zugänglichen Angaben an Vollständigkeit und genauer Vergleichbarkeit teilte der Ausschuß folgende Berechnungen des Betrages der militärischen Staatsausgaben pro Einwohner in zehn verschiedenen Ländern (unter welchen jedoch leider Rußland fehlt) mit: in Großbritannien und Irland 27,60 Kronen[1]; in Frankreich 26,15 Kronen; im Deutschen Reiche 19,22 Kronen; in Schweden 14,47 Kronen; in Dänemark 11,63 Kronen; in den Niederlanden 11,09 Kronen; in Italien 10,64 Kronen; in Belgien 9,14 Kronen; in Norwegen 8,27 Kronen; in Österreich-Ungarn 8,10 Kronen. Die Proportion der militärischen Ausgaben zu sämtlichen eigentlichen Staatsausgaben, ausschließlich der Zinsen der Staatsschuld, wird auf folgende Ziffern berechnet: in Großbritannien und Irland 58%; in Frankreich 56,2%; in Schweden 49,9%; in Sachsen 48,7%; in Preußen 48,6%; in Bayern 44%; in Württemberg 44%; in Dänemark 36%; in Norwegen 34,3%; in den Niederlanden 33,1%; in Belgien 24,1%.

Der englische Marinismus und das Söldnerheer kosten dem englischen Volke also weit mehr an baren Ausgaben, sowohl absoluten wie relativ zu den übrigen Staatsausgaben (ausschließlich der Staatsschuld), als der deutsche Landmilitarismus und die Flotte dem deutschen Volke kosten. Zu ähnlichen Resultaten führt ein Vergleich Frankreichs mit Deutschland. Und es ist ja kein Geheimnis, daß in Frankreich die allgemeine Wehrpflicht die männliche Bevölkerung auf weit vollständigere Weise in Anspruch nimmt, als man es in Deutschland als durch das Bedürfnis geboten angesehen hat.

Hierzu kommt, daß Deutschlands Wohlstand seit der Errichtung des neuen Kaiserreiches in ungeheuerem Maße gestiegen ist und daß sich dieses Land, in Beziehung auf allgemeine wirtschaftliche Kraft und Kapitalreichtum, beim Ausbruch des Weltkrieges wahrscheinlich den in England und Frankreich herrschenden Verhältnissen zu nähern begonnen hatte. War der Wohlstand der Deutschen da noch nicht ganz so groß wie der der Engländer und der Franzosen, so waren ihre Militärlasten ja auch nicht so groß wie die dieser

[1] Eine schwedische Krone, gleich 1,12 Mark.

Nationen. Es erscheint deshalb nicht unwahrscheinlich, daß sich das deutsche Volk durch starke Steigerung seines Wohlstandes instand gesetzt hat, nach dem Eingange des 20. Jahrhunderts seine Heereslasten mit weniger Mühe und Entbehrung in wirtschaftlicher Hinsicht zu tragen als die Engländer und Franzosen die ihren.

Die eigensinnig festgehaltene Legende des wirtschaftlich und kulturell erdrückenden Militarismus Deutschlands hat bestenfalls ihren Grund offenbar in Unkenntnis, und zwar teils in Unkenntnis der wirklichen Militärlasten Englands und Frankreichs, teils in Unkenntnis des enormen wirtschaftlichen Aufschwunges Deutschlands seit 1871.

Tatsächlich war sowohl die Schnelligkeit wie die Kraft des französischen und des deutschen Aufblühens nach dem Kriege des Jahres 1870/71 in hohem Grade überraschend. Aber es charakterisiert die Situation, daß das französische Aufblühen eine weit imperialistischere Wendung nahm, viel mehr in imperialistische Expansion ausmündete, als das deutsche es tat, und zwar sowohl mittelbar wie unmittelbar. Frankreich hat ja nach 1871 nicht nur an seinem eigenen Imperium gebaut, sondern hat sogar durch seine ungeheuer großen Kapitalanlagen in dem mit ihm seit 1891—97 verbündeten russischen Imperium und durch die diesem Reiche gewährten Anleihen auch Rußlands neueste imperialistische Entwicklung gefördert. Frankreich hat also jahrzehntelang auf beiden Seiten Deutschlands an einer gegen dieses Land gerichteten imperialistischen Entwicklung gearbeitet.

Niemand hat wohl umhin können, sich darüber zu wundern, daß Frankreichs neue gewaltige imperialistische Expansion außerhalb Europas beinahe unmittelbar nach dem Todesstreiche, den Deutschland seiner rein europäischen Großmachtstellung versetzt hatte, hat stattfinden können. Aber es gehörte ja, wie bekannt, zu Bismarcks Taktik, die außereuropäische Expansion der Feinde Deutschlands eher zu begünstigen als zu hindern, um ihre Aufmerksamkeit und ihre Kräfte von der neuen europäischen Großmacht abzulenken, die er erschaffen hatte und die nun Zeit zum Erstarken brauchte, ehe sie von neuem mit den Waffen um ihr Dasein und ihr künftiges Wachstum würde kämpfen müssen. Der von imperialistischen Gesichtspunkten aus schwache Punkt dieser Politik Bismarcks lag offenbar darin, daß Deutschland jetzt seine eigene koloniale Expansion gar zu lange verabsäumte, so lange, daß diese bis 1914 im Verhältnis zu der Englands, Frankreichs und Rußlands beinahe bedeutungslos blieb.

Hierin sehe ich eine der Grundursachen der Weltkatastrophe 1914. Diese Ursache scheint mir in Deutschlands relativer Schwäche, nicht in seiner relativen Stärke zu liegen.

Das deutsche Imperium war 1914 dem englischen, französischen oder russischen an kolonialer Expansion noch nicht gleichwertig, schien aber zu drohen, es auf eine oder die andere Weise, unklar auf welche, zu werden. Also war — unter englisch-französisch-russischem kolonialimperialistischen Gesichtspunkte betrachtet — die Zeit zu einem „Präventivkriege" noch nicht verpaßt, konnte es aber bald sein.

Wenn Deutschland schon bis 1914 ein ebenso gewaltiges und reiches koloniales Imperium wie das französische oder wenigstens das russische, wenn auch nicht das englische, hätte werden können, dann wären die Vorbedingungen zu einem wirklichen Gleichgewichte zwischen den Imperien schon damals gegeben gewesen. England, Frankreich und Rußland hätten vielleicht — nach demselben Raubtierprinzipe, nach welchem sie miteinander als ihresgleichen rechnen — mit Deutschland als ihresgleichen rechnen müssen und hätten schwerlich den „Freundschafts"grund gefunden, der jetzt zwischen ihnen ein Angriffsbündnis gegen Deutschland ermöglicht hat.

Vielleicht wäre der Menschheit dann ein Weltkrieg wegen des „europäischen Gleichgewichtes" erspart geblieben.

Das „europäische Gleichgewicht" ist ein Gleichgewicht oder, richtiger, bloß ein sogenanntes Gleichgewicht zwischen Imperien, deren Hauptländer allerdings in politisch-geographischer Hinsicht Europa angehören. Aber diese Imperien besitzen wirtschaftlich und politisch lebenswichtige Landgebiete und Interessensphären außerhalb Europas. Die einzige Ausnahme von dieser Regel ist, wie schon gesagt, Österreich-Ungarn.

Was ist nun eigentlich unter dem politischen und wirtschaftlichen Machtgleichgewichte zwischen derartigen Imperien zu verstehen?

Damit kann teils, ganz uneigentlich, der bloße status quo gemeint sein, obwohl er tatsächlich einen ungeheuer großen Mangel an Machtgleichgewicht zwischen gewissen Staaten im „Gleichgewichtssysteme" mit sich bringen kann. Dann sagt man, daß „das Gleichgewicht gestört" worden sei, wenn sich ein schwächerer Staat — wie Deutschland nach 1871 — durch innere politische Konsolidierung und starke wirtschaftliche Entwicklung auf ein höheres Machtniveau erhebt. Man behauptet auch dann, daß „das Gleichgewicht gestört" sei, wenn jene Machtentwicklung es gar nicht mit sich bringt, daß der betreffende Staat seine Nebenbuhler auf irgendeine Weise über-

flügelt. Unter diesem Gesichtspunkte hat Deutschland nach Englands Ansicht „das europäische Gleichgewicht gestört". Deutschland hat aufgehört schwach zu sein. Und zum „Gleichgewichte Europas" rechneten die Engländer gewohnheitsmäßig ein schwaches Deutschland. Im Namen des „Gleichgewichtes" muß England also Deutschland wenigstens an noch weiterem Erstarken verhindern, am liebsten aber Deutschland in etwas zurückdrängen, das dem alten Schwächezustande gleicht.

Eine andere Weise ist, das Vorhandensein der außereuropäischen Besitzungen und Machtsphären zu ignorieren und das „europäische Gleichgewichtsproblem" so zu behandeln, als gelte es nur der militärischen und wirtschaftlichen Macht der europäischen Mutterländer der Imperien, was einer reinen Fälschung gleichkommt, da diese Macht erwiesenermaßen nicht von den Kolonien und den außereuropäischen Machtsphären unabhängig ist. Nach dieser Methode beweist England, daß Deutschland durch seine landmilitärische Machtentwicklung „das europäische Gleichgewicht gestört" habe. England findet es nämlich ungemütlich, selber die allgemeine Wehrpflicht einzuführen, und es scheint ihm der einfachere Ausweg zu sein, „den deutschen Militarismus zu vernichten". Um diesen Zweck zu erreichen, genügt Englands naval supremacy, seine Alleinherrschaft auf den Weltmeeren, nicht. Daher nimmt man seine Zuflucht zu Bündnissen mit solchen starken Landmilitärmächten, wie Rußland („die russische Dampfwalze") und Frankreich es sind. Und außerdem werden die weißen und farbigen landmilitärischen Kräfte der englischen (wie auch der russischen und französischen) Kolonien und Besitzungen in Anspruch genommen, obgleich es sich angeblich nur um den Mangel an Gleichgewicht zwischen Europas militärischen Kräften handeln sollte!

Schließlich läßt sich nun vom englischen Gesichtspunkte aus einwenden, daß Deutschlands Kolonialreich zwar sehr unbedeutend sei und seine Flotte der englischen ungeheuer weit nachstehe, aber Deutschlands wirtschaftliche, namentlich kommerzielle Expansion außerordentlich „bedrohlich" sei. Was bedeutet dieses „Bedrohlichsein?" Geht man der Sache auf den Grund, so zeigt sich, daß darin durchaus nicht liegt, daß Deutschlands wirtschaftliche Expansion die englische zu überflügeln droht, sondern nur, daß Deutschland, nachdem es ein sehr geringfügiger, schwacher wirtschaftlicher Nebenbuhler gewesen, ein außerordentlich starker zu werden „droht", mit welchem jetzt jedenfalls ganz anders gerechnet werden muß als vor zwanzig, dreißig Jahren — was England natürlich unbequem findet und gern als „Störung

des europäischen Gleichgewichtes", wie dies, ganz nach Englands Sinne, vor zwanzig oder dreißig Jahren beschaffen war, ansehen will!

Es ist wahr, daß moderner wirtschaftlicher Imperialismus und imperialistische Expansion in gewissem Maße auch ohne jene direkte Landerwerbung in fremden Weltteilen, die wir „Kolonisation" nennen, möglich sind. Kapital, Kaufleute, Unternehmer werden exportiert, Eisenbahnen und Kanäle werden gebaut, große Gebiete ganzer Weltteile werden moderner kapitalistischer Entwicklung erschlossen, und so werden wirtschaftliche Interessen- oder Machtsphären in fremden Weltteilen ohne direkten Länderraub oder politische Eroberung und Einverleibung gewonnen.

Ohne Zweifel hat sich gerade der deutsche Imperialismus bisher stark durch diese friedlicheren Expansionsmethoden gekennzeichnet, sie mögen nun bloße Vorbereitungen zu kolonialen Erwerbungen in altem Stile gewesen sein oder nicht.

Ebensowenig unterliegt es einem Zweifel, daß diese wirtschaftliche Expansion Deutschlands sich vorzugsweise auf Gebiete gerichtet hat, welche nicht dem englischen Imperium angehören, z. B. Kleinasien und Mesopotamien.

Worin besteht denn die „Störung des Gleichgewichtes" und die „Bedrohung" Englands? Natürlich in nichts anderem als im „Drohen" mit wirtschaftlicher Konkurrenz und im Stören des äußerst zerbrechlichen geographischen „Gleichgewichtes" des englischen Imperiums.

England hat einige seiner wichtigsten Besitzungen um den Indischen Ozean herum gruppiert, in Afrika vom Kap der Guten Hoffnung bis Kairo, in Südasien (Indien) und Australien. Das bequemste Einfahrttor von Europa nach diesem, um ein Weltmeer gruppierten und auf drei Weltteile verteilten Reiche ist der Suezkanal und das Rote Meer. Folglich darf sich Deutschland nicht mit einer wirtschaftlichen und politischen Interessensphäre in Kleinasien und Mesopotamien zwischen die westlichen (afrikanischen) und die östlichen (asiatischen) Teile dieses englischen Reiches drängen!

Es ist klar, daß dem „Gleichgewichts"prinzipe nach Englands über den ganzen Weltball verbreitetes Kolonialreich einer deutschen wirtschaftlich-politischen Expansion ewig im Wege stehen muß. Diese muß unterbleiben — oder durch einen siegreichen Krieg gegen England verwirklicht werden. Solches ist Englands Wille, ausgesprochen durch ein „Gleichgewichts"-prinzip, welches Deutschland dazu verurteilt, auf immer der wirtschaft-

lichen, politischen und nationalen Entwicklung zu entbehren, die sich England, Rußland und Frankreich in so reichem Maße selbst beschert haben.

Schließlich müssen wir uns völlig klarmachen, daß England, Frankreich und Rußland, jedes Reich für sich, mit einer fortfahrenden imperialistischen Expansion derselben Art wie bisher rechnen. Dann aber ist zu gleicher Zeit für Deutschlands Erweiterung zu kolonialer oder außereuropäischer Großmacht auf der Erdkugel nicht mehr Platz.

Der Weltkrieg 1914/15 ist also ein wahrer Weltkrieg — ein Krieg um den Anteil des neuen deutschen Imperiums an der Welt — ein Krieg, in welchem die Weltherrscherin Britannia der führende Geist ist und die beiden nächststarken Weltreiche Rußland und Frankreich als interessierte Mithelfer auftreten. Die Menschheit durchlebt wieder eine ihrer gigantischen imperialistischen Krisen — ein Gegenstück zu dem Kampfe der Imperien um ihr Dasein im Innern Asiens, in Mesopotamien und um das Mittelmeer herum im Altertume und in Amerika und Ostindien, sowie draußen im Atlantischen Ozeane und um Europas Westküste herum, während des 17. und des 18. Jahrhunderts.

# II

# Die Vorbereitung des Weltkrieges / Der Imperialismus als Gedanke

## 6. Die imperialistische Agitation in England in ihrem ersten Stadium

Der ausschlaggebende **Unterschied** zwischen dem Imperialismus als „unbewußter" sozialer, wirtschaftlicher und politischer Expansion und als klarem politischen Denken und planmäßigem, politischem Handeln ist das eigentliche Grundthema des interessanten, oben ausführlich beleuchteten Werkes von Seeley, The Expansion of England.

Der englische Geschichtsforscher und Soziologe hebt immer wieder hervor, daß das englische Volk und die englischen Staatsmänner das englische Imperium aufgebaut hätten, ohne zu wissen, was sie taten, und ohne daran zu denken oder klar zu fassen, was so, teilweise in direktem Widerstreite mit ihren eigenen politischen Theorien, unter ihren Händen emporgewachsen sei.

Der Aufbau des englischen Imperiums ist im großen und ganzen ein blind instinktives, durch dunkle innere Mächte angefachtes wirtschaftliches und politisches Expansionsstreben gewesen, das schließlich — ganz unerwartet und teilweise beinahe unwillkommen — als Resultat einen Staat gegeben hat, der alle Weltmeere umfaßt, sich über alle Weltteile ausdehnt und mehr als ein Viertel der ganzen Menschheit sowie fast den vierten Teil alles Landes auf der Erde einschließt.

Der Engländer ging in die Welt hinaus, um neue, freie Heimwesen, privaten Gewinn, Raub und Abenteuer, sowie Sicherheit vor Nachbarn und Nebenbuhlern oder Macht über diese zu suchen — und als er eines Tages erwachte, sah er, daß ihm das gewaltigste Imperium der Welt in den Schoß gefallen war.

Dies Erwachen zu klarer Erkenntnis der Existenz des Imperiums und der Verpflichtungen gegen dieses wird am schärfsten durch Seeleys eigenes Buch markiert und bildet den Übergang von dem planlosen, unbewußten Aufbau eines Weltstaates zu der planmäßigen Arbeit an seiner Konsolidierung, Abrundung und Befestigung für alle Zukunft.

Die Engländer sammelten Kolonien und Besitzungen beyond the seas und legten überall auf Erden Kriegsflottenstationen, Seefestungen und Kohlenhäfen an, um jenen ungeheuren Bodenbesitz zusammenzuhalten.

Aber sie dachten sich nicht das Ganze als wirtschaftliche, soziale, kulturelle und staatliche Einheit. Sie betrachteten eher das Heranreifen der Kolonien zur Selbständigkeit und die schließliche Verwirklichung dieser Selbständigkeit als etwas Unvermeidliches und im Grunde Wünschenswertes.

Gegen diese altliberale, altradikale und „kleinenglische" Anschauung hinsichtlich des einstweilen doch tatsächlich existierenden Imperiums reagieren Seeley und seine vielen, später auftretenden Gesinnungsgenossen. Ihre imperialistische Agitation ist kein Agitieren zum Erschaffen eines Imperiums, sondern zum Erwecken des Bewußtseins, daß das Imperium existiert, daß es wert ist, zusammengehalten zu werden und daß es sich nur durch ein Volk zusammenhalten läßt, welches sich dieses Ziel völlig bewußt setzt und der Verwirklichung des Zieles im Notfalle alle seine Kraft opfert.

Aber — kann man fragen — weshalb überhaupt dieser Übergang von einem „unbewußten" zu einem „bewußten", von einem instinktiven zu einem verstandesmäßigen und bewußt planmäßigen Imperialismus? Ist nicht oft der Instinkt ein sichererer Wegweiser durch das Labyrinth des Lebens mit seinen praktischen Schwierigkeiten als der Verstand?

Die Antwort ist in der imperialistischen Staatsentwicklung selbst zu suchen. Kann diese lange genug fortdauern, so führt sie mit Notwendigkeit nach dem Punkte hin, wo klare politische Gedanken und planmäßige politische Bestrebungen unentbehrliche Faktoren der Entwicklung selber werden. Ein Weltstaat kann nicht ewig wachsen und sich nicht bis ins Unendliche ausdehnen, ohne daß die der Zusammenhaltung eines solchen Weltstaates und seinem Schutz vor Nebenbuhlern speziell eigentümlichen inneren und äußeren politischen Probleme so deutlich hervortreten und so dringend werden, daß sie sich nicht länger beiseiteschieben lassen. Der theoretische Kampf um die Art und Weise ihrer richtigen Lösung muß dann beginnen.

Dem Imperialismus als blinder sozialer Expansion mußte an dem Tage ein imperialistisches Denken und Handeln folgen, als Englands, Rußlands und Frankreichs Staatsmänner und sonstige politisch verantwortliche und denkende Staatsbürger entdeckten, daß diese drei Staaten zusammen 46% der Landoberfläche der ganzen Erde einnehmen und 43% der ganzen Menschheit einschließen, sowie daß sie zusammen mit den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reiche 55% der Länder der Welt besitzen und politisch 53% der Menschheit zusammenhalten. Mit anderen Worten: die Welt ist

tatsächlich zwischen einigen wenigen Staaten verteilt, deren Umfang so überwältigend ist, daß wir ihnen eine besondere, dementsprechende Bezeichnung geben müssen und uns unmöglich der Erwägung entziehen können, welche neuen inneren und äußeren politischen Probleme in dieser Riesenstaatbildung und ihrer fortgesetzten Entwicklung liegen.

Zu derselben Zeit, als die Engländer unserer Tage ihr eigenes Imperium und seine inneren Lebensfragen entdeckten, gewahrten sie, daß unsere Erdkugel gegenwärtig auch andere Imperien — von verschiedener Größe und verschiedenem Typus — beherbergt. Und sie entdeckten — anscheinend zu ihrer peinlichen Überraschung —, daß diese Entdeckung des imperialistischen Charakters und der Problemhaftigkeit der gegenwärtigen Zeit auch schon außerhalb der Grenzen Englands gemacht worden war, z. B. in Deutschland, und dort schon energische Denkarbeit und lebhafte Besprechung hervorgerufen hatte.

Englands seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts vor sich gegangenes Erwachen zu imperialistischer Selbstbewußtheit und Zielbewußtheit ist weder ein Zufall noch eine bloße Modeströmung, sondern erweist sich als streng sowohl durch den eigenen gegenwärtigen inneren Zustand des englischen Weltstaates bedingt, sowie auch durch die Entwicklungslage, in welche staatliche Expansion und politisches Denken jetzt in verschiedenen anderen Ländern — vor allem in Deutschland — gelangt sind, hervorgerufen.

Tatsächlich ist es sehr interessant, zu beobachten, wie Englands imperialistisches Erwachen in zwei Abschnitte zerfällt. In einen allgemein vorbereitenden, mehr inner- als außenpolitisch orientierten, worin aber doch schon die Überzeugung von Englands wachsender und in Zukunft definitiver Weltmacht dominiert; und in einen späteren, durch die Frage der Nebenbuhlerschaft Deutschlands beherrschten, mit dem Antagonismus gegen Deutschland und mit dem Ausbruch des Weltkrieges aufs engste zusammenhängenden Abschnitt.

Zu der ersteren Periode rechne ich das 1890 erschienene ebenso vortreffliche wie berühmte Buch „Problems of Greater Britain" von Sir Charles Dilke. Es ist eine auf mehrere weltumfassende Reisen basierte Beschreibung der Kolonien und Indiens mit einer darangeknüpften Besprechung des Problems einer künftigen festeren wirtschaftlichen, kulturellen, politischen und militärischen Vereinigung dieser Besitzungen mit dem Mutter-

lande. Charakteristischerweise ist das Buch dem damaligen Oberbefehlshaber in Indien, Lord Roberts, mit folgenden Worten gewidmet: „Diese Schilderung des friedlichen Fortschrittes des Größeren Britanniens weihe ich dem Manne, der dessen äußere Sicherheit mit seinem Schwerte vergrößert hat." Die jetzt so volkstümliche Bezeichnung „Größer-Britannien" selbst scheint Dilkes eigene Erfindung zu sein — er hat sie zuerst als Titel eines früheren Werkes ähnlichen Inhaltes benutzt. Das Vorhandensein der „imperial problems", jedoch vorzugsweise innerer Art, zu beweisen und ihre Lösung in einer imperialistischen, d. h. der künftigen Zusammenhaltung des Reiches günstigen Richtung zu fördern, war die Absicht, welche Sir Charles Dilke sich vorgenommen hatte, und die er auch in bemerkenswerter Ausdehnung erreichte.

Aus der Einleitung des dicken Werkes verdienen folgende Sätze angeführt zu werden, weil sie einige imperialistische Grundfragen der Zeitgenossen berühren, welche durch den jetzigen Weltkrieg hochaktuell geworden sind. Hinsichtlich der schließlichen Teilung der Oberherrschaft über unseren Weltball geht Dilke gerade auf die Sache los.

„Der ausschlaggebende Faktor", sagt er[1], „beim Zusammenschweißen und Zusammenhalten des Imperiums als Ganzes ist der unter allen Volksarten und Nationen der Welt voranstehende Rang unseres eigenen wohlgemischten Volkes gewesen. An dem schließlichen Resultate der Großtaten unseres Volkes kann kein Zweifel herrschen. Wenn wir von uns selber absehen, so gewahren wir, daß die bedeutendsten Nationen der Welt nur sehr begrenzte Territorien in gemäßigten Himmelsstrichen besitzen. Frankreich und Deutschland und die anderen können nicht hoffen, in den endgültigen politischen Abrechnungen des nächsten Jahrhunderts eine andere als eine höchst unbedeutende Rolle zu spielen. Die Zukunft scheint unserem eigenen Volksstamme — innerhalb des gegenwärtigen britischen Imperiums und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika — und den Russen vorbehalten zu sein, da sie das einzige Festlandsvolk in Europa sind, das außerhalb Europas in Himmelsstrichen, welche Europäern den Ackerbau erlauben, unbegrenzte Mengen fruchtbaren Bodens besitzt."

Dilke spricht darauf über die Möglichkeiten der beiden angelsächsischen Imperien, das Übergewicht über das russische Imperium zu behalten. Er „sieht" von der politischen Trennung zwischen Engländern und Nordamerikanern „ab", denn „als Nationen sind sie wesentlich ein einziges Volk".

[1] Op. cit., S. 1.

Im Schlußkapitel des Buches erfahren wir, daß „die Zukunft der Welt dem angelsächsischen, dem russischen und dem chinesischen Volke gehört", daß aber das letztere „in seiner überseeischen Expansion die Tendenz hat, unter den Einfluß Indiens und der britischen Kronkolonien zu geraten", und daß Frankreich und Deutschland nie etwas anderes werden können als „Pygmäen neben dem englischen, nordamerikanischen und russischen Zukunftsstaate"[1]. Dilke bekennt sich schon als Seeleys Jünger und ist nicht eher mit seinen imperialistischen Gedankenlinien zufrieden, als bis sie in eine Teilung der Welt oder der Herrschaft über die Welt zwischen höchstens drei Imperien, von welchen zwei angelsächsisch sein werden, ausgemündet sind. In dem Rahmen dieses Projektes gibt es für Deutschland keine Zukunft.

Zu demselben Typus älterer moderner englisch-imperialistischer Agitationsliteratur gehört das 1885 veröffentlichte Werk des Historikers James Anthony Froude „Oceana or England and her Colonies" — auch dies eine Schilderung auf Rundreisen durch das englische Weltreich basierend, Reisen durch „Oceana" oder „die Staatenfamilie Oceana, die immer noch weiterwächst und entschlossen ist, selbst dann ein entscheidendes Wort in der Zukunftsgeschichte der Menschheit zu sprechen zu haben, wenn auch das Schicksal uns sein unfreundlichstes Gesicht zeigen sollte[2]." Froude findet das Band zwischen den Kolonien und dem Mutterlande viel zu dünn und die parlamentarische Regierungsweise viel zu unzuverlässig, wenn nicht geradezu untauglich als Garantie eines dauernden Zusammenhaltens des Imperiums. „Das englische Imperium ist leichter aufgebaut als zusammengehalten." „Wenn England seinem eigenen Ich treu bleibt — fest entschlossen, seine Besitzungen und seine Stellung in der Welt mit der Hand auf dem Schwertgriffe zu verteidigen — dann werden die Kolonien England treu bleiben[3]."

Als eine Art Kompendium zu der ganzen Frage wurde 1905 ein Sammelwerk herausgegeben, wozu etwa fünfzig der ersten Politiker, Beamten und Schriftsteller des englischen Weltreiches mit Abhandlungen über die inneren Verhältnisse der verschiedenen Kolonien und Besitzungen und ihre Stellung zum Mutterlande beigetragen hatten. Der stattliche Band heißt „The Empire and the Century, a Series of Essays on Imperial

[1] Op. cit., S. 697. [2] Op. cit., S. 15. [3] Op. cit., S. 341 u. VIII.

Problems and Possibilities" und ist „To The Future of England" dediziert.

„Seitdem England Rivalen erhalten hat, ist der Abschnitt der Geschichte Englands, da der einzelne und ein kleines Volk zu entscheiden hatten, vorbei. Im Zeitalter der Konkurrenz stellt sich die Vorsehung auf die Seite, auf welcher die größten sozialen Bataillone zu finden sind. — Die Zukunft gehört dem Staate, der sich konsolidieren und zusammenhalten kann. Und glücklicherweise sind gegenwärtig innerhalb des Imperiums die Vorbedingungen zu einer derartigen imperialistischen Konsolidierung vorhanden[1]." Einer Einleitung in diesem Geiste folgt als Vorspiel zu der fünfzigstimmigen imperialistischen Sinfonie Rudyard Kiplings Gedicht „The Heritage".

Our Fathers in a wondrous age,
Ere yet the Earth was small,
Ensured to us an heritage,
And doubtet not at all
That we, the children of their heart,
Which then did beat so high,
In later time should play like part
For our posterity.

— — — — — — — — — — — — — —

Dear-bought and clear, a thousand year
Our Fathers' title runs.
Make we likewise their sacrifice,
Defrauding not our sons[2].

„In unseren Tagen haben die Worte ‚Imperium' und ‚Imperialismus' denselben Platz im täglichen politischen Gedankenaustausche erhalten, welchen früher die Worte ‚Nation' und ‚Nationalität' einnahmen. In dem niemals aufhörenden Kampfe zwischen politischen Prinzipien scheint augenblicklich das Autoritätsprinzip den Vortritt vor dem Freiheitsprinzipe erlangt zu haben; Macht und Herrschergewalt sind, eher als Freiheit und Unabhängigkeit, die Ideen, welche die Phantasie der Masse fesseln; die Gedanken der Menschen wenden sich eher nach außen als nach innen; das nationale Ideal ist dem imperialistischen gewichen[3]."

Das Wort „Nation" bezeichnet ein relativ einfaches, wohlbekanntes Faktum; das Wort „Imperium" dagegen einen außerordentlich verwickelten und den meisten ziemlich unklaren Begriff. Manch einer glaubt, daß

[1] Op. cit., S. XIX. [2] Op. cit., S. 2. [3] Op. cit., S. 5—6. Aus dem Einleitungsaufsatze The Imperial Ideal von W. F. Monnypenny.

der „Nationalismus" die ältere und der „Imperialismus" die jüngere Erscheinung sei. In Wirklichkeit verhält es sich jedoch gerade umgekehrt. Lange, bevor es irgendwelches Nationalitätsbewußtsein gab, existierte schon ein Staatsbewußtsein, das bereits im Altertume, besonders im römischen Imperium, zu einem klaren Imperialismus, einem Bewußtsein vom Weltstaate und Universalstaate, heranwuchs. Nichtsdestoweniger ist der moderne Imperialismus „in sehr hohem Grade" auf dem Nationalismus basiert. Seitdem die Bestrebungen, die europäischen Staaten auf das Nationalitätsprinzip zu gründen, mit Italiens und Deutschlands staatlicher Einigung im Jahre 1871 zu einem gewissen Abschlusse gelangt sind, ist die so auf nationaler Grundlage ruhende staatliche Entwicklung in Europa längs imperialistischen Linien weitergegangen. Die Nationalstaaten sind zu Imperien erstarkt, von denen mehrere wirkliche Weltstaaten sind; und in Verbindung hiermit haben die Ideen des Imperialismus den Vortritt vor denen des Nationalismus erlangt; denn ein wichtiges ungelöstes Problem muß das Interesse immer stärker anziehen als eine ebenso wichtige, aber schon im wesentlichen gelöste Aufgabe.

„Es ist vielleicht kein Zufall, daß einer der neuen Staaten, welche unter dem Einflusse der nationalistischen Strömungen des 19. Jahrhunderts entstanden sind, mit am stärksten zu dem Umschlage (von nationalistischer zu imperialistischer Politik) beigetragen hat. Deutschland hatte kaum innere Einigkeit erlangt, als es schon anfing, sich nach neuen Tätigkeitssphären umzuschauen. Zwar hatte die europäische Expansion (in fremden Weltteilen) nie aufgehört, doch war sie in den Hintergrund des allgemeinen Bewußtseins getreten. Als sich aber Deutschland in den Wettbewerb um Besitzungen und Machtsphären außerhalb Europas stürzte, wurde diese Konkurrenz bald das Leitmotiv der internationalen Politik. Deutschlands Eingreifen war es, das zur Teilung Afrikas führte[1]."

Es wäre indessen ein Irrtum, den Imperialismus als nichts anderes denn ein Wettrennen um Besitzungen und Macht in allen Weltteilen zu betrachten. „Der Imperialismus ist kein bloßes Verherrlichen der Eroberungen und der Macht auf Kosten der inneren Reformen. Der Imperialismus bedeutet nicht bloß, daß man Macht der Freiheit vorzieht." Wäre die Menschheit beim Nationalismus als ihrem politischen Ideale stehengeblieben, so hätte dies eine zu enge Begrenzung ihrer politischen Bestrebungen und ihrer politischen Entwicklung herbeigeführt. Imperialismus

[1] Op. cit., S. 15.

bedeutet Weltpolitik. „Das Staatensystem ist nicht länger nur europäisch, sondern kosmopolitisch. Das Feld der Diplomatie hat jetzt denselben Umfang erhalten wie unsere Weltkugel. Die Probleme der Politik sind weltumfassend und weltvertieft geworden[1]."

Dem englischen Imperialisten, den ich jetzt zitiere (W. F. Monnypenny), ist es ebenfalls klar, daß der eigentlichen Imperien gegenwärtig nur drei seien: England, Rußland und die Vereinigten Staaten. „Es ist beinahe als eine Gewißheit anzusehen, daß eine große Zukunft ihrer wartet." Unter diesen dreien aber sei Rußland ein „einseitig cäsarisches Erobererimperium mit alten byzantinischen Traditionen"; und die Vereinigten Staaten seien „nur ein Nationalstaat von älterem Typus". Als echt modernes Imperium, dessen Zukunft verbürgt sei, bleibe nur das englische übrig. Denn wenn es auch nicht unmöglich sei, daß es Deutschland „gelingen kann, sich einen Platz unter den Weltmächten zu erringen", so gehöre doch diese Frage in das Gebiet der „Spekulationen", nicht aber in das der zuverlässigen Realitäten[2].

Das über die ganze Erde verstreute englische Imperium existiere „nur so lange, wie es die Herrschaft über alle Weltmeere behält", sei aber auch die einzige Großmacht, „die ihre Gegenwart in allen zur See zugänglichen Teilen der Welt fühlbar machen kann". So besitze das englische Imperium „eine Macht, deren Ausübung in gewissem Sinne ein öffentlicher Auftrag oder ein Vertrauen ist; eine Macht, die in entsprechendem Grade die Macht jedes anderen Staates beschneidet oder beschränkt; eine Macht, die nachdrücklich der Verteidigung dienen kann, aber über einen gewissen Punkt hinaus zu Angriffszwecken untauglich ist. Wenn es im internationalen Systeme überhaupt einen regulierenden Staat geben soll, so muß eine solche Aufgabe dem Staate überlassen werden, welcher die Art Macht besitzt, die das englische Imperium jetzt ausübt[3]."

Das englische Imperium ist also dazu bestimmt, das Oberimperium der Welt zu sein. Der englische Imperialismus ist seinem Wesen und Inhalte nach Überimperialismus. Die englische Nation ist die Übernation unter den Nationen der Welt. Englands Nationalismus ist ein besonderer Nationalismus — ein Übernationalismus.

So weit kam der imperialistische Gedanke in England, ehe der Gegensatz zu Deutschlands Imperialismus das Leitmotiv der englischen imperialistischen Agitation hat werden können.

[1] Op. cit., S. 17. [2] Op. cit., S. 18—19. [3] Op. cit., S. 27.

## 7. Ein englischer Imperialist mit deutscher Schulung

Die imperialistische Agitation in England ist nicht allein älter als der klar bewußte imperialistische Gegensatz zu Deutschland. Dem imperialistischen Gedanken in England ist es auch gelungen, sich, unabhängig von jenem Gegensatze, zu dem Phantasiegebilde eines englischen Oberimperiums und der Engländer als der Übernation unter allen Völkern der Erde aufzuschwingen.

In dieser Entwicklung bezeichnet die Wendung der imperialistischen Agitation gegen Deutschland in gewissem Maße eine Ernüchterung. Denn allerdings hat dieser Abschnitt der Geschichte des imperialistischen Gedankens in England unzählige Ausbrüche zunehmenden Deutschenhasses aufzuweisen gehabt, aber andererseits hat die vermehrte Beschäftigung mit Deutschlands äußeren und inneren Angelegenheiten auch zu einigen tiefergehenden und unparteiischeren Beobachtungen und Studien über das große „Vetternvolk" auf dem Festlande Veranlassung gegeben.

Die neue Periode läßt sich, wie mir scheint, von 1911 datieren, dem Jahre der Marokkokrise und der intimeren französisch-englischen Annäherung, das auch die Verstärkung des englisch-japanischen Bündnisses brachte. Das vor relativ kurzer Zeit noch so splendidly isolierte England stand nun — d. h. 1911—12 und schon seit 1902, 1904 und 1907 — in der auswärtigen Politik immer enger mit Japan, Frankreich und Rußland, seinen treuen Waffenbrüdern in dem gegenwärtigen Weltkriege, in werdenden Bündnisbeziehungen. Die englische Diplomatie hatte England an den beiden gefährlichen Nachbarn Deutschlands: Rußland und Frankreich, Freunde verschafft. In England selbst gab es zwei Strömungen: eine immer deutschfeindlicher werdende, die sich auf die Tradition stützte, und eine neue, mehr tastende, die den Weg zu einer richtigeren, sympathischeren Wertung des mächtig fortschreitenden Festlandsstaates zu bahnen suchte.

Bis zum Ausbruche des Weltkrieges erschien es ungewiß, welche dieser Stimmungen schließlich die Oberhand erhalten und in praktischer Hinsicht den Ausschlag geben würde. Aber jeder konnte ja sehen, daß eine sehr wichtige Vorbedingung zum Siege der deutschfreundlichen Strömung ihr

einigermaßen ungestörtes Fortdauern während einer noch längeren Zeit sein müsse. Und gerade diese Bedingung ist nicht erfüllt worden — dank Englands Bundesbruder Rußland und seinem Klienten Serbien.

Als Probe eines englischen Imperialismus des modernsten Typus sowohl wie einer außergewöhnlich gründlichen, mit gewisser Sympathie behafteten Kenntnis des neuen Deutschen Reiches kann sich keine literarische Urkunde mit der Reihe der Vorlesungen messen, die der Geschichtsprofessor J. A. Cramb im Jahre 1913 am Londoner Queen's College gehalten hat, und die nach seinem plötzlichen Hinscheiden unter dem Titel „Germany and England" in Buchform herausgegeben worden sind. Das Buch hat schon in den ersten vier Monaten nach seinem Erscheinen (im Juni 1914) nicht weniger als sieben Auflagen erlebt, darunter sechs nach dem Kriegsausbruche. Die „Times" nannten das Werk „ein Buch zur Warnung und Aufklärung", und der „Spectator" lobt es als eine autoritative Enthüllung des innersten Geheimnisses des „deutschen Imperialismus". Der Verleger lanciert das Buch als „eine Antwort an Bernhardi".

Professor Crambs Buch ist also durch die Fügung der Umstände ein Kriegsbuch geworden. Und dieses Schicksal paßt auch nicht übel zu dem Inhalte, der den Zweck hat, die Möglichkeit zu beweisen, daß Deutschland in viel höherem Grade als irgendein anderes Land Englands Feind ist, daß „Germany is our enemy of enemies"[1]. Und dennoch konnte Professor Cramb voller Aufrichtigkeit seine Vorlesungen mit den Worten beginnen: „Ich stelle jede Absicht, feindliche Gefühle zwischen Engländern und Deutschen hervorrufen oder vergrößern zu wollen, in Abrede."

Er hatte moderne Geschichte an einer deutschen Universität studiert und dabei einen tiefen Eindruck von Treitschkes Persönlichkeit und Geschichtstheorie erhalten, und er zeigt überhaupt, daß er das moderne Deutschland in überraschendem Grade von innen heraus versteht. Er wünscht, daß er seinen eigenen Landsleuten einen oder den anderen Zug jenes spezifisch deutschen Imperialismus beibringen könnte — vor allem das, was ihm als eine deutsche Imperialisten charakterisierende philosophische, ja religiöse Vertiefung ihrer politischen Anschauung und ihres politischen Glaubens erscheint.

Doch der Geschichtsforscher Professor Cramb war davon überzeugt, daß „die Mächte, welche die Handlungen der Imperien und der großen Nationen bestimmen, in der Tiefe verborgen liegen und sich nicht leicht durch Worte,

[1] Op. cit., S. 3.

ja nicht einmal durch feindliche oder freundschaftliche Gefühle beeinflussen lassen. Diese Mächte liegen außerhalb des Bereiches der Wünsche oder Absichten der einzelnen und können sogar mit diesen Wünschen und Absichten im Widerstreite stehen. Napoleon verstand dies. ,La politique, c'est la fatalité', äußerte er einmal[1]."

Was ist nun meine Absicht?" fragt sich Professor Cramb und antwortet: „die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind", das wirkliche Antlitz der Feinde Englands zu sehen und dem Zuhörer oder dem Leser „ein tieferes Verständnis des politischen Charakters und der politischen Geschichte der großen deutschen Nation, ein Verständnis ihrer politischen Führer in der Vergangenheit, ihrer sozialen und literarischen Entwicklung, ihrer jetzigen Ideale und ihres Verhältnisses zu Enttäuschungen und Niederlagen in der Vergangenheit[2]" zu ermöglichen.

„Wenn Deutschland Englands Freund, vielleicht sogar Englands Verbündeter wird werden können," anstatt Englands Todfeind zu sein, „wenn Blut sich wirklich dicker als Wasser erweisen wird, dann kann vollständige gegenseitige Kenntnis, ein ernstes Prüfen der voneinander abweichenden Wünsche und Bestrebungen beider Völker, wie sie mit ihrer verschiedenartigen früheren Entwicklung zusammenhängen, eine solche Freundschaft stärken und ein solches Bündnis dauerhafter machen[3]."

„Aber", seufzt Professor Cramb, „wie fern von einer solchen Kenntnis und wie gleichgültig gegen ihre Benutzung sind doch die allermeisten Engländer!" Und er fügt als Beispiel englischer Unkenntnis Deutschlands eine verächtliche Äußerung Gladstones über Goethe hinzu, einen Ausspruch, den ein Engländer von hervorragender Bildung sich gemüßigt gefühlt, in den Spalten der „Times" dem Publikum zu unterbreiten, anstatt, was Cramb als das Einziganständige dringend geboten erscheint, „das Dokument sofort aus reiner Scham wieder in die Nacht der Vergessenheit sinken zu lassen[4]." Mit blutiger Ironie charakterisiert er darauf die absolute Oberflächlichkeit, mit welcher die wenigen Engländer, welche überhaupt von Deutschland Notiz nehmen, dieses Land zu „studieren" pflegen.

Um jene beinahe hoffnungslose Oberflächlichkeit und Verkehrtheit in englischen Urteilen über deutsche Verhältnisse noch besser zu kennzeichnen, bespricht Professor Cramb General von Bernhardis Buch „Deutschland

[1] Op. cit., S. 1—2. [2] Op. cit., S. 2—3. [3] Op. cit., S. 4. [4] Op. cit., S. 5.

und der nächste Krieg" und die Aufnahme, die es in Deutschland gefunden hat. Er lobt mit warmen Worten Bernhardis deutschen Grundsatz, nicht nur die Technik seines eigenen Berufes, des Kriegerberufes, sondern auch dessen geschichtliche, philosophische und religiöse raison d'être verstehen zu wollen.

„Was das Buch als wirklich epochemachend kennzeichnet, ist, daß es uns einen definitiven Versuch eines deutschen Offiziers gibt, sich nicht nur klarzumachen, wie Deutschland mit Aussicht auf Erfolg Krieg gegen England führen könne, sondern auch warum es einen derartigen Krieg führen müsse"[1]. England, und im Grunde nur England stehe der völligen Verwirklichung von Deutschlands tiefsten und größten Entwicklungsmöglichkeiten als Nation im Wege[2]. „In der Geschichte Deutschlands leitet die Zerstörung des Römerreiches die erste imperialistische Periode ein. Soll Deutschlands neuer Imperialismus durch Englands Zerstörung eingeleitet werden[3]?"

Mit großer Beredsamkeit berichtet Cramb über die Anklagen, die Deutschland in der Vergangenheit und im gegenwärtigen Augenblicke gegen England hat — Anklagen allgemeinmenschlichen, nicht egoistisch-deutschen Inhaltes. England habe sich niemals durch hohe und große, produktive und freie Geistigkeit seines ungeheuerlichen Imperiums, seiner Vormundschaft über 400 Millionen Fremde und seiner Herrschaft über alle Weltteile und ein Viertel der Landmasse der Erde würdig gezeigt.

Cramb, der englische Patriot, sieht in Deutschland einen Englands würdigen Gegner — falls es zwischen ihnen zum Kampfe um das Oberimperium kommen müsse. „Laßt mich dies über Deutschland sagen, daß sein Volk unter allen Feinden Englands unwiderleglich das größte ist, und mit dem „größten" meine ich nicht nur die Quantität, nicht eine Millionenzahl an Einwohnern und Soldaten, sondern geistige Größe. Deutschland ist der bei weitem großartigste, heldenmütigste Feind — wenn überhaupt unser Feind —, dem England je in seiner tausendjährigen Geschichte hat entgegentreten müssen. Im 16. Jahrhundert führten wir Krieg gegen Spanien und das spanische Imperium. Doch das Deutschland des 20. Jahrhunderts ist eine größere Macht, größer in der Weltanschauung, im Denken, in allem, was Menschenwürde ausmacht, als Karl V. und Philipp II. Spanien. Im 17. Jahrhundert kämpften wir mit Holland. Aber das Deutschland Bismarcks und des Kaisers hat mehr Größe als De Witts Holland.

[1] Op. cit., S. 11. [2] Op. cit., S. 13. [3] Op. cit., S. 16.

Im 18. Jahrhundert bekriegten wir Frankreich. Doch das heutige Deutschland ist eine höhere, würdigere politische Macht als Frankreich unter Ludwig XIV.[1]"

Professor Cramb ist kein „Pazifist". Er findet, daß der Weltfriede weniger eine Zukunftshoffnung als eine Erinnerung an ein sagenhaftes goldenes Zeitalter sei. Der Mensch hat sich allen anderen Ideen durch Fortschritt genähert, nur dieser einen nicht. „Der Krieg bleibt die letzte Kraftmaßregel des Staates, bleibt seinem Wesen nach unverändert, wenn auch in der Form modifiziert. In Europa, das tatsächlich unsere Weltkugel regiert, ist jedes politische und religiöse Fortschreiten von einem Kriege begleitet gewesen[2]." Es sei nicht nur die Fähigkeit, allen Kriegen ein Ende zu machen, an welcher es dem Menschen bisher gefehlt habe, sondern auch der Wille dazu[3]. Es gebe im Kriege etwas, das nicht ganz von Übel sei. Dies sei der Heroismus — „die Macht des Krieges, das Menschenleben über sich selbst zu erheben, die Macht des Krieges, den Menschengeist in seinem Streben nach dem Ideale freizumachen[4]."

Für welches Ideal habe England gekämpft? Für das Imperium! „All England's wars for the past five hundred years have been fought for empire[5]." Und deshalb will Professor Cramb, daß sein Volk zur allgemeinen Wehrpflicht übergehe. „Cease hire your soldiers[6];" kein Söldnerheer mehr; die Verteidigung des Imperiums sei höchste, allgemeinste Bürgerpflicht!

„Sicherlich hat es nie einen Abschnitt in unserer Geschichte gegeben, in welchem es von größerer Bedeutung gewesen, daß jeder Engländer klar verstehe, was die Worte „Imperium" und „Imperialismus" wirklich besagen, und was sie in der Vergangenheit bedeutet haben. Gleichwohl hat es niemals eine Periode gegeben, in welcher diese Worte auf so unbestimmte und wechselnde Weise benutzt worden sind wie jetzt — und unsichere Begriffe führen zu unsicherem Handeln." Was um so gefährlicher sei, als England gerade jetzt von dem unbewußten Stadium seiner imperialistischen Entwicklung zu dem bewußten — das der Regierung des Augustus in der Geschichte Roms entspreche — übergehen müsse[7].

Was sei nun der innerste Sinn des englischen Imperialismus? To give all men within its bounds an English mind — that has been the purpose

---

[1] Op. cit., S. 46. [2] Op. cit., S. 53. [3] Op. cit., S. 56. [4] Op. cit., S. 60. [5] Op. cit., S. 61. [6] Op. cit., S. 40. [7] Op. cit., S. 122—123.

of our empire in the past. He, who speaks of England's greatness speaks of this"[1]. Gleichwie Alexander der Große alle Menschen durch seine Welteroberung geistig habe zu Hellenen machen wollen, so habe auch der Engländer bei seiner Welteroberung unbewußt und bewußt danach gestrebt, so vielen der Völker der Erde wie nur möglich so viel wie möglich an English mind, englischen Geist, einzuflößen. Das heiße allen Völkern, die dem englischen Imperium untertänig seien, „die Fähigkeit verleihen, das Menschenleben, seine Vergangenheit und seine Zukunft, mit den Augen eines Engländers anzusehen; innerhalb des Imperiums die hohe religiöse Toleranz, durch welche es sich von Anfang an ausgezeichnet, verbreiten; jene mutige Ehrfurcht vor dem Mysterium des Lebens und des Todes, welche die großen englischen Dichter und Denker charakterisiert, verbreiten; die Liebe zu sozialer Freiheit verbreiten und jenes Streben nach immer höherer sozialer Gerechtigkeit und Freiheit fördern, wodurch, wie wir mit oder ohne Recht glauben, sich unser Volk überall, wo es seine Herrschaft befestigt hat, auszeichnet[2]."

Kein Wunder also, daß Professor Cramb mit Abscheu von Englands Bündnis mit Rußland, das die Ausbeutung Persiens zum Ziele habe, spricht: „Wie können wir hoffen, daß eine so unnatürliche Alliance dauerhaft sein werde?" fragt er. Und diese Worte sprach er bloß ein Jahr vor dem Augenblicke, in welchem der Weltkrieg ausbrach — wesentlich infolge Englands Bereitwilligkeit, Rußland und das russisch-französische Bündnis zu unterstützen! England in Waffenbrüderschaft mit Rußland und gegen Deutschland „für Demokratie und Freiheit!" In welches Licht hätte, nach Ansicht der englischen Geschichtsphilosophen, diese Alliance wohl „den englischen Geist" gestellt? Diesen „Geist", der das Herz des englischen Imperialismus und der Idealismus in allem englischen imperialistischen Streben ist!

Von rein nationalpsychologischem Gesichtspunkte aus macht Professor Crambs interessantes Buch einen seltsam unklaren und gemischten Eindruck. Er vereinigt in dem Grade ein tiefes Verständnis des deutschen Wesens mit Kenntnis des englischen, daß man sich schwerlich denken kann, daß er von einem Kampfe auf Leben und Tod zwischen beiden um das Oberimperium — das geistige sowohl wie das politische und das wirtschaftliche — auf dieser unserer Weltkugel irgendeinen Gewinn für die Menschheit hätte erwarten können.

[1] Op. cit., S. 127. [2] Op. cit., S. 125—126.

Die außerordentlich warme Sympathie und die tiefe Einsicht, womit er Treitschkes geniale Persönlichkeit und tiefgehende Lehrtätigkeit schildert, zeigen, daß er nicht blind gegen die bedeutungsvolle Tatsache war, daß es unverlierbare Schätze menschlicher Geistigkeit gibt, nach welchen man in the english mind vergeblich sucht. Cramb gibt wieder, was er als die Essenz der „Verachtung und des Abscheus" Treitschkes gegen das moderne England ansieht, und dabei findet er Ausdrücke von einer Kraft und Rücksichtslosigkeit, die auf mich unwillkürlich den Eindruck machen, als müsse er die Antipathie, die er schildert, selbst in nicht geringem Maße geteilt haben.

In Treitschkes Augen „endet Englands Größe mit dem 17. Jahrhundert, mit Cromwell und Milton". Treitschkes Unwille gegen das moderne England habe „teils einen geschichtlichen, teils einen moralischen Grund". Englands Weltmacht „kränkt ihn als Mensch, because of its immorality, its arrogance and its pretentious security", d. h. weil auf dem Grunde des English mind so viel moralische Roheit, maßloser Hochmut und blinde Eigenliebe liege.

„Nicht ohne Gerechtigkeit schildert Treitschke Englands Politik im 18. und 19. Jahrhundert als konsequent darauf gerichtet, Preußen niederzuhalten, sobald die englischen Politiker das wahre Wesen dieses Staates entdeckten und die große Zukunft, die ihm das Schicksal vorbehalten hatte, ahnten. War England nicht 1864 und 1866, dann 1870/71 und vor allem 1874/75 Preußens verräterischer, aber furchtsamer Feind?"

Das stärkste Motiv aber für Treitschkes Antagonismus gegen England sei (wie Cramb fortfährt) „seine Überzeugung, daß Englands Weltoberherrschaft in gar keinem Verhältnis zu Englands wirklicher Kraft und wirklichem Werte in politischer, sozialer, intellektueller oder moralischer Hinsicht stehe." „Sein Abscheu ist der Widerwille gegen Humbug", gegen etwas, das sich den Anschein gebe, etwas zu sein, was es in Wirklichkeit gar nicht ist. Treitschke verweile oft bei der zunehmenden Kleinlichkeit und Schäbigkeit des englischen politischen Lebens. „Was Deutschland an England haßt, ist dasselbe, was Napoleon an England haßte — eine anmaßende, arrogante, kleinbürgerliche Selbstgerechtigkeit, die in Wirklichkeit keineswegs Patriotismus oder so hohe, ernste Vaterlandsliebe wie die deutsche in den Jahren 1813 und 1870, sondern nur eine engbrüstige, insulare Eigenliebe ist — mit anderen Worten: das Gefühl, das seinen offiziellen Ausdruck in dem vulgärsten aller Nationallieder erhalten hat:

## Rule Britannia

**„The nations not so blest as thee
Must in their turn to tyrants fall,
Whilst thou shalt flourish, great and free
The dread and envy of them all."**

„Denkt nur an das Weltbild, das diese Worte hervorrufen", fährt Professor Cramb fort. „Eine einzige Insel, die sich die Herrlichkeit der Freiheit vorbehält, umgeben von einer Welt, welche unter Tyrannen seufzt, während sie selbst in einsamer Majestät dasitzt[1]!"

Professor Cramb sieht in der „Religion der Tapferkeit" — the Religion of Valour — das Zentrale im deutschen Wesen. Ihm erscheinen Männer wie Treitschke und Nietzsche und ein Popularisierer ihrer kriegerischen Philosophie wie Bernhardi zu beweisen, daß „trotz der Nebelschleier des Industrialismus, des Sozialismus und des Militarismus in the Germany of 1913"[2] jener Geist fortlebt.

Ich erinnere noch einmal daran, daß Professor Crambs Buch während der Monate August und September 1914 sechsmal neu aufgelegt worden ist.

Wie lesen Professor Crambs Landsleute sein Buch während des Weltkrieges gegen Deutschland? Haben sie durch dieses Buch eine Ahnung davon bekommen, daß ein Volk ein großes Volk mit berechtigten Ansprüchen auf eine große Zukunft sein kann, obwohl seine Seele ganz anders ist als the English mind?

Wenn man jetzt während des Weltkrieges die endlosen, teilweise wunderbar wenig intelligenten Ergüsse gerade über Treitschke, Nietzsche und Bernhardi in den englischen Zeitungen und Zeitschriften liest, kann man nicht umhin, daraus den Schluß zu ziehen, daß nur zu viele Engländer Professor Crambs Buch gerade in jenem Geiste des insular narrow conceit studiert haben, den er auf so unglückselig aufrichtige Weise in der englischen Nationalhymne manifestiert fand, welche mit einem gewaltsamen imperialistischen Notreime: „Rule, Britannia, rule the waves" und „Britons never shall be slaves" beginnt, was gerade so klingt, als ob es gar kein annehmbares Mittelding zwischen einem maritimen Imperium über die ganze Menschheit und dem elenden Lose des Sklaven gebe.

[1] Op. cit., S. 92—94. [2] Op. cit., S. 97.

## 8. Die gegen Deutschland gerichtete imperialistische Agitation in England

Es hat sich also gezeigt, daß die imperialistische Agitation in England schon in ihrem früheren, vorbereitenden Stadium, sowie bei Geschichtsforschern, die wie Seeley und Cramb in die Tiefe dringen, aus innerer Notwendigkeit heraus und unabhängig von persönlichen Anti- oder Sympathien mehr oder minder klar bewußt gerade gegen Deutschland gerichtet gewesen ist. Seitdem England um das Jahr 1600 herum seine imperialistische Laufbahn beschritt, hat es sie durch Bekämpfung und Niederwerfung eines Rivalen um die Weltmacht nach dem andern zurückgelegt; und nichts ist natürlicher oder richtiger, weltgeschichtlich strenger bedingt, als daß der moderne englische Imperialist sich nach der kontinentaleuropäischen Macht umsieht, welche diesmal Englands Imperium im Wege steht und bewacht, zurückgehalten oder verdrängt werden muß.

Diese „durch Mißgunst und Besorgnis verdunkelten Blicke"[1] sind noch vor 10 bis 15 Jahren, also um die Jahrhundertwende herum oder unmittelbar darauf, als England sich noch in seiner splendid isolation befand, bald hierhin bald dorthin geschweift — bald auf Frankreich, bald auf Rußland, bald auf Deutschland gerichtet worden. Aber in der Zeit zwischen 1896, dem Jahre der Vereinbarung Englands mit Frankreich über Indo-China, und 1911, dem Jahre des englisch-französischen Marokkovertrages, kommen in dichter Aufeinanderfolge Vereinbarungen und realbindende Freundschaftsverträge zwischen England einerseits und Japan, Rußland, Frankreich andererseits zustande.

Diese außerordentlich interessante und bedeutungsvolle diplomatische Aktion endet damit, daß Japan Englands Vorposten im äußersten Osten wird, dessen Aufgabe es ist, Rußland und Deutschland zu überwachen, während Frankreichs Flotte den ehrenvollen Auftrag erhält, sowohl in Englands Interesse wie in dem ihres eigenen Landes im Mittelmeere zu patrouillieren, für welchen Dienst England den Schutz der atlantischen Küste Frankreichs als Entschädigung übernimmt. Damit hat England sich die Möglichkeit verschafft, die Hauptmasse seiner gewaltigen Flotte ohne allzu

[1] Homer Lea, The Day of the Saxon, S. 15.

großes Risiko in der Nordsee gegen Deutschland konzentrieren zu können. Der 1907 abgeschlossene englisch-russische Vertrag hinsichtlich Persiens, Afghanistans und Tibets sichert die Lage auf der asiatischen Nordgrenze des englischen Imperiums. Und einige Jahre später zeigt es sich, daß englisches Kapital in weit größerem Umfange als je zuvor in Rußland untergebracht wird und daß die englische Presse, besonders die einflußreiche „Times", ein systematisches Interesse am Zarenreiche zu entfalten beginnt — ein Interesse jener sehr gediegenen Art, das wir bei Großmachtpressen zu finden gewohnt sind, sobald großfinanzielle Interessen stark beteiligt sind.

Diese und sonstige hierher gehörende Tatsachen sind allbekannt und unbestreitbar und zeigen unwiderleglich, daß Deutschland als die einzige festländische Großmacht übrigblieb, gegen welche Englands imperialistische „Mißgunst und Besorgnis" einstweilen (d. h. auch 1911—1914) zu existieren fortfuhr und tatsächlich beständig wuchs — trotz verschiedener kleinerer Vereinbarungen und der aufrichtigsten kulturellen Verständigungsbestrebungen einiger Privatleute und Organisationen auf beiden Seiten.

Es ist demnach durchaus nicht notwendig, zu irgendwelcher Theorie einer von Eduard VII. eingeleiteten und durch Sir Edward Grey fortgesetzten „Einkreisung" Deutschlands zu greifen, um zu erklären, daß England 1914 Deutschlands Feinde zu seinen Freunden gemacht, Deutschland selbst jedoch als seinen einzigen, augenblicklich am meisten beargwöhnten Hauptgegner hatte draußen stehen lassen. Die Einkreisungstheorie mag völlig richtig sein und wäre dann als eine wichtige beitragende Ursache zu dem Kriege Englands gegen Deutschland im Jahre 1914 zu beachten. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß Englands „Mißgunst und Besorgnis" hinsichtlich Deutschlands das erste, beständig am stärksten treibende Motiv zu den vielen aufsehenerregenden diplomatischen Vereinbarungen mit Japan, Rußland und Frankreich in der Zeit von 1896 bis 1911 war. Aber damit ist nicht erklärt, weshalb diese große diplomatische Aktion England gelang, während alle gleichzeitigen, nicht zum wenigsten durch Kaiser Wilhelm geförderten Bestrebungen zu Vereinbarung und Annäherung zwischen England und Deutschland mißlangen.

Die Ursache dieses Faktums muß weit tiefer liegen als in einer eventuellen Überlegenheit Eduards VII. als Diplomat oder in einem eventuellen Mangel an Voraussicht und Geschmeidigkeit der deutschen Diplomatie. Ich glaube, daß es, weltgeschichtlich gesehen, keinem Zweifel unterliegen

kann, daß Deutschlands Entwicklung zur politischen und wirtschaftlichen Großmacht nach 1870 diesem Lande seit dem Anfange des 20. Jahrhunderts ganz und gar eine Sonderstellung unter den Rivalen des englischen Imperiums gibt. Die Sache ist ganz einfach die, daß Deutschlands allgemeine Entwicklungskraft gegenwärtig der Frankreichs, Rußlands und Japans ungeheuer überlegen ist und allein eine wirkliche Zukunftsgefahr für die Weltoberherrschaft des englischen Imperiums, besonders für seine Oberherrschaft zur See, ahnen läßt. Daher war Englands Vereinbarung mit den drei erwähnten Großmächten unendlich viel leichter als gerade mit Deutschland. Und Ende Juli 1914 gelang es der sogenannten „panslawistischen" russischen Kriegspartei, den Krieg gegen Deutschland zu einem Zeitpunkt zu provozieren, an welchem die imperialistische „Mißgunst und Besorgnis" in England hinsichtlich Deutschlands noch keine annäherungsweise zureichenden Gegengewichte durch die Versuche, die beiden Großmächte einander zu nähern, hatte erhalten können.

Anstatt dessen hatten, besonders in den Jahren 1912 bis 1914, englische Imperialisten fleißig daran gearbeitet, die englische Nation zum Argwohn auf Deutschland und zu Besorgnis vor den Plänen dieses Landes, das englische Imperium mit Waffengewalt zu vernichten und die Weltherrschaft an sich zu reißen, aufzuhetzen.

Wenn man die hierhergehörenden Jahrgänge der großen englischen Monatsrevuen und Wochenschriften durchblättert, sind es zwei Betrachtungsweisen, die unter unseren Gesichtspunkten am meisten in die Augen fallen müssen. Der eine ist der militärische und der andere der geschichtsphilosophische Typus.

Die Artikel über die deutschen Flottenrüstungen und Heeresvergrößerungen sind außerordentlich zahlreich — das Thema ist Monat für Monat eine stehende Rubrik. Eine unendliche Menge Kriegsschiffsstatistik wird dargeboten; und die zwischen dem Dreadnoughtbau Englands und Deutschlands gezogenen Vergleiche zeigen immer, daß England nicht rasch genug baut, um den nötigen Vorsprung vor Deutschland behalten zu können. Das Kriterium dieses nötigen Vorsprunges ist immer ein und dasselbe — nämlich, daß England in aller Zukunft eine unüberwindliche Übermacht auf allen Weltmeeren, die ja einen integrierenden Bestandteil des Imperium Britannicum bilden, behalten soll.

Es fällt jenen englischen Flottenimperialisten niemals ein, daß ein völlig gesicherter Anteil an der Macht über die Weltmeere ein integrierender Bestandteil eines jeden modernen Imperiums sein muß, und ganz besonders des deutschen, das aus wirtschaftlich-geographischen Gründen seine Existenz wesentlich auf einen beständig wachsenden Überseehandel bauen muß. Deutschlands Flottenbau wird nicht als unabweisliche Wirkung ganz derselben wirtschaftlichen Notwendigkeit wie der des englischen Flottenbaues aufgefaßt, sondern als Äußerung eines reinen Militarismus gedeutet, d. h. als die Absicht, England mit bloßer Waffenmacht beiseite zu schieben und Deutschland auf den Thron der Weltherrschaft zu setzen.

Durchgehends sind es Englands Militaristen, welche auf diese Weise alles deutsche Streben nach Seemacht als brutalen, rein gezüchteten Militarismus und nichts weiter ausmalen und dabei für England ein noch beschleunigteres Flottenbautempo und die Einführung allgemeiner Wehrpflicht beim Landheere predigen.

Der geschichtsphilosophische Typus jener imperialistischen Agitationsartikel charakterisiert sich hauptsächlich durch seine absolute Abhängigkeit von der Ideenzufuhr aus — Deutschland. Das Ganze ist eine endlose Polemik gegen Treitschke, Nietzsche, Bernhardi und Frobenius — eine Polemik, worin die brutale Machtphilosophie dieser Autoren gründlich entschleiert wird und zugleich kräftig betont wird, daß dieselbe Machtphilosophie, ein wenig nach dem Geschmacke des streng moralischen Engländers umgekocht, die absolut einzige Philosophie sei, welche für das englische Imperium tauge, wenn es in Zukunft fortfahren wolle, wie bisher zu blühen; denn ein Imperium ohne Macht sei kein Imperium, am allerwenigsten dann, wenn seine Länder in fünf Erdteilen zerstreut lägen, durch sieben Weltmeere getrennt seien und von 400 Millionen Menschen bewohnt würden.

Wieder dasselbe Phänomen! Was beim Deutschen Willkür und nackte Brutalität ist, das ist beim Engländer strengste Notwendigkeit und edelster Mannessinn! Dieser bedeutende Unterschied wird dadurch zuwegegebracht, daß der Deutsche auf deutsche Weise Machtphilosophie betreibt und der Engländer auf englische Weise — oder richtiger und einfacher ausgedrückt, dadurch, daß der Deutsche ein Deutscher ist und der Engländer ein Engländer ist.

So ist es z. B. Sir Arthur Conan Doyle völlig klar, daß Englands Verletzung der Neutralität neutraler Staaten, um im Kriege militärische Vor-

teile über einen Gegner zu erlangen (wie das Bombardement Kopenhagens und die Wegführung der dänischen Flotte im Jahre 1807) zwar „nicht etwas, worauf man stolz sein kann", aber doch in moralischer Hinsicht durchaus berechtigt gewesen ist. Dies erklärt er in einem Artikel mit dem Titel „Great Britain and the next war" im Jahrgange 1913 der „Fortnightly Review" (S. 225). Er sagt über den erwähnten Neutralitätsbruch Englands im Jahre 1807: „Man muß zugeben, daß dies eine extreme Maßregel war und sich nur als absolut notwendig für vitale nationale Interessen rechtfertigen ließ — da wir uns aber tatsächlich auf das Unternehmen eingelassen hatten" (Dänemarks Neutralität durch das Verlangen der Auslieferung seiner Flotte zu verletzen!) „und da unsere Aufforderung abgeschlagen wurde, so blieb uns keine andere Wahl als ein Bombardement der Stadt mit darauffolgenden Verlusten ziviler Menschenleben."

Wenn die Engländer während des jetzigen Krieges diese Grundsätze in unparteiischer, gewissenhafter Weise ebensowohl auf die Kriegsführung der Deutschen wie auf ihre eigene angewandt hätten, so hätte sich zwar noch über den Wert der Grundsätze an sich allerlei sagen lassen, aber man wäre mit der Unannehmlichkeit, die exzeptionell starke Geneigtheit der Engländer zu Pharisäismus und Heuchelei diskutieren zu müssen, verschont geblieben.

Da die Debatten über Englands und Deutschlands Flottenrüstungen zu bekannt sind, um hier näher charakterisiert werden zu brauchen, will ich mich darauf beschränken, einige charakteristische Züge aus der anderen, der mehr „philosophischen" Klasse hierhergehörender englischer Aussprüche vor dem Kriegsausbruche und, in einzelnen Fällen, auch nach dem Ausbruche des Weltkrieges wiederzugeben.

Ich komme noch einmal auf den schon angeführten Artikel Sir Arthur Conan Doyles in der „Fortnightly Review" zurück. Er bildet ein Stück englischer Kriegsphilosophie, ist direkt durch General von Bernhardis deutsche Kriegsphilosophie hervorgerufen und beginnt folgendermaßen.

„Ich bin", schreibt der bekannte englische Detektivromanschriftsteller, „Mitglied des englisch-deutschen Bundes zur Förderung eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen den beiden Ländern, und ich habe nie ernstlich an die deutsche Drohung geglaubt. Oft habe ich in einer Gesellschaft gebildeter Engländer allein die Ansicht ausgesprochen, daß die deutsche Gefahr gar

nicht existiere — oder wenigstens sehr übertrieben sei. Diese meine Ansicht stützte sich auf zwei Gründe. Erstens wußte ich, daß es uns unmöglich wäre, Deutschland anders als infolge einer unerhörten Herausforderung anzugreifen. Infolge unserer Regierungsart würde es unserer Regierung ganz unmöglich sein, selbst wenn sie es noch so sehr wünschte, einen ausländischen Krieg erfolgreich zu führen, falls ihn nicht die überwältigende Mehrzahl des Volkes billigte. Unsere auswärtige Politik wird ebensosehr durch die Stimmen des Proletariates bei den allgemeinen Wahlen beherrscht wie unsere innere Politik. Es wäre unmöglich, einen Angriffskrieg gegen irgendeine Macht zu führen, wenn nicht das Publikum von seiner Gerechtigkeit und Notwendigkeit überzeugt wäre. Infolgedessen könnten wir Deutschland nicht angreifen. Andererseits erscheint es ebenso undenkbar, daß Deutschland uns angreifen würde. Man kann nicht einsehen, was Deutschland durch ein solches Vorgehen zu gewinnen hoffen könnte. Das Deutsche Reich hat schon Feinde an seiner östlichen und seiner westlichen Grenze; und es erscheint daher unwahrscheinlich, daß Deutschland die natürliche Bahn seiner Politik verlassen würde, um Streit mit dem mächtigen britischen Imperium zu beginnen. Wenn Deutschland den Krieg anfinge und besiegt würde, dann würde sein Handel zurückgehen und seine wachsende Kolonialmacht vernichtet werden. Wenn Deutschland siegte, so läßt sich schwer erkennen, was es zu gewinnen hoffen könnte. Wir könnten Deutschland keine größeren Handelsfreiheiten geben, als es jetzt hat. Wir könnten keine weißen Kolonien abtreten, denn Deutschland könnte sie nicht gegen den Willen und ohne Zustimmung ihrer Bewohner in Besitz nehmen. Deutschland könnte uns nie eine Kriegsentschädigung abzwingen. Das Hauptsächlichste, was Deutschland zu gewinnen hoffen könnte, wären einige Kohlenstationen und einige tropische Kolonien, deren dieses Land schon mehr als genug besitzt. Wöge ein derartiger Gewinn das Risiko, welches ein solcher Krieg mit sich bringt, auf? Mir scheint es auf diese Frage nur eine Antwort zu geben.

„Ich bin fest überzeugt, daß dieses Raisonnement richtig ist; und ebenso, daß es ein Wahnsinn für Deutschland wäre, mit Überlegung Anfallspläne gegen England zu schmieden. Unglücklicherweise aber ist ein Angriff, der sich auf unrichtige Motive gründet, ebenso schädlich wie jeder andere Anfall; und das Unglück ist geschehen, bevor man das Wahnsinnige des Versuches klar hat erkennen können. Wenn ich jetzt der Ansicht bin, daß ein derartiger Angriff auf England möglich ist und daß er nahe

bevorsteht, so liegt dies daran, daß ich General von Bernhardis ‚Deutschland und der nächste Krieg' gelesen habe.

„Das Buch eines solchen Mannes läßt sich nicht als bloße Phantasterei eines pangermanischen Anglophoben abfertigen"[1]. Es sei möglich, daß Bernhardi in seinem Vaterlande nicht dieselbe Autorität auf dem Gebiete der Auslandspolitik wie auf dem des Militärwesens habe, gibt Doyle zu, „aber", fährt er fort, „Bernhardi strebt beständig und erfolgreich danach, den Leser zu überzeugen, daß sein Werk jener deutschen Denkrichtung angehört, die ihren Ursprung in Friedrich dem Großen hatte und durch Bismarck bis auf den heutigen Tag weitererxistiert hat".

Nun folgt eine Aufzählung der herausforderndsten kriegsphilosophischen Thesen aus Bernhardis bekanntem Buche. Das Ergebnis ist, daß „England den world ambitions Deutschlands ebenso im Wege liegt, wie England geographisch quer vor den Mündungen der großen Flüsse in der Nordsee liegt"[1]. Sir Arthur liefert dann auf sieben Textseiten strategische Theorien und Vorschläge zur Verteidigung seines Vaterlandes gegen die künftige deutsche Invasion. Er endet mit der Versicherung, daß ihm Bernhardis Kriegsphilosophie unsympathisch sei. „Doch das ist ganz einerlei. Wir haben es nicht mit den Argumenten des Mannes, sondern mit der Schlußfolgerung daraus zu tun. Diese zeigt, daß ein Mann, dessen Ansicht unter seinen Landsleuten Beachtung gewinnt, ein Mann, welcher der herrschenden Klasse Deutschlands angehört, uns ohne Vorbehalt zu verstehen gibt, daß Deutschland uns bei der ersten passenden Gelegenheit angreifen werde. Ich wiederhole es — wir wären wahnsinnig, wenn wir diese Warnung nichts aufs ernstlichste beachteten."

Es wäre ja sehr verlockend, Doyles Theorie darüber, daß in letzter Hand das englische Proletariat über die englische Auslandspolitik bestimme, teils mit den wirklichen Vorgängen beim Ausbruche des Weltkriegs, teils z. B. mit George Bernard Shaws bitteren Aussprüchen über die tatsächliche vollständige Ohnmacht der englischen Demokratie hinsichtlich der auswärtigen Politik des Landes zu vergleichen. Der ehrenwerte Sir Arthur wußte im Jahre 1913 augenscheinlich nichts davon, daß England sich ebenso fest dazu verpflichtet hatte, Frankreich zu helfen, wie Frankreich, Rußland zu helfen, und daß Rußland ebenso absolut Serbien helfen wollte, wie Serbien

[1] Op. cit., S. 219—220.

darauf ausging, einen Bruch mit Österreich zu provozieren, welch letzterer Staat unmöglich mit einem Serbien, dessen großserbische Bestrebungen mit Rußlands Streben nach Zersprengung der ganzen österreichischen Monarchie genau parallel gingen, dauernd in Frieden leben konnte.

Man erhält den Eindruck, daß Sir Arthurs politischer Blick überhaupt nicht einmal ganz von Dover nach Calais hinüberreicht und daß die Vorstellungen, die er sich von der Handhabung der auswärtigen Politik seines eigenen Landes macht, wohl eher aus irgendeinem Lehrbuche für eine englische Sonntagsschule stammen, als wirklich scharfen Beobachtungen im lebendigen Leben, z. B. über Sir Edward Greys faktisches Tun und Lassen, entsprungen sind. Von der besonders in England von alters her sehr vervollkommneten Kunst, einen Krieg unter den Massen volkstümlich zu machen, nachdem die führenden Persönlichkeiten ihn, ohne sie zu befragen, unvermeidlich gemacht haben, hatte Sir Arthur im Jahre 1913 offenbar keine Ahnung. Ob er sie wohl jetzt — im Jahre 1915 — hat? Ich bezweifle es! Es gibt keinen ärgeren Blinden als den, welcher nicht sehen *will*.

Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß es General von Bernhardi geglückt ist, Sir Arthur Conan Doyle gründlich in Angst zu versetzen. Und demjenigen, welcher sich durch die hierhergehörende englische Literatur während der beiden dem Ausbruche des Weltkrieges unmittelbar vorhergehenden Jahre und während der Kriegszeit hindurchgearbeitet und gesehen hat, daß Bernhardis Name — oft in enger Verbindung mit den Namen Bismarck, Treitschke und Nietzsche — beinahe auf jeder zweiten Seite dieser Literatur vorkommt, muß es klar sein, daß Bernhardis Buch den englischen Eiferern für einen Präventivkrieg gegen Deutschland unschätzbare Dienste geleistet hat, und zwar schon allein dadurch, daß es viele „kleinenglische" Friedensfreunde geradezu aus reiner Angst in kriegerische Imperialisten verwandelt hat, welche nun gelernt haben, in Deutschland den Todfeind des englischen Imperiums zu sehen.

Eine ganz andere Frage ist die, ob Bernhardis wirkliche Absicht mit seinem Buche von seinen englischen Lesern richtig aufgefaßt worden ist und ob Bernhardis Ansicht wirklich den deutschen Imperialismus, mit welchem in der praktischen Politik zu rechnen ist, vertritt. Auf diese Frage werde ich noch zurückkommen.

So viel ist indessen unzweifelhaft, daß es schon unter normalen, friedlichen Verhältnissen außerordentlich wenige Engländer gibt, welche im-

stande sind, aus dem Zusammenhange herausgerissene Aussprüche oder zusammenhängende Reden oder Schriften eines Bismarcks, Treitschkes oder Nietzsches mit annäherungsweise richtigem Verständnisse zu lesen. Und während eines Krieges mit Deutschland dürfte ihre Zahl auf Null hinabsinken. Die spezifisch englische, rationalistisch trockene und ein wenig senile geistige Veranlagung ist der geistigen Jugendlichkeit Deutschlands so unähnlich, daß die höchste Steigerung der deutschen Gemütsart zu einem religiösgefärbten Mystizismus bei solchen Geistern wie den drei erwähnten auch dem hochgebildeten und sympathisch gestimmten Engländer in hohem Grade schwer vergleichlich und, infolge unvermeidlicher falscher Auffassungen, sehr leicht abstoßend sein muß. Wenn nun die Kriegsstimmung den seelischen Abstand zwischen zwei solchen Völkern noch mehr erweitert, so ist es natürlich undenkbar, daß die großen Massen oder die in die Kriegsagitation verflochtenen Staatsbürger eines Landes gerade diejenigen unter den Propheten des feindlichen Volkes, welche mit größter Kraft und größtem Erfolge daran gearbeitet haben, ihre Nation zur Erkenntnis ihrer unerschöpflichen inneren Kraftquellen und unbegrenzten inneren und äußeren Entwicklungsmöglichkeiten zu erwecken, werden richtig verstehen und gerecht beurteilen können.

Daß das englische Volk auf seiner gegenwärtigen, in gewissem Sinne überreifen geistigen Entwicklungsstufe und mit seinem heutigen Temperamente überhaupt nur schwer „Propheten“, selbst seine eigenen „Propheten“ erträgt, haben gerade die führenden Geister unter den englischen Imperialisten erfahren müssen. Der Imperialismus als Tatsache, als eine Tatsache, deren innerstem Wesen und innerstem Sinne man nicht nachforscht oder worum man sich nicht kümmert — das geht an! Aber der Imperialismus als Theorie, als Gedanke und Plan, zu einer klar bewußten und planmäßigen imperialistischen Politik hinführend — das ist etwas, womit sich der moderne Engländer außerordentlich schwer aussöhnen kann.

Sidney Low schrieb in der Nummer vom 1. Juli der „Fortnightly Review“ unter dem Titel „Constructive Imperialism“ folgende schwermütige Betrachtungen nieder[1].

„Als Nation sind wir merkwürdig zufrieden mit unseren eigenen politischen Inkonsequenzen. Wir geben ohne Zögern, ja mit einem gewissen geheimen Stolze zu, daß wir ein unlogisches Volk sind und daß wir es

[1] Op. cit., S. 1—2.

als völlig mit unserer praktischen Begabung übereinstimmend ansehen, daß wir uns keine Mühe geben, unsere Anschauungen klar zu durchdenken, wie es gewisse unserer Nachbarn tun. Wenn wir dann finden, daß unsere vorzüglichen, unklaren Denkmethoden uns in Schwierigkeiten verwickelt haben, so versichern wir heiteren Mutes, daß wir uns natürlich schon irgendwie herauswinden werden („that we are sure to muddle through somehow"), und es erschüttert unsere Selbstzufriedenheit auch dann nicht im geringsten, wenn sich herausstellt, daß die Prozedur uns ungeheuere Arbeit und kolossales Geld gekostet hat, was uns ja z. B. im Burenkriege passierte. Ein berühmter Geschichtsschreiber hat von uns gesagt, daß wir das britische Imperium in einem Anfalle von Zerstreutheit erobert und entwickelt hätten, und wir wiederholen seine Worte mit Gemütsruhe, als ob es uns zur Ehre gereiche, aus reinem Zufalle große Dinge ausgeführt zu haben, ohne recht zu wissen, was wir taten und in welcher Richtung wir gingen.

„Ein Resultat dieser unserer seltsamen intellektuellen Veranlagung ist, daß wir allemal, wenn uns ein Politiker in den Weg kommt, der seine Anschauungen wirklich durchdacht und sie systematisch zu ordnen gesucht, geneigt sind, ihn mit einer gewissen Verwunderung, ja mit Mißtrauen anzusehen. Wir sind so an die Massen der Widersprüche und einander gegenseitig totschlagenden Behauptungen, woraus unsere politischen Parteiprogramme bestehen, gewöhnt, daß ein Staatsmann, der unseren praktischen Problemen klares Denken und gewissenhafte intellektuelle Arbeit widmet, uns viel zu akademisch und theoretisch erscheint. Seine hervorragenden Dienste und seine große intellektuelle Begabung zwingen uns vielleicht dazu, achtungsvoll von ihm zu reden; wir können vielleicht weder seine große Geschicklichkeit noch seine Redlichkeit anzweifeln; aber wir kommen nicht über das Gefühl hinweg, daß seine Worte in einer oder der anderen Weise in der realen und positiven politischen Wirklichkeit ohne Bedeutung sind, im Gegensatze zu den Äußerungen des berühmten Herrn X, der im Parlamente auf der vordersten Oppositionsbank sitzt, oder des hervorragenden Herrn Y, der sich dadurch seinen Ruhm als praktischer Politiker gegründet, daß er sich rücksichtslos zu einer Stelle im Ministerium mit ihren sehr realen Vorteilen durchgedrängt hat. Wir sind so an unsere endlosen Parteizwiste innerhalb unserer Politik gewöhnt und so von dem ‚organisierten Zank', der die ganze politische Atmosphäre im Parlamente und um die Wahlmänner herum erfüllt, eingeschläfert und abgestumpft, daß wir dem professionellen Parteipolitiker unbewußt eine Art

gediegener Kompetenz zuschreiben. Wir betrachten ihn als den wissenschaftlich ausgebildeten Fachmann, als den disziplinierten Soldaten, welcher kein Amateur ist wie der „Freiwillige"— jener „Freiwillige", der sich weder in Uniform kleiden noch die vorgeschriebene Ausbildung auf dem Exerzierplatze durchmachen will. Und so stark ist diese Gewohnheitsneigung, daß es außergewöhnlichen Mutes bedarf, um sich von diesem Konventionalismus freizumachen und einen politischen Glauben zu verkündigen, der eher nach intellektueller und geistiger Gediegenheit und Zusammenhaltung als nach Festhalten an irgendeinem bestimmten Parteiprogramme strebt."

Mit diesen Worten spielt Sidney Low auf Lord Milner an, der neben Cecil Rhodes der bedeutendste praktische Imperialist in Südafrika während der kritischen Zeit um die Jahrhundertwende herum war. Er wurde 1897 Statthalter der Kapkolonie und „High Commissioner" für Südafrika und war 1900—1905 Gouverneur der neueroberten Burenkolonien (Transvaal und Oranjeflußfreistaat). Ursprünglich Advokat und Redaktionsmitglied der zuerst radikalen, dann (durch Kauf) konservativen Pall Mall Gazette.

Nach Milners Auffassung, sagt Sidney Low, hat der Imperialismus „die ganze Tiefe und den Umfang eines religiösen Glaubens" und „hat in noch höherem Grade eine moralische Bedeutung als eine materielle". „Er hat mit Gebietserweiterung sehr wenig zu tun und gar nichts mit dem Interesse am ‚Rotanstreichen der Welt', sie ist schon rot genug angestrichen" (Englands Nationalfarbe). „Der wirkliche Imperialismus ist die Frage des Fortbestandes der Einigkeit, des Zusammenhalts bei einem großen Volke oder einem Völkerbund", so daß diese politische Einheit „fortfahren kann, sich ihrem eigenen Wesen gemäß frei zu entwickeln und ihre besondere Aufgabe in der Welt zu erfüllen." „Pax Britannica ist eine unentbehrliche Vorbedingung zur Aufrechterhaltung zivilisierter Verhältnisse innerhalb des fünften Teiles des Menschengeschlechtes"[1].

Lord Milner hat für die Errichtung einer Staatsverfassung, „an Imperial Constitution", geeifert, welche das englische Weltreich instandsetzen werde, inneren Auflösungskräften zu widerstehen und sich vermittels einer starken Militärmacht gegen äußere Angriffe zu schützen. Sidney Low beklagt sich im Jahre 1913 darüber, daß das englische Publikum an diesem Programme kein Interesse nehme, weil es ein logisch durchgebildetes Programm sei und den Zweck verfolge, eine organische Staatsbildung zu schaffen.

[1] Op. cit., S. 5.

Man begreift, daß die gewaltige Steigerung imperialistischer Stimmungen in England durch den Ausbruch des Weltkrieges im August 1914 Englands „konstruktiven Imperialisten" also hochwillkommen hat sein müssen.

Einer der bedeutendsten unter ihnen, in ebenso hohem Grade wie Lord Milner ein Mann der imperialistischen Praxis, nämlich der greise Feldmarschall Lord Roberts, unterließ es gleichfalls nicht, zur Feder zu greifen — obwohl vielleicht mit einer gewissen, bei einem alten, verwitterten Berufskrieger erklärlichen Selbstüberwindung —, um unter imperialistischen Gesichtspunkten festzustellen, was der Weltkrieg für England bedeutet oder bedeuten muß. Der vierundachtzigjährige, kürzlich im Felde hingeschiedene „Earl of Kandahar and Pretoria", der schon 1857—59 an der blutigen Unterdrückung des Aufstandes in Indien teilgenommen und seitdem in beinahe ebenso vielen kleinen und großen Kolonialkriegen gekämpft hat, wie er aktive Dienstjahre in der englischen Armee zählte, schrieb in der Oktobernummer 1914 der Zeitschrift „The Hibbert Journal" einen Artikel über „The supreme duty of the citizen at the present crisis". Die Stimmung des Artikels ist, mit englischem Maßstabe gemessen, philosophisch und religiös genug, um in diese Zeitschrift, welche seit dem Anfange des Jahrhunderts der Besprechung „religiöser, theologischer und philosophischer Fragen" gedient hat, hineinzupassen.

Der Krieg sei England aufgezwungen worden, meint Lord Roberts, und zwar „durch die pangermanischen Ratgeber des Deutschen Kaisers". „Alle Hilfsmittel des deutschen Volkes — maritime, militärische, finanzielle, politische, journalistische und pädagogische — sind mit deutscher Gründlichkeit zu diesem Kampfe vorbereitet worden." Roberts berichtet darauf über Deutschlands diplomatische Intrigen gegen England seit der Entente zwischen England und Frankreich im Jahre 1904 und verfehlt nicht, den schrecklichen geistigen Einfluß zu betonen, den Clausewitz, Treitschke, Nietzsche und Bernhardi[1] in Deutschland ausgeübt haben. Nachdem Roberts ferner die offiziellen Gründe zur Beteiligung Englands am Kriege — Verteidigung der Neutralität Belgiens und der Freiheit der kleinen Nationen sowie überhaupt des internationalen Rechtes — in allen Punkten durchaus akzeptiert hat, schreibt er[2] folgende kräftig imperialistische Sätze, die offenbar recht wenig mit der Achtung vor Neutralität, vor Freiheit kleiner Nationen

[1] Op. cit., S. 6. [2] Op. cit., S. 12—14.

und vor internationalem Rechte zu schaffen haben, desto mehr aber mit englischem Neide über die gewaltige Kraft- und Machtentwicklung des deutschen Volkes seit 1870 und mit Furcht vor dieser Entwicklung.

„Dies sind die moralischen Ideen, welche diesem entsetzlichen Zusammenstoße zugrunde liegen, und sie müßten jeden britischen Staatsbürger bestimmen, alle seine Mittel, seine ganze Energie, ja das Leben selbst daran zu setzen, um diesen Krieg zu einem glücklichen Ende zu bringen.

„Diese idealen, an sich starken Gesichtspunkte des Krieges werden durch materielle Rücksichten noch mehr verstärkt. Der Kampf, der aus ideellen Motiven, um eine Ehrenschuld einzulösen, und aus einer edlen Absicht, einen tapferen, aber schwachen Staat zu beschützen, begonnen wurde, ist jetzt ein Streit der Selbstverteidigung geworden. Denn eines steht als absolut gewiß da: siegt Deutschland in diesem Kriege, so ist dieser Sieg mit dem Untergange des britischen Imperiums gleichbedeutend. Denn der jetzt vor sich gehende Streit ist nur eine Erneuerung oder Wiederaufnahme der Streitigkeiten, welche England am Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts unter Königin Elisabeth ausgekämpft hat. Jener Kampf begann von neuem während der ersten Jahre des 18. Jahrhunderts, als britische Armeen 12 Jahre lang unter Marlboroughs Führung auf dem Festlande kämpften. Der Kampf loderte am Ende des 18. Jahrhunderts wieder auf und dauerte bis in den Juni 1815, bis die entscheidende Schlacht bei Waterloo ihm ein Ende machte.

„Diesem Kampfe hat immer einunddasselbe Motiv zugrunde gelegen, nämlich der feste Entschluß Englands, keinem einzelnen Staate zu gestatten, daß er das Machtgleichgewicht störe und die westliche Hälfte Europas beherrsche. Sobald irgendein Staat dies versucht und dabei Beschlag auf die Niederlande legt oder Anspruch auf sie erhebt, muß England zu den Waffen greifen.

„Unter der Regierung der Königin Elisabeth war Spanien die mächtige, aggressive Nation in Westeuropa und hatte sich in den Niederlanden festgesetzt. Als die große Armada aussegelte, war es der Hauptplan der ganzen Operation, daß diese große Flotte sich die Herrschaft über den englischen Kanal verschaffte, in den Niederlanden das Veteranenheer des Herzogs von Parma an Bord nehme und dieses Heer nach der englischen Küste übersetze. Die wirkliche Bedrohung Englands lag darin, daß Spanien die Niederlande beherrschte.

„Der Hauptzweck der berühmten Feldzüge Marlboroughs bestand darin,

den ehrgeizigen Plänen der Franzosen unter Ludwig XIV. die Flügel zu beschneiden. Die großen Schlachten bei Ramillies, Malplaquet und Oudenarde wurden in den Niederlanden ausgefochten.

„Der Krieg gegen die französische Republik wurde ausgekämpft, weil die Franzosen Beschlag auf die Scheldemündung gelegt hatten. Der Streit begann 1793 in Flandern und endete 1815 ein paar Meilen südlich von Brüssel bei Waterloo.

„Am Anfange des 20. Jahrhunderts finden wir uns in einen kolossalen Kampf gegen Deutschland verwickelt, denn dieses Land ist jetzt die starke, aggressive Macht, welche die westliche Hälfte Europas zu beherrschen sucht und sich, wenn auch nur vorübergehend, wie wir hoffen, in Belgien festgesetzt hat.

„Wenn es Deutschland gelingt, Belgien in seiner Gewalt zu behalten, so geraten Holland und Dänemark auch unter seinen Einfluß. Dann wird sich Deutschlands Küste in ununterbrochener Linie von Memel längs des Südrandes der Ostsee, rings um Dänemark herum und dann durch Holland und Belgien bis an den englischen Kanal erstrecken. In Holland und Belgien wird Deutschland ganz dicht vor unseren eigenen Küsten große Flottenstationen errichten können. Die prächtigen dänischen und holländischen Seeleute und Fischer — Seeleute, die den unseren wenig, wenn überhaupt, nachstehen — werden zur Bemannung der deutschen Kriegsschiffe benutzt werden, und die Rivalität um die Oberherrschaft zur See zwischen Deutschland und uns wird sehr viel schärfer werden, als sie gegenwärtig ist.

„Es ist möglich, daß unter solchen Verhältnissen die maritime Oberherrschaft von uns wird auf Deutschland übergehen können. Dann wären unsere Feinde imstande, ebenso leicht Truppen über den englischen Kanal zu schicken, wie wir beinahe vom ersten Tage des Krieges an Truppen nach Frankreich gesandt haben.

„Kurz und gut, Deutschlands Sieg, der mit Notwendigkeit Frankreichs Vernichtung bedeutet, würde uns zwingen, entweder so große Heeres- und Flottenlasten auf uns zu nehmen, daß sie bald unerträglich würden, oder, wenn wir uns weigerten dies zu tun, zu einer Macht dritten Ranges, die bei dem kleinsten Winke des Deutschen Kaisers zitterte, hinabzusinken.

„Und was würde Deutschlands Triumph für die Vereinigten Staaten von Amerika mit sich bringen? Welche Flottenausgaben würden die Vereinigten Staaten tragen müssen, wenn der Deutsche Kaiser wirklich das würde,

was er sich einmal in einem Ausbruche von Eitelkeit genannt hat, der Admiral des Atlantischen Ozeanes?

„Die Vernichtung der stolzen Stellung Englands, der Verlust der englischen Suprematie zur See, würde zur Auflösung des britischen Imperiums führen.

„Die britischen Inseln bilden das Herz dieses Imperiums, dessen Teile auf dem ganzen Erdballe zerstreut liegen. Obgleich diese einzelliegenden Teile voneinander durch die sieben Weltmeere getrennt sind, werden sie durch die britische Flotte, welche diese Weltmeere bewacht, zusammengehalten. Die Oberherrschaft auf den Meeren ist daher für uns eine absolute Notwendigkeit, wenn das Imperium weiterbestehen soll. Aber wir können die Oberherrschaft auf den Meeren nicht fortfahrend besitzen, wenn Frankreich vernichtet wird und Dänemarks, Hollands und Belgiens maritime Hilfsmittel in Deutschlands Hände fallen. Schon Lord Milner hat gesagt: ‚Falls Westeuropa mit all seinen Kriegshäfen, Handelshäfen, Festungen und Hilfsquellen unter die Führung einer einzigen Macht gerät, dann können keine Anstrengungen von unserer Seite uns dazu verhelfen, daß wir die Oberherrschaft zur See behalten. Einzig und allein das Machtgleichgewicht auf dem Festlande macht es uns möglich, jene Übermacht zur See zu behalten. Also ist das Erhaltenbleiben dieses Machtgleichgewichtes eine Grundbedingung unserer Übermacht zur See, die wiederum vitale Bedeutung für die Sicherheit des britischen Imperiums hat. Um aber dieses Machtgleichgewicht erhalten zu können, bedürfen wir einer Armee, und zwar keiner kleinen.‘“

Lord Roberts’ Artikel in der Zeitschrit „The Hibbert Journal“ schließt mit einer Warnung vor Deutschlands militärischer Kraft und einem Appell an das englische Volk um Einführung allgemeiner Wehrpflicht. Doch in erster Linie ist es nicht diese praktische Schlußfolgerung der weltgeschichtlichen Argumentation, die einen außenstehenden Leser interessiert, sondern das Argumentieren selber — nicht zum wenigsten in der zugespitzten Form, die es in dem Lord Milner entlehnten Zitate erhalten hat.

Mit geradezu verblüffender Aufrichtigkeit werden hier in wenigen Worten das tiefste Geheimnis des englischen Imperialismus und der tiefste Grund der Beteiligung an dem gegenwärtigen Kriege gegen Deutschland entschleiert. Wenn mich jemand bäte, die Existenz einer echt imperialistischen Wirklichkeit und Theorie durch ein Beispiel möglichst überzeugender Art

zu beweisen, so könnte ich kein besseres finden, als die hier angeführten Worte Roberts' und Milners.

England mischt sich seit 300 Jahren systematisch als kriegführende Macht in die Angelegenheiten des festländischen Europas, um dafür zu sorgen, daß die Mündungen der Schelde, der Maas und des Rheines in den Händen kleiner und schwacher Staaten bleiben, und um die Staaten Westeuropas in einem England nützlichen „Machtgleichgewicht" und in ununterbrochener gegenseitiger Rivalität zu erhalten, einer Rivalität, welche sie alle für England unschädlich macht — d. h. unschädlich für Englands Oberherrschaft auf den Weltmeeren und England vom Gesichtspunkte einer Invasion aus ungefährlich.

So nehmen sich die großpolitischen Angelegenheiten des europäischen Kontinentes unter einem Gesichtspunkte, der zugleich englisch und imperialistisch ist, aus. Das festländische Europa ist nur Mittel zum Zwecke. Und der Zweck heißt Erhaltenbleiben des englischen Imperiums und der englischen Oberherrschaft auf den Weltmeeren.

Dieses Imperium und diese maritime Oberherrschaft nennt Lord Roberts „a great task committet to us by Providence" — „eine große Aufgabe, welche die Vorsehung dem englischen Volke anvertraut hat"[1]. Schön! Aber wie werden die lebenskräftigsten Nationen des kontinentalen Europas aller Zeiten sich selbst davon überzeugen können, daß keine unter ihnen von der Vorsehung mit einer ähnlichen Aufgabe begnadet worden ist?

Englischer Theorie zufolge hat Gott stets in letzter Hand Englands Volk durch siegreiche Kriege seine Mission als auserwähltes Volk beweisen lassen. Weshalb sollte nun nicht ein anderes großes und starkes Volk der inneren Stimme, die ihm eine höhere Berufung zu imperialistischer Expansion verkündet, lauschen und in froher Zuversicht auf Gottes Hilfe das Schwert die Echtheit der Berufung beweisen lassen?

Gibt es dann einen anderen Ausweg als den eines Weltkrieges, um den Konflikt zwischen Englands Ansprüchen auf Aufrechterhaltung gewisser, dem Imperium Englands günstigen Anordnungen im festländischen Europa einerseits und den unerläßlichen Anforderungen eines gewissen imperialistisch wachsenden kontinentaleuropäischen Staates an gewisse andere großpolitische Anordnungen auf dem Festlande Europas andererseits zur Lösung zu bringen?

[1] Op. cit., S. 17.

Ich kann die Sache nur so verstehen, daß Englands eigentümliche politische Ansprüche auf das kontinentale Europa wie eine beständige Kriegsursache in Europa wirken müssen. Und ich glaube, daß die Geschichte seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts bewiesen hat, daß dies der Fall ist. Ich bin darin ganz derselben Meinung wie Seeley, Cramb, Roberts, Milner und andere ehrliche englische Imperialisten, daß der Weltkrieg des Jahres 1914—15 einer der vielen mit der kontinentaleuropäischen Politik des imperialistischen Englands aufs tiefste zusammenhängenden weltgeschichtlichen Kriege ist, die während dreier Jahrhunderte von Zeit zu Zeit ausgebrochen sind.

Der Umstand, daß Englands ewiger Kontinentalkrieg diesmal Deutschland gilt, ist weltgeschichtlich ebenso bedingt wie der, daß der Krieg an gewissen früheren Zeitpunkten z. B. Frankreich gegolten hat. Englands kontinentale Nebenbuhler wechseln. Aber Englands Interesse am Führen seiner kontinentalen Kriege wechselt nicht — so lange, wie das englische Imperium seinen gegenwärtigen Charakter behält, und so lange, wie es kontinentaleuropäische Staaten mit imperialistischer Expansionskraft von ungefähr demselben Typus wie dem englischen gibt.

## 9. „Das Testament Peters des Großen"

Im Jahre 1812, und zum zweitenmal 1836, wurde in Frankreich ein Dokument veröffentlicht, welches sich eine „Abschrift eines Planes zu europäischer Herrschaft, von Peter dem Großen seinen Nachfolgern auf dem Throne in Rußland hinterlassen und in den Archiven des Schlosses Peterhof bei Sankt-Petersburg niedergelegt" betitelte.

Das Aktenstück ist allgemein unter der Bezeichnung „Testament Peters des Großen"[1] bekannt und durch die Geschichtsforschung als Fälschung „zugunsten der Pläne Napoleons des Ersten gegen Rußland" entschleiert worden. „Es ist also", schreibt Kjellén[2], „kein Seherblick in die Zukunft, sondern ganz einfach eine Rückschau über Rußlands tatsächliche Politik im 18. Jahrhundert und ein Versuch, daraus gewisse Richtlinien hervorzuanalysieren. Wenn aber auch die Stimme des großen Peter nicht aus dem sogenannten Testamente spricht, so wäre es doch kurzsichtig, ihm deshalb alle Bedeutung abzusprechen. Der Volksglaube kann das Werk der Fälscher legitimieren und ihm ein selbständiges Leben geben. Das offizielle Rußland hat das „Testament" auch als nützliche Fiktion mit Wohlgefallen aufgenommen und den Glauben daran verbreitet. So ist jenes gefälschte Papier für das russische Volk dasselbe geworden, was die Monroedoktrin für das amerikanische ist: ein Spiegel, worin es das Bild seiner Macht und das Bewußtsein seiner Kraft findet, welche im 19. Jahrhundert zu ebenso unbegrenzter Höhe heranwachsen sollten, wie sonst nur bei den alten Römern und den heutigen Angelsachsen".

Der Gebrauch, den Rußlands aktive Imperialisten — die sogenannten „Panslawisten", die moskowitisch-großrussische Kriegs- und Erobererpartei, deren Programm das Moskowitisieren aller in dem Imperium eingeschlossenen Nationen ist — von dem „Testamente" gemacht haben und noch machen, erhebt also dieses alte Falsifikat zu einem echten und aktuellen imperialistischen, zeitgenössischen Dokumente. Und wenn wir einige der Grund-

[1] Eine deutsche Übersetzung erschien 1876 in dem Journal Militärische Zeit- und Streitfragen und eine schwedische von Professor Kjellén 1914 in der 3. schwedischen Auflage des Werkes Die Großmächte der Gegenwart, Teil III, S. XXXIX—XLII, deren Wortlaut ich hier anführe. [2] Die Großmächte der Gegenwart, schwedische Auflage Teil IV (1914), S. 150.

gedanken des „Testamentes" mit der geschichtlichen Wirklichkeit nach 1812 und noch heutzutage und mit den neuesten Aussprüchen hervorragender russischer Diplomaten und Staatsmänner über Rußlands auswärtige Politik vergleichen, so werden wir entdecken, daß es kaum möglich wäre, den allgemeinen Tendenzen des gegenwärtigen russischen Imperialismus einen adäquateren Ausdruck zu verleihen, als sie in dem „Testamente" gefunden haben.

Einige Beispiele sollen diese eigentümliche, den Geist des „heiligen Rußlands" außerordentlich gut charakterisierende Tatsache beleuchten.

Nachdem das „Testament" einleitungsweise verkündet hat, daß es vom Zaren Peter als bindende Ermahnung an alle seine „Nachkommen und Nachfolger auf dem Throne und in der Herrschaft über die russische Nation" niedergeschrieben worden sei, fährt es folgendermaßen fort:

„Hier sagt Peter der Erste, daß er nach seinen Ansichten, die er für die der Vorsehung hält, das russische Volk in Zukunft zu allgemeiner Herrschaft über Europa berufen glaube. Er gründet diese Gedanken darauf, daß die europäischen Nationen bereits jetzt gealtert und dem Tode geweiht sind oder diesem Zustand mit Riesenschritten entgegengehen. Hieraus schließt er, daß sie leicht und unzweifelhaft von einem jungen, aufwärtsstrebenden Volke müßten unterjocht werden können, sobald dieses Volk seine ganze Kraft erreicht hat und erwachsen ist.

„Der russische Herrscher betrachtet jene künftige Invasion von Norden her über Westen und Osten als eine natürliche Bewegung, die im Rate der Vorsehung bestimmt sei, welche — so sagt er — auf diese Weise das römische Volk durch die Invasion der Barbaren wiedergeboren werden ließ. Er vergleicht jene Völkerwanderungen von Norden her mit den Überschwemmungen des Nilflusses, der zu gewissen Zeiten die vertrockneten Äcker Ägyptens mit seinem Schlamme düngt. Er fügt hinzu, daß Rußland, welches er als Bach vorgefunden und als Strom hinterlassen habe, unter seinen Nachfolgern zu einem großen Meere werden müsse, bestimmt, das verwelkte Europa zu befruchten, welches seine Wellen trotz aller Dämme, die schwache Hände dagegen errichten könnten, überfluten würden, wenn seine Nachfolger nur den Lauf des Stromes zu lenken wüßten.

„Darauf hinterläßt er die folgenden Anweisungen und empfiehlt sie ihrer Aufmerksamkeit und immerwährenden Beachtung, gleichwie Moses dem Volke Juda die Tafeln des Gesetzes anbefahl:

„Artikel I. Das russische Volk in permanentem Kriegszustande erhalten,

damit der Soldat immer kriegskundig und in Waffen geübt sei, und ihn nur ruhen lassen, um die Finanzen des Staates zu verbessern, die Heere zu reformieren und die zu Angriffen günstigen Gelegenheiten auszuwählen. Also den Frieden dem Kriege und den Krieg dem Frieden dienen lassen, alles zu Rußlands Vergrößerung und zum Wachsen seines Glückes. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Artikel III. Sich bei jeder Gelegenheit an den europäischen Vorgängen und Verwicklungen, welcher Art sie auch seien, beteiligen, — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Artikel IV. In Polen immerfort Unruhe und Zwietracht aussäen, — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Artikel V. Von Schweden so viel nehmen, wie man je kann — — — Es dazu von Dänemark isolieren, und Dänemark von Schweden, — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Artikel VIII. Unablässig das Reich nordwärts längs des Baltischen und südwärts längs des Schwarzen Meeres ausdehnen.

„Artikel IX. Sich so viel wie möglich Konstantinopel und Indien nähern; denn wer dort Herrscher wird, der wird der wirkliche Beherrscher der Welt;

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Persiens Verfall beschleunigen;
nach dem Persischen Golfe vordringen;

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Artikel XII. Alle griechisch-katholischen Kirchen, die jetzt in der Türkei, Ungarn und Südpolen verstreut sind, mit sich verbinden und um sich vereinigen; sich zu ihrem Mittelpunkte und ihrer Stütze machen — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Artikel XIII. Schweden verstümmelt, Persien besiegt, Polen bezwungen, die Türkei erobert, unsere Heere vereinigt, das Schwarze und das Baltische Meer von unseren Schiffen bewacht: dann wird man im geheimen und jedem für sich den Höfen, erst dem von Versailles und nachher dem Wiener, den Vorschlag machen, mit uns die Herrschaft über die Welt zu teilen. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Artikel XIV. So wird Europa unterjocht werden."

Es ist selbstverständlich, daß ein zu Anfang des 19. Jahrhunderts verfaßtes politisches Programm, das vorgibt, vor Peters des Großen Tode (1725) geschrieben zu sein, am Anfange des 20. Jahrhunderts in verschiede-

nen Einzelheiten veraltet sein muß. Überraschend ist nur, daß es so vieles enthält, was keineswegs hat veralten können — ein Zeugnis dafür, daß das russische Imperium seiner ganzen ursprünglichen Natur und Veranlagung nach ein Staatskoloß ist, welcher äußerlich lange und gewaltig wächst, aber geistig nur sehr langsam reift.

Rußlands Expansionsstreben nach der Ostsee und dem Atlantischen Ozeane, sowie nach Westen (Polen) und Südwesten (der Türkei mit Konstantinopel und Kaukasien als Richtpunkten) und im Südosten nach Persien und den Grenzen Indiens hin ist ja in dem „Testamente" klar vorgezeichnet. Was später noch in dem imperialistischen Expansionsprogramme Rußlands neu hinzugekommen ist, das ist teils das Trachten nach einem Hafen an der Mündung des Persischen Golfes, und vor allem die Expansion über Sibirien in die chinesischen Gebiete und die japanischen Interessensphären hinein. Aber auch zu dieser letzten Expansionslinie waren die ersten Rekognoszierungen schon vor Peters des Großen Zeit ausgeführt. Indessen geschah es erst im Jahre 1850, daß Rußland sich der Amurmündung bemächtigte, und Wladiwostok wurde erst 1860 gegründet.

Das Interesse an dem „Testamente" ist für denjenigen, welcher die am tiefsten liegenden Ursachen des Weltkrieges 1914/15 studiert, jedoch keineswegs mit der Wahrnehmung erschöpft, daß es eine auffallend wahre Zusammenfassung der Grundlinien der tatsächlichen Expansionspolitik des russischen Imperiums sowohl vor dem fingierten Datum (unmittelbar vor 1725) des Testamentes, wie nach diesem Zeitpunkte, ja auch, rein prophetisch, nach der Zeit der tatsächlichen Abfassung des Dokumentes (1812) und sogar bis auf unsere Tage gibt.

Wer Gelegenheit gehabt hat, sich in das Studium russischer diplomatischer Urkunden und russischer großpolitischer Aussprüche bis in die Zeit, in welcher es solche gibt, zurück zu vertiefen, dem dürfte es klar sein, daß das „Testament" auch in literarischer Hinsicht getreu der Wirklichkeit entspricht. Das „Testament" spricht dieselbe Sprache, bewegt sich in demselben Ideenkreise und ist ein Ausdruck desselben politischen Temperamentes und Strebens, wodurch sich die echten, Rußlands Expansionspolitik berührenden Staatsdokumente und Auslassungen sowohl in dem Jahrhunderte vor wie in dem Jahrhunderte nach dem Tode Peters des Großen, wie auch im 19. Jahrhundert und in der Gegenwart charakterisieren. Das „Testament" muß von einem Manne geschrieben sein, der jene „Literatur", deren Stil und Geist seine Fälschung nachahmen mußte, um glaubwürdig erscheinen zu

können, außerordentlich gut gekannt hat. Und dieser Stil und Geist ist Jahrhunderte hindurch unverändert geblieben.

Obgleich die hierher gehörenden russischen Urkunden nicht aus der Quelle kamen, bin ich zu dieser Auffassung durch die Lektüre einiger reichlich mit Beispielen versehenen Abhandlungen darüber gekommen — unter anderem durch das Buch Russische Expansionspolitik von 1774—1914 (Berlin 1914) von Dr. Franz Quadflieg, dessen zahlreiche Zitate des Wortlautes der Originale offenbar den bedeutendsten veröffentlichten Sammlungen der betreffenden Dokumente entnommen sind.

Nicht zum wenigsten deutlich tritt aus diesen Urkunden das Bewußtsein der großrussischen Staatsmänner hervor, daß das moskowitische Großfürstentum der direkte Erbe der nach den 80er Jahren des 15. Jahrhunderts in Rußland entthronten mongolischen (tatarischen) Großkhane ist und daß das moskowitische Zarenreich die imperialistische Eroberungspolitik dieser fortgesetzt hat und fortsetzen muß.

„Nous sommes couverts de gloire; mais il nous faut revendiquer aussi la gloire de nos aieux. Il faut que nous ressuscitions l'empire d'Attila dans toute sa grandeur. Oui: c'est avec les fortes mains des slaves qu'il a soumis l'Orient, et c'est à la tête de Slaves que, dans le magnifique orgueil de sa puissance, il menaça l'Occident avec la nahaika"[1].

Unser hier zitierter Moskowit sucht also den Ruhm seines Volkes darin, daß es den Welteroberungsversuch der Hunnen fortsetzen soll. Und er findet dies um so natürlicher, als, seiner Meinung nach, Attila mit Hilfe der Slawen den Orient unterworfen und an der Spitze der Slawen den Okzident bedroht hat.

Hierin liegt etwas mehr als die imperialistische Rhetorik eines Moskowiten. Hier tritt das Bewußtsein einer unbestreitbaren geschichtlichen Tatsache hervor — die Erkenntnis des Moskowiten, daß seine imperialistische Mission in der Welt ein Erbteil ist, ein von Asiens Erobervolk, den Tataren, übernommenes Erbteil. Dieser Gedanke steht auch mit einer historischen Tatsache in Einklang. Wie schon in anderem Zusammenhang betont worden ist, erlangte das Großfürstentum Moskau zu Ende des 15. Jahrhunderts seine Selbständigkeit mehr durch den inneren Zerfall des tatarischen Khanates als durch irgendwelche feindliche Angriffe auf dieses Reich. Als das Im-

[1] Quadflieg, op. cit., S. 233. „La nahaika" oder nagaika ist die tatarische Reitpeitsche, welche, nachdem sie in die Hände der Kosaken übergegangen ist, ein berühmtes Symbol moskowitischer Herrschermacht geworden ist.

peratorzepter der ermattenden Hand des Tataren entglitt, nahm der Moskowite es auf; und der asiatische imperialistische Geist des Tataren zog in das lebenskräftigste europäisch-asiatische Grenzvolk — die Großrussen — ein.

Ein Überspringen der Zeit bis zu einem der modernsten russischen Staatsmänner wird uns zeigen, wie wenig sich der eigentliche Geist des russischen Imperialismus geändert hat, obwohl er nunmehr in einzelnen Fällen eine abendländischen Ohren weniger anstößige Sprache spricht als die von dem Verfasser des „Testamentes" so erfolgreich nachgeahmte. Ich wähle als Beispiel den bekannten Diplomaten Fürst G. Trubetzkoi, von dessen weitausschauender, kultivierter Persönlichkeit sein Buch Rußland als Großmacht[1] eine außerordentlich sympathische Vorstellung erweckt.

Dieses Buch versucht einen Überblick über die diplomatischen und militärischen Schwächen Rußlands, welche zu der endgültigen Abwehr der russischen Expansion im Osten durch die Niederlage gegen Japan und den Frieden zu Portsmouth im Jahre 1905 führten, zu geben und will nachweisen, wie Rußlands imperialistische Politik in Zukunft, d. h. bei der seit 1904—07 durch Englands europäische und japanische Ententepolitik gänzlich veränderten diplomatischen Lage, sich mit Aussicht auf Erfolg wird handhaben lassen.

Fürst Trubetzkoi ist durchaus nicht blind gegen die enormen Bedürfnisse des russischen Imperiums an wirtschaftlicher Entwicklung und sozialen Reformen. Die blutigen Revolutionsereignisse in Rußland während des japanischen Krieges und unmittelbar darauf lassen sich nicht übersehen. Und er scheint mit der inneren Reform- und Entwicklungsarbeit, die seit dem Unglücksjahre 1905 in Rußland betrieben worden ist, zu sympathisieren. Aber das „Tempo der auswärtigen Politik" ist ihm doch das erste, entscheidende Reichsinteresse; und er meint, daß zu einer erfolgreichen Auslandspolitik vor allem militärische Bereitschaft und Stärke und zunächst eine geschickte Diplomatie gehöre. Die innere Entwicklung des Reiches müsse in zweiter Linie stehen. Und die vom russischen Zaren in Gang gebrachte Friedensbewegung sei freilich in moralischer Hinsicht vortrefflich, in politischer aber leider unpraktisch.

„Bald nach dem Krimkriege," schreibt Fürst Trubetzkoi in den Schlußworten seines Buches[2], „als Rußland den Weg der großen Reformen betrat, bestimmte Fürst Gortschakoff die Richtung unserer auswärtigen Politik

---

[1] Ich zitiere aus der schwedischen Übersetzung von W. Hedberg, Stockholm 1914. [2] Op. cit., S. 170—171 (der schwedischen Auflage).

in einem Rundschreiben, das mit den Worten begann: ‚la Russie ne boude pas; elle se recueille'. Unsere Stellung nach dem letzten Kriege mit Japan erinnert in vielem an die damalige. Rußland macht eine nicht weniger wichtige Krisis als die vor einem halben Jahrhunderte durch, und diese Krisis umfaßt alle Seiten des Volks- und des Staatslebens. Die Aufgaben der inneren Gesellschaftsordnung müssen sich unvermeidlich dem Tempo der auswärtigen Politik unterordnen. Wir bedürfen eines langen, ungestörten Friedens, um Rußlands inneren Verjüngungsprozeß zu vollenden, aber, um sich den Frieden zu sichern, genügt es nicht, daß man ihn wünscht. Andernfalls werden wir in denselben Fehler verfallen, den unsere Regierung schon einmal begangen hat, als sie inmitten des Wirbels der großartigen Pläne in Ostasien sich zugleich der Illusion einer allgemeinen Abrüstung hingab.

„In unserer Darstellung, die schon ohnedies ein wenig zu breit ausgefallen ist, haben wir die Geschichte der Haager Friedenskonferenzen, die auf die Initiative der russischen Regierung einberufen wurden, übergangen. Wir haben dies nicht deshalb getan, weil wir uns zu dem, was in dieser Richtung unternommen oder geplant wird, vorurteilsvoll oder ablehnend verhalten. Wir haben die größte Achtung vor allen Maßregeln, welche unnötige Leiden während eines Krieges beseitigen wollen, und begrüßen sie mit Sympathie; wir glauben, daß Schiedsgerichte, die der Eitelkeit der Mächte einen Ausweg erleichtern und geeignet sind, Veranlassungen zu gelegentlichen, unnötigen Kriegen zu beseitigen, eine der wertvollsten Errungenschaften für den heutigen internationalen Verkehr sind, und die Worte des blinden Mannes: ‚Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben', wiederholend, wollen wir hoffen, daß die einzelnen Mächte dereinst eine Formel für die Regulierung der wachsenden Rüstungen finden. Doch indem wir von der gegenwärtigen allgemeinen internationalen Lage und der Stelle, welche Rußland darin einnimmt, ausgehen, sind wir aufs tiefste davon überzeugt, daß Rußlands innere und äußere Befestigung augenblicklich das einzig sichere Fundament ist, auf welchem sich der Friede aufrecht erhalten läßt und wobei weder unsere Würde noch unsere Interessen beeinträchtigt würden — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —"

Über die Motive oder, richtiger, die imperialistische Grundstimmung der Politik Rußlands auf der Balkanhalbinsel läßt Fürst Trubetzkoi eine charakteristische Äußerung fallen[1].

[1] Op. cit., S. 19.

„Wenn wir an die Hauptereignisse in unserer auswärtigen Politik von der Regierung Katharinas II. bis auf unsere Tage zurückdenken," sagt er, „dann werden wir über die Rolle, welche der vordere Orient in ihnen spielt, erstaunt sein. Man kann sagen, daß Rußlands Stellung in Europa in bedeutendem Maße durch seine Interessen am Schwarzen Meere und auf dem Balkan bestimmt werde. Mit anderen Worten, die Geographie und die Geschichte haben dort seit lange Lebensinteressen für Rußland geschaffen.

„Wenn wir in den Kern unserer jahrhundertalten Beziehungen zur Türkei eindringen, so gewahren wir ohne Schwierigkeit, daß sie jederzeit mit zwei Grundmotiven wie mit einem roten Faden durchwirkt waren — der Besorgnis um die Geschicke der christlichen Bevölkerung und der Frage der Meerenge. Bei der Lösung dieser Aufgaben stießen wir bei den meisten europäischen Mächten immerfort auf den gleichen Widerstand. In Konstantinopel liegt einer der Knoten der Weltgeschichte, den zu durchhauen oder nach unserem Wunsche zu lösen wir nicht Kraft genug besaßen.

„Hinsichtlich der Nationalitäten des Orientes war das Grundmotiv unserer Politik bis zum Krimkriege die religiöse Gemeinschaft. Romantische Erinnerungen an das alte Byzanz, von welchem wir den orthodoxen Glauben und zugleich den ersten Keim zu christlicher Kultur ererbt haben, umstrahlten unsere Politik. Dieses Erbteil wurde durch die mystische Tradition über den byzantinischen Doppeladler ergänzt, die durch Johanns III. Heirat mit Sophia Paläologa festgestellt wurde. Die Mission des Schutzes der Orthodoxie ist an die Krone des russischen Selbstherrschers gebunden. Byzanz war das zweite Rom, Moskau das dritte, aber ein viertes wird es nicht mehr geben — diese Anschauung fand ein Echo in den religiösen Begriffen der großen Masse. Infolgedessen haben die Kriege gegen die Türkei jenes ideelle Gepräge getragen und jenen Schwall allgemeiner Sympathie hervorgerufen, welche wir finden, wo in Rußland die höchste Macht und das Gefühl des Volkes zusammentreffen.

„Der russischen politischen Auffassung entsprach das Verhalten des orthodoxen Orientes gegen Rußland. Nach der Eroberung des byzantinischen Reiches durch die Türken erstarb das nationale Leben auf der Balkanhalbinsel auf mehrere Jahrhunderte. Es konzentrierte sich vollständig auf die Kirche und die kirchliche Organisation; die Türken machten nicht nur keinen Versuch, letztere zu zerstören, sondern überantworteten ihr im Gegenteile mehrere wesentliche Attribute der weltlichen Macht. Nach der Einnahme

Konstantinopels erkannte Mohammed II. den griechischen ökumenischen Patriarchen als Oberhaupt der christlichen Welt an, indem er ihm das Recht erteilte, für die Bedürfnisse seiner Herde zu sorgen und als Gleichberechtigter mit den höchsten Würdenträgern an den Beratungen der Regierung teilzunehmen. Der Kirche wurde die Berechtigung zu ausgedehnter Ziviljustiz und Fürsorge für den Schulunterricht zuerkannt. Die verschiedenen Nationalitäten waren von jedem Gedanken an Kampf untereinander weit entfernt, bei ihnen überwog der Selbsterhaltungsinstinkt. Unter einem gemeinsamen Joche vereinigt, sahen sie nur zwei Mittelpunkte, von welchen aus ihnen Licht und die von ihnen noch nicht aufgegebene Hoffnung auf Befreiung entgegenströmten. Dies waren die Kirche, wo die von den Vätern ererbte Glaubensüberlieferung als ein Heiligtum bewahrt wurde, und das Bild Rußlands, des fernen, aber mächtigen Beschützers dieses Glaubens, der früher oder später das verhaßte Joch abschütteln würde. Aber die patriarchalische Auffassung konnte nicht in Ewigkeit währen. Sie wurde bald durch die allgemeinen europäischen Strömungen, die auch hier Fortschritte machten, verdrängt.

„Das Erwachen des Nationalgedankens, der nach der französischen Revolution ganz Europa ergriff, berührte auch den Orient. Zuerst schlossen sich die Griechen daran an, von ihnen ging er auch auf die Slawen über. Der Krimkrieg, der dem großartigen Plane des religiösen Protektorates ein Ende machte, jenem Plane, der Kaiser Nikolaus beseelte, diente zugleich als endgültiger Ansporn zur Entwicklung des Gedankens an nationale Wiedergeburt unter den türkischen Slawen, die noch immer unter dem doppelten Joche der Pforte und der griechischen Hierarchie standen. Doch die Leiter der Bewegung konnten die Volksmassen nur unter dem alten kirchlichen Banner aufwiegeln. Und nun begannen die Bulgaren einen erbitterten Kampf mit dem ökumenischen Patriarchen um das Recht, in ihrer eigenen Sprache zu beten und ihre eigene nationale Hierarchie und Schule zu haben.

„Die durch die neue Bewegung vollständig überrumpelte russische Diplomatie vermochte nicht entfernt ihr Verhalten dazu sofort festzustellen. Ohne die ganze Kraft und Bedeutung dieser Bewegung erkannt zu haben, wollte sie das Prinzip des Protektorates über die Orthodoxie in seiner ganzen Reinheit aufrechterhalten. Bald aber mußte sie sich davon überzeugen, daß es bei eigensinnigem Stehenbleiben auf kanonischem Grunde unmöglich sein werde, den früheren ungeteilten Einfluß zu behalten — man mußte

sich dazu entschließen, zwischen der griechischen Hierarchie und den Slawen zu wählen. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —"

Prächtiger lassen sich die imperialistischen Absichten Rußlands im vorderen Oriente schwerlich enthüllen. „Der byzantinische Doppeladler" wurde in das Reichswappen des heiligen Rußland aufgenommen. Rom — Konstantinopel — Moskau; das sind, in drei aufeinanderfolgenden Weltepochen, die drei Hauptstädte der Welt! „Das religiöse Protektorat" über die christlichen Nationen der Türkei ist die schützende Hülle, worunter sich die Absichten des moskowitischen Imperialismus verstecken — bis die Maske infolge des Erwachens des „Nationalitätsgedankens", eines Ereignisses, das die „russische Diplomatie vollständig überrumpelt" hat, nicht mehr so ganz ihren Zweck erfüllt.

Die Aufgabe der Diplomatie auf dem Balkan wurde jetzt, nach dem Krimkriege in der Mitte des 19. Jahrhunderts, eine ganz andere und weit kompliziertere als vorher. Es war eine ziemlich einfache, wenn auch in politischer Beziehung ein wenig unklare Sache, im Interesse des moskowitischen Imperialismus Anspruch auf ein „religiöses (!) Protektorat" über alle griechisch-katholischen Völker zu erheben. Das politische Durchsetzen des Anspruches erwies sich gleichfalls als nicht ganz einfach. Aber im Namen des Nationalitätsgedankens, der nationalen Freiheit den Balkanslawen ein moskowitisches Protektorat von ungeschminkt politischem Charakter aufzuzwingen, das war eine Aufgabe, die im ersten Augenblicke sogar die Ideen der russischen Diplomatie überstieg.

Sie hat sich indessen, wie bekannt, theoretisch auch in dieser Aufgabe zurechtgefunden. Erst die Balkanslawen (und Konstantinopel) von der Türkei befreien und nachher sie (und Konstantinopel) dem russischen Imperium einverleiben — so hieß das neue Programm.

Nachdem die Balkanslawen endlich durch eigene Kraft ihre Befreiung aus türkischer Knechtschaft vollendet haben, scheint jedoch keine Aussicht vorhanden zu sein, daß sie sich in neue Knechtschaft, die moskowitische, begeben wollen. „Der Nationalitätsgedanke" ist wirklich ein böses Hindernis für die imperialistische Expansion der Moskowiten — hauptsächlich aus dem Grunde, weil es das Lebensprinzip dieses Imperialismus ist, die Nationalität der im Imperium aufgesogenen Völker zu „töten". Nicht allein die Balkanslawen, sondern auch die slawischen Nationen Österreichs haben angefangen,

sich über diesen Kardinalpunkt klar zu werden; und es sieht jetzt mehr und mehr danach aus, daß die russische Expansion im Südwesten auf ebenso unüberwindliche Hindernisse stoßen würde, wie sie es im äußersten Osten getan hat. Der moskowitische Diplomaten so „überrumpelnde" Nationalitätsgedanke scheint ihr auf beiden Seiten den Weg versperren zu wollen!

Was bleibt nun der imperialistischen Staatskunst im heiligen Rußland übrig?

Eine von moskowitischen Diplomaten erfundene Formel, die sich dem Gedächtnisse leicht einprägt, beantwortet uns diese Frage und enthält zugleich die Antwort auf die Frage, weshalb Rußlands Beteiligung am Weltkriege des Jahres 1914—15 innerhalb aller in politischer Beziehung einander sehr ungleicher imperialistischer Kreise des Zarenreiches so außerordentlich populär ist.

„Der Weg nach Konstantinopel geht über Wien. Und der Weg nach Wien geht über Berlin." Mit anderen Worten: zermalmt das Deutsche Reich, dann stürzt Österreich zusammen. Seine Slawenvölker fallen nach dem Rechte des Schwertes Rußland zu — und der Weg ist sowohl nach Konstantinopel wie zu einem „Protektorate" über die Balkanslawen offen!

Deutschland ist demnach jetzt endgültig der Hauptfeind des imperialistischen Rußlands — seitdem Japan den Weg im Osten versperrt hat und seitdem die slawischen Balkanstaaten selbst ihre Befreiung von der Türkei vollendet haben und, schließlich, seitdem England nicht nur Japans, sondern auch Rußlands Bundesgenosse, Frankreichs Freund und zuletzt, nach dem Übereinkommen hinsichtlich Persiens im Jahre 1907, immer mehr Rußlands eigener Freund geworden ist!

Fürst Trubetzkoi bedient sich nicht der oben angeführten Formel über den „Weg nach Konstantinopel". Und er scheint im ganzen als russischer Patriot starke Besorgnis vor einem kriegerischen Zusammentreffen zwischen Rußland und Deutschland allein zu hegen — da er durchaus nicht an Frankreichs Bereitwilligkeit, um Rußlands willen oder bloß der Bündnispflicht wegen Krieg mit Deutschland anzufangen, glaubt. „Zuvörderst", sagt er, „darf man Verpflichtungen und papierene Garantien nicht allein als eine genügende Bürgschaft ihrer Erfüllung betrachten. Wir wollen weder das Vertrauen zu unserem Verbündeten, noch das zum Bündnisprinzipe überhaupt untergraben — — — — Aber einen Krieg einzig und allein zur Erfüllung seiner Bündnispflicht und nicht um eigener Lebens-

interessen willen zu riskieren, dazu ist jedenfalls eine unbeschränkte Entschlossenheit erforderlich, wozu nicht jeder Staat — und nicht jederzeit — imstande sein könnte[1]."

Nichtsdestoweniger läuft das Kapitel VIII seines Buches in eine hinreichend pessimistische Auffassung hinsichtlich der Erhaltung des Weltfriedens aus, so daß das Buch auch zu den vielen Werken gerechnet werden kann, worin das Ausbrechen des Weltkrieges mehr oder weniger deutlich vorhergesagt worden ist.

Nach einem längeren wirtschaftlichen und politischen Berichte über Deutschlands innere und äußere Verhältnisse, schreibt Fürst Trubetzkoi folgendes:

„Auf Grund aller dieser Tatsachen kann man annehmen, daß ein Krieg mit Rußland Deutschland keine wirklichen Vorteile gewährt. Es bleiben jedoch zwei Eventualitäten, welche zu einem solchen Kriege Veranlassung geben könnten. Die eine wäre, daß Deutschland ernstlichen Grund hätte, ein englisch-russisches Bündnis zu befürchten, oder daß ein solches wirklich zustande käme. Dann erhielte der traditionelle ‚cauchemar des coalitions' eine wirkliche, positive Rechtfertigung. Zu seiner Selbsterhaltung und zur Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichtes würde Deutschland natürlich den günstigen Augenblick, einer solchen Koalition einen entscheidenden Schlag zu versetzen, ergreifen können. Wahrscheinlich würde es, sobald England anderweitig beschäftigt wäre, die Gelegenheit wahrnehmen, um Rußland anzugreifen.

„Als zweiter Grund könnte das Wiedererwachen der panslawistischen Tendenzen in der auswärtigen Politik Rußlands dienen. Dieser traditionelle schwarze Punkt in dem Verhalten des europäischen Okzidentes gegen uns legt der russischen öffentlichen Meinung und auch den verantwortlichen politischen Leitern die Verpflichtung auf, die sogenannte Slawenfrage nur mit äußerster Behutsamkeit und Vorsicht zu behandeln."

Fürst Trubetzkoi ist demnach der Ansicht, daß Deutschland nur unter zwei Umständen ernstlich daran denken würde, gegen Rußland zu den Waffen zu greifen— nämlich falls eine englisch-russische Alliance zu befürchten wäre oder falls der russische „Panslawismus" anfinge, sich allzu aggressiv zu gebärden. Die russische Staatskunst würde also, nach Fürst Trubetzkois Meinung, in einem kritischen Augenblicke nur ihren „Panslawismus" loszulassen und England mitzuschleppen brauchen, damit Deutschland sich gezwungen sähe, aus reinem Selbsterhaltungstriebe zuzuschlagen.

[1] Op. cit., S. 106—107.

Und ist es beim Ausbruche des Weltkrieges nicht ungefähr so hergegangen? Daß Rußland England mitschleppen konnte, lag, wie wir wissen, nicht nur an Englands eigenem guten Willen, Deutschland zu Leibe zu gehen, sondern auch an Englands viel zu „kordialer" Entente mit Frankreich, wodurch die Revanchesucht dieses Landes bei einem eventuellen Kriege mit Rußland zusammen gegen Deutschland ihren Rücken gedeckt — d. h. die französische Küste durch England verteidigt — wußte.

## 10. Die Grundstimmung des deutschen Imperialismus, wie die Engländer sie auffassen

Seit dem Ausbruche des Weltkrieges widerhallt es in der englischen Presse, sowie auch in der französischen und der russischen von denkbar heftigsten Anschuldigungen gegen Deutschland, das durch rücksichtslose Anwendung der Waffengewalt Demokratie und Freiheit und nationale Selbständigkeit in der ganzen Welt ermorden wolle. Über der so in Sklaverei gebrachten Menschheit soll, wie man meint, dann das deutsche Weltreich errichtet werden. Der deutsche Imperialismus, der, um seine Pläne zu verwirklichen, den Weltkrieg in teuflischer Weise heraufbeschworen hat, ist also die zugleich denkbar brutalste und denkbar expansivste Äußerung des Militarismus. Der deutsche Imperialismus ist der zum weltgeschichtlichen Prinzip erhobene Militarismus — eine tödliche Gefahr für die ganze Menschheit.

So spricht sich z. B. Herr Robert Blatchford, ein ehemals durch seine niederschmetternde Kritik der englischen Gesellschaft bekannter Sozialdemokrat, in der Zeitung „The Daily Mail“ vom 25. August 1914 folgendermaßen aus:

„Dieser Krieg entspringt nicht der Ermordung des österreichischen Erzherzoges. Sein Ursprung ist Deutschlands Begierde, die Welt zu beherrschen. Er ist kein Zufallskrieg, den irgendein kürzlich geschehenes Ereignis verursacht hat. Er ist ein beabsichtigter Eroberungskrieg, wozu deutsche Ruhmsucht schon seit mehr als 20 Jahren gerüstet und Vorbereitungen getroffen hat.

„Dieser Krieg brach nicht plötzlich aus, weil ein serbischer Fanatiker eine Bombe warf. Den Keim dazu hat der preußische Militärschriftsteller Clausewitz, Bismarcks Lehrer, ausgesät. Von dem Augenblicke an, da Preußen anfing, Clausewitzens Politik und Strategie praktisch anzuwenden, hat dieser Krieg gedroht. Preußens Angriffe 1864 gegen Dänemark, 1866 gegen Österreich und 1870 gegen Frankreich waren Vorbereitungen zu diesem Kriege. Ebenso waren der Bau der deutschen Flotte, die Befestigung Helgolands, die Herstellung des Nordostseekanals, die Vermehrung des deutschen Heeres, die Bewilligung des deutschen Kriegsschatzes von 120 Millionen und der Bau

strategischer Eisenbahnen nach der belgischen Grenze Vorbereitungen zum gegenwärtigen Kriege.

„Was ist, kurz und gut, das preußische Ideal? Ganz einfach dies, daß jedes normal veranlagte männliche Individuum als Krieger ausgebildet und bewaffnet und daß Deutschlands Heer und Flotte stets kriegsbereit sein sollen. Jede schwache und unvorbereitete Nation soll angegriffen werden. Macht ist Recht. Der Stärkste soll herrschen. Großbritannien und Frankreich sind im Greisenalter, und es ist Deutschlands Aufgabe, ihnen einen Tritt mit seiner eisernen Ferse zu versetzen, nachdem es sie mit seiner gepanzerten Faust niedergeschmettert hat.

„Dies ist das deutsche Ideal, die deutsche Politik und die deutsche Drohung.

„Und deshalb müssen nun Großbritannien und seine Verbündeten Deutschland zerschmettern, wenn sie nicht von Deutschland zerschmettert werden wollen."

Der preußische General Carl von Clausewitz, der 1780 geboren wurde und 1831 starb, ist also die Ursache Nr. 1 und Bismarck die Ursache Nr. 2 dieses Weltkrieges, den die Kriege von 1864, 1866 und 1870—71 vorbereitet haben. Offenbar läßt dieser englische Sozialdemokrat sich keine „materialistische Geschichtsauffassung" zuschulden kommen. Aber an Methode fehlt es seinen Verrücktheiten dennoch nicht. Das deutsche Volk ist „eine bewaffnete Nation räuberischer Eisenfresser" (‚robber bullies'), deren sich der Deutsche Kaiser bedient, „um mit Gewalt die Herrschaft über die Welt zu erlangen".

Die hübsche Theorie, welche Herr Blatchford mit ein paar kräftigen Zügen also skizziert, schmückt der berühmte Finanzminister und Sozialreformator Lloyd George mit einer Beredtheit aus, welche die des Herrn Blatchford weit übertrifft und auf unvergeßliche Weise das intellektuelle und moralische Normalmaß feststellt, das verantwortliche englische Staatsmänner von Weltruf ihrer Ansicht nach während des Weltkrieges des Jahres 1914—15 an ihre öffentlichen Aussprüche anlegen müssen. Ich führe einige Auszüge aus einer Rede an, die Lloyd George am 19. September 1914 in der Queen's Hall zu London gehalten hat. Meine Quelle ist das ausführliche Referat in den „Times" vom 21. September. Da es unmöglich ist, alle die drei feingedruckten Riesenspalten wiederzugeben, beschränke ich mich darauf, eine einzige Stelle zu zitieren — diese aber vollständig.

Lloyd George behauptet, daß Rußland „große Opfer gebracht, um Freiheit für kleine Nationen zu erlangen" — z. B. für Bulgarien. Etwas Der-

artiges habe Preußen nie getan. (Merkwürdigerweise vergißt der englische Staatsmann hier, die politische Lage der nicht großrussischen slawischen Nationen innerhalb des russischen Imperiums mit der politischen Lage der nicht preußischen deutschen Nationen innerhalb des deutschen Imperiums zu vergleichen! Eine geradezu wunderbare Vergeßlichkeit bei einem so aufgeklärten und wahrheitsliebenden Staatsmanne!) Indessen fährt er nun folgendermaßen fort:

„Ich möchte kein herabsetzendes Wort über das deutsche Volk sagen. Es ist ein großes Volk; sowohl die Eigenschaften des Kopfes wie die der Hand und die des Herzens sind bei dem deutschen Volke groß. Ich glaube, trotz der Ereignisse der letzten Zeit, daß es in dem deutschen Bauern einen ebenso großen Fonds an Güte gibt, wie bei irgendeinem anderen Bauern auf der Welt, aber ihm ist eine verkehrte Idee von Zivilisation, Kraft und Tüchtigkeit eingepflanzt worden. Dies aber ist eine harte Zivilisation, eine egoistische Zivilisation und eine materialistische Zivilisation. Die Deutschen waren außerstande, das Verhalten Englands im gegenwärtigen Augenblicke zu verstehen. Sie geben dies zu. „Frankreich", sagen sie, „können wir verstehen. Es wünscht Revanche, es kämpft um ein Stück Land — Elsaß-Lothringen. Rußland schlägt sich um die Macht, es will Galizien haben. Die Deutschen können verstehen, daß man sich schlägt, um Rache zu nehmen; sie verstehen, daß man um die Macht oder aus Begierde nach Landgebiet kämpft; aber sie können nicht verstehen, daß ein großes Imperium bereit ist, seine Geldmittel, seine Macht, das Leben seiner Kinder, ja sogar seine Existenz zu opfern, um eine kleine Nation, die Schutz sucht, zu schützen.

„Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, mit hohen Zielen in der Welt des Geistes. Die deutsche Kultur möchte den Menschen nach dem Bilde eines Dieselmotoren umgestalten — genau, solide, stark, aber ohne irgendwelchen Spielraum zu seelischen Bewegungen. Dies ist dem Deutschen die höhere Kultur. Und was begehren die Deutschen? Haben Sie die Reden des Kaisers gelesen? Wenn Sie kein Exemplar davon besitzen, so rate ich Ihnen, sich sofort eines zu kaufen, denn die Auflage ist bald ausverkauft — und etwas dieser Sorte bekommen Sie nicht so leicht wieder zu fassen. Sie strotzen von der Prahlerei und dem Geschrei der deutschen Militaristen — der ‚gepanzerten Faust' und der ‚blanken Rüstung'. Arme alte gepanzerte Faust — ihre Knöchel beginnen sich abzuscheuern; arme ‚blanke Rüstung' — ihr Glanz beginnt sich zu trüben. In allen Reden atmen derselbe Hochmut und dieselbe Prahlerei. Sie haben wohl die Rede des Kaisers gelesen, die in

dieser Wochennummer der Zeitung „British Weekly“ abgedruckt war? Als Beispiel der Geistesart, die wir zu bekämpfen haben, ist sie sehr beachtenswert. Es ist die Rede des Kaisers an die Soldaten, die auf dem Wege nach der Front sind.

„‚Denkt daran, daß das deutsche Volk das auserwählte Volk Gottes ist. Gottes Geist ist auf mich als Deutschen Kaiser herabgestiegen. Ich bin Sein Schwert, Seine Waffe und Sein Stellvertreter. Wehe denen, welche nicht gehorchen. Tod den Feigen und denen, welche nicht glauben.‘

„Seit Mohammeds Tagen ist nichts dergleichen vorgekommen. Wahnsinn ist stets eine betrübende Erscheinung, aber manchmal wird sie gefährlich; und wenn sie bei Staatsoberhäuptern auftritt und über die Politik eines großen Imperiums zu entscheiden hat, dann ist es an der Zeit, daß man die Krankheit ohne Rücksicht in Behandlung nehme. Ich glaube nicht, daß der Kaiser alles, was er gesagt, wirklich gemeint hat; was er geschwatzt hat, war nur militaristischer Jargon. Aber um ihn herum gab es Männer, welche jedes dieser Worte meinten. Ihre Religion heißt: Staatsverträge fesseln nur Deutschlands Füße, wenn es vorrücken will; zerschneidet sie daher mit dem Schwerte; tretet sie in den Schmutz unter Deutschlands Ferse; werft unsere Legionen auf sie und zermalmt sie; Großbritannien ist eine beständige Bedrohung der Oberhoheit Deutschlands in der Welt; entwindet der Hand Britannias den Dreizack!

„Aber noch mehr! Deutschlands neue Philosophie will das Christentum zerstören. Es ist nur krankhafte Sentimentalität, sich für andere aufzuopfern; schlechte Speise für deutsche Münder. Wir wollen die neue Diät haben und sie der Welt aufzwingen. Sie ist ‚made in Germany‘ — eine Diät aus Blut und Eisen.

„Was bleibt nun übrig? Die Staatsverträge sind weg, die Nationen sind weg; die Freiheit ist weg. Was bleibt übrig? Deutschland — Deutschland bleibt übrig — Deutschland über alles. Weiter bleibt nichts übrig. Dagegen kämpfen wir an, gegen diese angebliche Überlegenheit einer Zivilisation, welche, wenn sie einst die Welt regiert, dahin führen wird, daß die Freiheit untergeht und der Demokratismus verschwindet. Es wird dann ein düsterer Tag für die Menschheit, wenn ihr nicht Großbritannien und seine Söhne zu Hilfe kommen.

„Wir kämpfen nicht gegen das deutsche Volk. Dieses Volk liegt ja ebenso sehr, ja, Gott sei Dank, mehr als irgendein anderes Volk in Europa unter der Ferse der preußischen Militärkaste. Es wird für den deutschen Bauer,

den Handwerker und den Kaufmann ein Tag der Freude sein, wenn die Militärkaste besiegt wird. Die Prätensionen dieser Kaste kennen Sie ja. Sie gebärdet sich wie ein Halbgott, der den Weg betritt — die Bürger und ihre Frauen werden in den Graben gestoßen; sie haben kein Recht, dem großen preußischen Junker in den Weg zu treten. Männer, Weiber, Nationen — alle müssen weichen. Er glaubt, daß er weiter nichts zu sagen braucht als: wir haben Eile. Das hat er Belgien geantwortet. ‚Ein schneller Vormarsch ist Deutschlands wichtigster Vorteil', was dasselbe ist wie ‚ich habe es eilig, geht aus dem Wege'. Auch den Schrecken der Landstraßen, jenen Typus eines Automobilisten mit einem Wagen von 60 Pferdekräften, kennen Sie. Er glaubt, daß die Chausseen eigens für ihn gebaut sind, und jeder, der seine Fahrt um einen einzigen Kilometer in der Stunde verzögern kann, wird übergefahren. Der preußische Junker ist der Schrecken der politischen Straßen Europas. Kleine Nationen, die ihm in den Weg kommen, werden, blutend und zerquetscht, weggeschleudert.

„Alles, was ich sagen kann, ist dies. Wenn im britischen Herzen noch der alte Britengeist lebt, dann soll dieser Raufbold (bully) von seinem Throne gestoßen werden. Sollte er siegen, so wäre dies das größte Unglück, das seit den Tagen der Heiligen Alliance den Demokratismus getroffen hat."

Im Vergleich mit der englischen ist die deutsche Zivilisation „hart, egoistisch und materialistisch"! Was besonders dadurch bewiesen wird, daß das englische Imperium im Weltkriege des Jahres 1914—15 „sogar seine Existenz aufs Spiel gesetzt hat". Weshalb? Nun, „um ein kleines Volk, das es um Hilfe angerufen hat, zu schützen". Unmittelbar vorher hat der Redner mit kräftiger Betonung gesagt: „Der Prüfstein unserer Zivilisation ist unsere Bereitwilligkeit, uns für andere aufzuopfern." Englands Bereitwilligkeit, sich für Belgien „aufzuopfern", ist demnach als ein Prüfstein des Gehaltes der englischen „Zivilisation" — oder ethischer Kultur — zu betrachten.

Was wir bisher — d. h. noch sieben Monate nach der Rede des englischen Finanzministers — haben wahrnehmen können, das ist jedoch merkwürdigerweise das gerade entgegengesetzte Verhältnis gewesen — nämlich die Tatsache, daß das mächtigste Imperium der Welt seine Verteidigung Belgiens auf die Anordnung einer kleinen Extrazerstörung in Antwerpen und das Zerschießen einiger belgischer Küstenstädte von der See aus beschränkt hat, während „ein kleines Volk", das belgische, sich bis an die Grenze politischer und wirtschaftlicher Vernichtung aufgeopfert hat, um England gegen die

von diesem Lande am meisten gefürchtete Gefahr zu verteidigen: die Gefahr einer deutschen Okkupation der festländischen Küste des englischen Kanales. Diese letztere kleine Einzelheit übergeht nun Lloyd George mit ebenso tiefem wie beredtem Stillschweigen. Was ja mit der wortkargen, herablassenden Wohlgefälligkeit, die überhaupt Englands Verhalten gegen das sich selbst aufopfernde Belgien charakterisiert, völlig in Einklang steht.

Das der Rede Kaiser Wilhelms entlehnte Zitat des englischen Ministers überlasse ich einer späteren Geschichtsforschung, da es mir gegenwärtig nicht möglich ist, es mit einem glaubwürdigen Berichte zu vergleichen.

Aber zu köstlich, um mit Stillschweigen übergangen zu werden, ist die Behauptung, daß Deutschland England angegriffen habe, weil nach deutscher Auffassung das englische Imperium eine „beständige Bedrohung der Übermacht Deutschlands in der Welt" sei. Man würde sich von dem Sinne für Humor bei dem englischen Staatsmanne angenehm berührt fühlen, wenn man nicht gezwungen wäre zu argwöhnen, daß diese dreiste Verdrehung der wirklichen Verhältnisse völlig ernst gemeint sei.

Englands Finanzminister weiß natürlich nicht — denn er will es nicht wissen —, daß das englische Imperium Krieg gegen Deutschland führt, weil Deutschland eine „beständige Bedrohung der Übermacht Englands in der Welt ist". Er weiß auch nicht, daß England seit mehreren Jahrhunderten der unerträglichste Raufbold (bully) unter allen Großmächten der Erde ist und daß Englands Begierde nach Vernichtung der wachsenden Macht Deutschlands in der Welt ihre völlig zureichende Erklärung in diesem Umstande findet — ohne irgendwelche Inanspruchnahme einer „Selbstaufopferungs"theorie, die durch alle über Englands auswärtige Politik bekannten Tatsachen in der Zeit von 1615—1915 gänzlich widerlegt wird.

Wir stoßen hier wieder auf die ungezügelte Sucht des Engländers, sich selbst und anderen einzureden, daß er alle die Brutalitäten, die ihm, mit mehr oder weniger gutem Rechte, zum Schutze und zur Erweiterung seiner eigenen politischen und wirtschaftlichen Machtstellung in der Welt nötig erscheinen, aus den edelsten moralischen Motiven begehe. Ihn deswegen zu tadeln, ist ebenso berechtigt oder unberechtigt, wie überhaupt einen bestimmten Menschen deswegen zu tadeln, daß sein tiefster, unbewußter Instinkt gerade so, und nicht so, beschaffen ist. Der Instinkt des Engländers, sich stets einzubilden, daß er streng moralisch handle, wenn er tatsächlich mit allen zweckdienlichen oder nötigen Mitteln seine krassen Machtinteressen fördert, ist ohne Zweifel der zentralste Zug seines Charakters.

Wenn wir Lloyd Georges Rede z. B. mit der Rede, welche der deutsche Reichskanzler am 4. August 1914 gehalten hat, vergleichen, so steht der Unterschied zwischen englischer „Moral" und deutscher Ehrlichkeit — der Unterschied zwischen zwei grundverschiedenen ethischen Charakteren — in blitzartiger Beleuchtung da. Man stelle Lloyd Georges obenangeführte „moral"philosophische Auslegung und demagogische Ausschmückung geschichtlicher Tatsachen — unter Verschweigung der meisten eigentlichen Hauptsachen — neben die männlich aufrichtigen Worte Bethmann-Hollwegs.

„Wir sind jetzt in der Notwehr, und Not kennt kein Gebot! Unsere Truppen haben Luxemburg besetzt, vielleicht auch belgisches Gebiet betreten müssen. Das widerspricht den Geboten des Völkerrechts. Die französische Regierung hat zwar in Brüssel erklärt, die Neutralität Belgiens respektieren zu wollen, so lange sie der Gegner respektiere. Wir wußten aber, daß Frankreich zum Einfall bereitstand. Frankreich konnte warten, wir aber nicht, und ein französischer Einfall in unsere Flanke am Unterrhein hätte verhängnisvoll werden können. So waren wir gezwungen, uns über die Proteste der luxemburgischen und belgischen Regierung hinwegzusetzen. — Das Unrecht, das wir damit tun, werden wir wieder gutzumachen suchen, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist. Wer, wie wir, um das Höchste kämpft, darf nur daran denken, wie er sich durchhaut."

Dieses Argument mag in sachlicher Hinsicht moralisch richtig oder moralisch unrichtig sein. Jedenfalls ist es moralisch richtig in der Form, in der Grundstimmung, welche der Grundstimmung der Scheinheiligkeit, des Pharisäismus, der Verdrehung, der Demagogie und der „moralischen" Selbstvergötterung total entgegengesetzt ist. Der deutsche Staatsmann hat es vorgezogen, in einem sachlich zweifelhaften Falle wie diesem auf der richtigen Seite zu bleiben — d. h. sich eher zu viel als zu wenig rechtliche und moralische Schuld aufzubürden.

Von englischer Seite ist dieses unenglische Benehmen als ein schlagender Beweis der barbarisch tiefen Stufe, auf welcher die deutschen „Hunnen" in moralischer Beziehung stehen, ausgelegt worden.

Die Gerechtigkeit erfordert das Eingeständnis, daß gegenwärtig wenigstens *ein* Engländer existiert — dieser Engländer ist ein *Irländer* und heißt George Bernard Shaw — welcher jenen englischen Charakterzug und seine sehr bedeutungsvolle Rolle in der Entwicklung der Weltkrisis zu dem

von Englands wahren Imperialisten und Militaristen herbeigesehnten „Präventiv"kriege gegen Deutschland in Gemeinschaft mit Deutschlands Feinden auf dem Kontinente durchschaut hat.

„Sind wir Heuchler?" fragt sich dieser Engländer in seiner Kriegsbroschüre Common sense of the war[1]. Er beantwortet die Frage auf folgende humoristische Weise:

„Und nun gehe ich von allgemeinen Raisonnements zu der diplomatischen Geschichte des vorliegenden Falles über, was ich tun muß, um unsere moralische Stellung klarzulegen. Um aber die überraschende Unvereinbarkeit des bekannten persönlichen Charakters unserer Staatsmänner mit den Maßnahmen, welche sie offiziell zu verantworten haben, erklären zu können, muß ich, um nicht alles Zutrauen einzubüßen, zuerst einige Worte über die spezielle Psychologie des englischen Staatsmannes sagen, und zwar nicht allein zum Frommen meiner englischen Leser (welche nicht wissen, daß sie speziell ist, gleichwie sie nicht wissen, daß Wasser schmeckt, weil sie es immer im Munde haben), sondern auch um zu versuchen, die übrige Welt zu einer barmherzigeren Ausdeutung dieser Psychologie zu vermögen.

„Wir wissen vom Hörensagen, daß, wie ungerecht es uns auch erscheine, im Auslande, sogar in den uns am freundschaftlichsten gesonnenen Ländern, die Ansicht herrscht, daß unsere guten Eigenschaften durch unheilbare Heuchelei befleckt seien. Frankreich sind wir stets das perfide Albion gewesen. In Deutschland soll dieses Epitheton gegenwärtig als viel zu schmeichelhaft für uns verachtet werden. Victor Hugo erklärte die vergleichsweise geringe Popularität des Shakespeareschen Stückes „Maß für Maß" aus der Ursache, daß der Charakter des Heuchlers Angelo eine nur zu getreue dramatische Darstellung unseres Nationalcharakters sei. In Amerika sieht man Pecksniff nicht als einen so seltenen englischen Typus an, wie er in England als selten gilt.

„Ganz unverschuldet aber haben wir diesen Ruf nicht erlangt. Die Welt hat kein größeres Interesse daran, gerade England wegen dieses Lasters der Heuchelei zu brandmarken, als sie daran hätte, Frankreich deswegen zu brandmarken, und dennoch führt die Welt nicht den Tartuffe als typischen Franzosen an, wie sie Angelo und Pecksniff als typische Engländer hinstellt. Wir können ebenso erbost dagegen protestieren, wie die preußischen Soldaten wegen ihres ebenso allgemein verbreiteten Rufes der Brutalität im

---

[1] Supplement to The New Statesman, London, November 1914. Ich zitiere nach der schwedischen Übersetzung Stockholm 1915.

Plündern und Stehlen, Verheeren und Rauben protestieren, aber in allen Fällen ist etwas daran. Wenn man einen englischen Staatsmann nach seinen bewußten Absichten, seinen Aussagen und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit beurteilt, dann hält man ihn oft für einen netten, menschenfreundlichen und streng wahrheitsliebenden Mann. Wenn man ihn, wie ein Ausländer es tun muß, nur nach den offiziellen Handlungen, für welche er verantwortlich ist und die er um seiner Partei willen im Unterhause verteidigen muß, beurteilt, so ist man oft gezwungen, daraus den Schluß zu ziehen, daß jener achtungswerte Herr in Beziehung auf gewissenlose, närrische Arroganz schlimmer als Cäsar Borgia und General von Bernhardi zusammen sei, hinsichtlich der auswärtigen Politik aber in allem, nur nicht an imponierender Tüchtigkeit, schroffem sens-commun und Freisein von allen Illusionen über die Art und die Zwecke seiner eigenen Diplomatie, ein Bismarck. Und die permanenten Behörden, in deren Händen er ist, verdienen wahrscheinlich alles dies und noch mehr dazu — — —.

„Die richtige Erklärung der Situation ist, wie ich den Engländern schon so oft klarzumachen versucht, daß ich einen großen Teil meines Lebens daran verschwendet habe, einfach die, daß wir mit einer unglückseligen intellektuellen Faulheit behaftet sind, einem beklagenswerten Erbteile aus jener Zeit, da unser Monopol auf Kohle und Eisen es uns ermöglichte, reich und mächtig zu werden, ohne denken zu brauchen: eine Faulheit, die uns jetzt, da unser Monopol vorbei oder durch neue Quellen mechanischer Kraft verdrängt worden ist, in hohem Grade gefährlich geworden ist. Dadurch, daß wir instinktartig, d. h. mit einem natürlichen, kindlichen Egoismus, zu unserem direkten Vorteile gearbeitet haben, sind wir reich geworden, und wenn unser Recht irgendwie angezweifelt wurde, so wurde es uns leicht, solche Zweifel mit jeder beliebigen Art plausiblen Gewäsches (vorausgesetzt, daß es uns schmeichelte und uns weder Mühe noch Opfer kostete), welches uns unsere Geistlichkeit zu 70 £ pro Jahr, unsere Journalisten zu einem Penny die Zeile, oder unsere Moralisten, die dabei ihren eigenen Interessen nützten, lieferten, sofort zum Verstummen zu bringen. Zuletzt stumpfte unser Gehirn ab, und wir verloren nicht allein jegliches intellektuelle Bewußtsein dessen, was wir taten, und damit jegliche Befähigung zu objektiver Selbstkritik, sondern häuften auch eine ganze Masse frommer Redensarten über uns selbst an, die nicht nur unsere verdorbenen und halb abgestumpften Gewissen befriedigten, sondern uns auch das Gefühl einflößten, daß es außerordentlich wenig gentlemanlike und politisch gefährlich sei, diese

frommen Phrasen sich im Handeln erproben zu lassen. Luthers Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben trieben wir bis zu der wahnwitzigen Einbildung, daß es so lange, wie ein Mann das sagt, was unserer Vereinbarung gemäß als das Richtige gilt, nicht das geringste bedeutet, wie er tatsächlich handelt. Ja, wir verstehen nicht recht, weshalb man überhaupt von der Moral zu reden braucht, wenn die Rede nicht etwas Zweideutigem gilt, wovon man sich reinzuwaschen hat. Der unparteiische Ausländer nennt dies Heuchelei, und wir nennen ihn deshalb parteiisch. Ich aber, der ich ein armer Mann in einem armen Lande — Irland — gewesen bin, verstehe den Ausländer besser.

„Nun vom allgemeinen zu dem besonderen Falle. Wenn ich den Verlauf der diplomatischen Unterhandlungen, wodurch unser Auswärtiges Amt seine Aufgabe ausführte, endlich in dem unter militärischem Gesichtspunkte günstigsten Augenblicke das Konto mit Deutschland abzurechnen, schildere, so muß ich darauf aufmerksam machen, daß unser Minister des Auswärtigen sich genau ebenso aufgeführt hat, wie wir dem Kaiser vorgeworfen haben, daß er sich betragen habe. Und dennoch betrachte ich ihn als vollkommenen Ehrenmann, der sich ‚im höchsten Grade verdutzt', wohlmeinend und im letzten Augenblick empört über die Schrecken des Krieges, an die Hoffnung geklammert hat, jeden auf eine oder die andere Weise zur Vernunft bringen zu können, wenn sie nur kommen und mit ihm reden wollten, wie damals, als die Großmächte von einer Einmischung in den Balkankrieg abgehalten wurden. Er war jedoch in hoffnungsloser Weise aller Art positiver Politik bar und daher außerstande, denen zu widerstehen, welche positive Maßregeln vorhatten. Und bildet euch keinen Augenblick ein, daß, meiner Ansicht nach, der bewußte Sir Edward Grey ein Othello und der unbewußte ein Jago gewesen sei. Ich bin der Meinung, daß das Auswärtige Amt, worin Sir Edward nur das Gallionsbild ist, ebenso absichtlich und bewußt zu einem lange hinausgeschobenen Militaristenkriege gegen Deutschland entschlossen war wie das Marineministerium, und das besagt nicht wenig. Wenn Sir Edward Grey nicht wußte, was er wollte, so war Mr. Winston Churchill nicht so verlegen darum. Er war kein ‚ist' irgendwelcher Art, aber ein entschiedener Anhänger der allgemeinen Ansicht, daß man, wenn man bedroht ist, zuschlagen muß, falls man nicht bange ist. Hätte er die Leitung der Geschäfte gehabt, so hätte er den Krieg vielleicht abwenden können (und dadurch sowohl sich selber wie dem englischen Publikum eine ungeheure Enttäuschung bereitet), indem er dem Kaiser ganz

einfach Angst gemacht hätte. Wie es nun stand, hatte er ein Zusammenwirken der französischen Flotte mit der britischen vorbereitet; er war dabei, sich die Ärmel zum Streite aufzustreifen, und es wurde ihm sehr schwer, sich so weit beherrschen zu müssen, daß er sich nicht öffentlich den Rock auszog, während Mr. Asquith und Sir Edward Grey dem Lande jene Versicherungen gaben, denen wir mit Unrecht die Bedeutung beilegten, daß wir nicht gezwungen seien, uns auf Krieg einzulassen, und daß es nicht wahrscheinlicher als gewöhnlich sei, daß wir es tun würden. Doch obwohl Sir Edward Grey das Mißverständnis nicht aufgeklärt hat, so glaube ich doch, daß er sich mit dem schweren Herzen eines liberalen Junkers (es gibt solche Zentauren) und nicht mit dem triumphierenden Entzücken eines Chauvinistenjunkers auf den Krieg eingelassen hat — — —."

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß es einen Engländer gibt — wenn auch der Engländer ein Irländer ist —, der das „moralische Gewäsche der salbungsvollen Kollegen"[1] des unverhüllten Deutschenhaß empfindenden, aufrichtig kriegslustigen und imperialistischen englischen Marineministers Winston Churchill durchschauen kann und zu entschleiern wagt. Und wir wissen nun aus Shaws hier zitierter Broschüre, daß er das englische Junkertum und den englischen Militarismus ebenso klar durchschaut hat. Was diese Seite der Sache anbetrifft, so brauche ich nur an folgende Stellen seiner Flugschrift zu erinnern:

„Wer nicht entweder ein Junker oder ein erfolgreicher Advokat ist," sagt er, „dem wird es sehr schwer, in ein englisches Ministerium hineinzugelangen, einerlei, welche Partei die Macht habe, oder sich darin zu behaupten, wenn wir die Trommel rühren. Das Auswärtige Amt ist ein Junkerklub. Unsre regierenden Klassen sind überwiegend Junker; alle, die nicht Junker sind, sind Abschaum, deren einziges Recht auf ihre Stellung irgendeine Art Talent ist, gewöhnlich das Talent, Geld zu verdienen. Und natürlich ist der Kaiser ein Junker, obwohl weniger waschecht als der (deutsche) Kronprinz und viel weniger Selbstherrscher als Sir Edward Grey, der uns, ohne uns um Rat zu fragen, durch ein Wort an einen Gesandten in den Krieg schickt und seinen ausländischen Verbündeten mit einem Federzuge unseren ganzen Nationalreichtum verschreibt — — —"[2].

„Da wir nun wissen, was ein Junker ist, laßt uns einen Blick auf die Militaristen werfen. Ein Militarist ist ein Mensch, welcher der Ansicht ist, daß alle wirkliche Macht in der Macht zu töten bestehe und daß die Vorsehung

[1] (Miltons Ausdruck.) [2] Op. cit., S. 8.

es mit den großen Heerscharen halte. Gegenwärtig ist dank dem Eifer, mit welchem wir sein Buch gekauft und zitiert haben, General Friedrich von Bernhardi der berühmteste Militarist. Aber wir können dem Generale als militaristischem Propagandamacher nicht den Vortritt vor unseren eigenen Schriftstellern lassen. Ich bin alt genug, um mich des Anfanges des antideutschen Abschnittes jener sehr alten Propaganda in England erinnern zu können. Der französisch-preußische Krieg 1870—71 versetzte ganz Europa in Verwirrung. Bis dahin war niemand vor Preußen bange gewesen, obgleich wir uns alle ein wenig vor Frankreich fürchteten; und wir hatten ‚Pufferstaaten' zwischen uns und Rußland im Osten. Deutschland hatte freilich Dänemark besiegt, aber Dänemark war ein kleiner Staat und war, zu Ibsens großer Empörung, von denen, welche ihm hätten helfen müssen, in der Stunde der Not im Stiche gelassen worden. Deutschland hatte auch Österreich geschlagen, aber Österreich besiegen zu können, trauen sich ja eigentlich alle zu, obgleich keiner zu der Schlußfolgerung gelangt zu sein scheint, daß Niederlagen gar nicht so viel bedeuten, wie die Militaristen glauben, da ja Österreich noch ebenso bedeutend ist wie vorher. Plötzlich fügte Deutschland Frankreich eine wirklich vernichtende Niederlage zu, wobei es eine organisierte Kriegsmacht zeigte, von welcher bisher niemand eine Ahnung gehabt hatte. Im ganzen Europa gab es keinen Staat, der sich nicht sagte: ‚Gott im Himmel, was würde aus uns werden, wenn es uns angriffe?' Wir in England dachten an unsere altmodische Armee und unseren altmodischen Oberbefehlshaber George Ranger (aus Cambridge), sowie an unser Kriegsministerium mit seinen idiotischen Krimkriegstraditionen, und uns zitterten die Knie. Aber wir waren nicht so dumm, es dabei bewenden zu lassen. Wir produzierten bald die erste Schrift im Bernhardischen Stil: ein anonymes Büchlein, das ‚Die Schlacht bei Dorking' hieß[1]. Es war nicht das erste Erzeugnis englischer Militaristenliteratur; man braucht nur auf die überschwenglichen Kriegslobgesänge, die den dummen Krimfeldzug einleiteten (Tennysons ‚Maud' ist eine noch lebendige Probe davon), zurückzublicken, um auf Hymnen an Mars zu stoßen, welche Treitschke zum Erröten gebracht hätten (und das taten sie vielleicht); aber es war das erste Druckerzeugnis, worin als etwas Gegebenes dargestellt wurde, daß Deutschland, nicht Frankreich oder Rußland, Englands natürlicher Feind sei. ‚Die Schlacht bei Dorking' wurde

[1] Dorking ist ein Dorf, das auf halbem Wege zwischen London und der Südküste Englands in einem für die Verteidigung Londons gegen eine Invasion von Süden her strategisch wichtigen Gelände liegt. Das Buch schildert in phantasiereicher Weise eine deutsche Invasion von Brighton aus.

kolossal verkauft, und die tollsten Vermutungen waren über den Verfasser im Umlauf. Und der Kern der Sache lautete: ‚Zu den Waffen, sonst werden die Deutschen London belagern, wie sie Paris belagert haben.' Von jener Stunde an bis heute hat die britische Propaganda für einen Krieg mit Deutschland niemals pausiert. Die Initiative, die mit der ‚Schlacht bei Dorking' ergriffen worden war, wurde durch Artikel in der Tagespresse und in den Zeitschriften fortgesetzt. Später kam dann das Jingofieber (das, nebenbei gesagt, antirussisch war, aber davon wollen wir gerade jetzt lieber nicht reden), Steads ‚Wahrheit über die Flotte', Mr. Spenser Wilkinson, die Verhinderung des Kanaltunnels, Mr. Robert Blatchford, Mr. Garvin, Admiral Marse, Mr. Newbolt, Mr. Rudyard Kipling, The National Review, Lord Roberts, die Flottenliga, der imperialistische Minister des Auswärtigen, den man dem liberalen Ministerium aufzwang, Mr. Wells ‚Luftkrieg' (der gerade jetzt wiedergelesen zu werden verdient) und die Dreadnoughts. Bei allen diesen Agitationen war der Feind, der Schurke des Theaterstückes, die weiße Gefahr, Preußen und seine Millionen deutscher Soldaten. Im Anfange, während der ‚Schlacht-bei-Dorking'-Periode, war der Ton überwiegend defensiv. Doch von dem Augenblicke an, da der Kaiser anfing, unserer Armadapolitik dadurch nachzuäffen, daß er eine große Flotte baute, wurde die antideutsche Agitation offen aggressiv, und das Geschrei, daß die deutsche Flotte oder die unsere zugrunde gehen müsse und daß ein Krieg zwischen England und Deutschland notwendigerweise eines Tages kommen müsse, hörte unter unseren Militaristen bald auf, ein bloßer Ruf zu bleiben, und wurde bei ihnen zum Axiom. Und was unsere Militaristen sagten, das wiederholten unsere Junker, und unsere Junkerdiplomaten begannen das Spiel. Die Geschichte ihres Manövrierens, um durch eine anglo-franko-russische Kombination Deutschland und Österreich die Stange zu halten, findet man mit der Geradheit eines Soldaten und der stolzen Naivität eines Mannes, der die Dinge nur unter seinem eigenen Gesichtspunkte sehen kann, in einem Artikel erzählt, den Lord Roberts kürzlich in einer Nummer der Zeitschrift „The Hibbert Journal" (Oktober 1914) veröffentlicht hat. Nach den gewöhnlichen Dummheiten über Nietzsche stößt man darin auf die ‚britischen Administratoren, welche die Bürden des weißen Mannes tragen', auf ‚junge Männer, eben aus Britanniens öffentlichen Schulen entlassen, die eifrig herbeieilen, um in jeder neuen Kolonie, die unserer Fürsorge anheimfällt, die hohen Traditionen des imperialistischen Britanniens fortzusetzen', auf ‚unsere Tüchtigkeit als im-

perialistische Rasse', auf ,eine große Aufgabe, die uns von der Vorsehung anvertraut worden ist', auf ,den Eroberungswillen, der bei uns nie versagt hat', auf ,unsere Berufung zur Herrschaft über ein Fünftel der Erdoberfläche und zur Fürsorge für ein Fünftel aller Weltbewohner'. Nicht die geringste Andeutung, daß die Bewohner der Welt vielleicht imstande sind, für sich selber zu sorgen. Nicht einmal nebenbei, als von der Bürde des weißen Mannes die Rede ist, ein Wort davon, daß die Menschen außerhalb des britischen Reiches und auch die innerhalb des Deutschen Reiches keineswegs ausschließlich aus Schwarzen bestehen. Nur die sancta simplicitas, die mit ,Englands stolzer Stellung', der ,Sympathie, der Toleranz und dem Wohlwollen unserer Regierung' im Osten (in dem Prozesse wegen des Delhi-Aufstandes bewiesen, wird der Kaiser ohne Zweifel sarkastisch sagen) und dem ritterlichen Gefühle prahlt, daß es unsere höchste Pflicht sei, die Welt vor dem entsetzlichen Unglücke zu bewahren, daß sie von jemand anderem als jenen eben aus Britanniens öffentlichen Schulen entlassenen jungen Männern regiert werde. Vertauschet die Worte ,Britannien' und ,britisch' mit ,Deutschland' und ,deutsch', und der Kaiser wird den Artikel voller Entzücken unterschreiben. Es ist Wort für Wort (nur mit jener Veränderung des Wortlautes) s e i n e Ansicht, s e i n Verhalten.

„Beachtet, bitte, daß ich nicht sage, daß die Agitation unbegründet gewesen sei. Ich habe selbst eifrig auf das Erschaffen einer furchtbaren Bewaffnung gedrungen — — — —; ich muß daher jetzt die ,Argumente' wiederholen, damit man nicht annehme, daß ich diejenigen, deren Handlungsweise ich schildere, tadeln wolle. Obgleich sie prinzipiell oft entsetzlich im Unrechte waren, hatten sie in der Praxis, soweit sie auch gingen, doch völlig recht. Jetzt aber, da die Schüsse fallen, müssen sie bei ihren Kanonen stehen. Sie dürfen nicht behaupten, daß sie unschuldige radikale Friedensfreunde seien und daß die militaristische Propaganda und das Verfechten des Satzes von dem unvermeidlichen Kriege zwischen England und Deutschland eine Schändlichkeit sei, um derentwillen der Kaiser streng gestraft werden müsse. Es ist nicht gerecht, es ist nicht wahr, und es ist nicht gentlemanlike. Wir sind diejenigen, welche angefangen haben, und wenn sie uns auf halbem Wege entgegenkamen, was sie allerdings getan haben, so kommt es uns nicht zu, ihnen Vorwürfe zu machen. Als die deutschen Feuerfresser auf den Tag des großen Waffenganges tranken, ließen sie jenen Tag hochleben, von welchem die Feuerfresser unserer Flottenliga gesagt hatten, daß er ,notwendig kommen' müsse. Laßt uns also das dumme Geschwätz vom preußischen

Wolfe und dem britischen Lamme, vom preußischen Machiavelli und dem englischen Evangelisten einstellen. Wir können nicht jahrelang damit prahlen, daß wir Bursche von Bulldoggenrasse sind, und nachher plötzliche Gazellen spielen — — —."

Da es also wirklich wenigstens einen Engländer gibt (obschon er ein Irländer ist), der die englische Heuchelei sowie den englischen Imperialismus, Junkertum und Militarismus, die ursächlich mit dem Weltkriege zusammenhängen, durchschaut hat, erwartet man natürlich von ihm eine annähernd wirklichkeitsgetreue und geschichtlich wohlbegründete Auffassung des Wesens und der Handlungen des deutschen Imperialismus, Junkertums und Militarismus. Diese Erwartung wird jedoch grausam getäuscht. Wenn auch Irländer, so ist Shaw doch, wie ich schon früher gelegentlich angedeutet habe, ein typischer Engländer in seinem vollständigen Mangel an wirklicher Kenntnis und wirklichem Verständnisse hinsichtlich der geschichtlichen Voraussetzungen und Aufgaben des Deutschen Reiches, des inneren Lebens dieses Staates und der wirklichen Gemütsart des deutschen Volkes. Seine Urteile über diese Dinge sind, um mich seiner eigenen kräftigen Phraseologie zu bedienen, geradeso „idiotisch" oberflächlich, vorurteilsvoll und fern von aller wirklichen Kenntnis und Einsicht, wie die seiner Landsleute in Bausch und Bogen.

Gleich ihnen hält Shaw an der alten, von Deutschenverachtung und Deutschenhaß in brüderlichem Vereine seit dem Anfange der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts erschaffenen Lügenphantasie fest, daß das Deutsche Reich von dem brutalsten, in barbarischster Weise unmoralischen und reingezüchteten Gewaltswillen, der je innerhalb des politischen Lebens Europas wirksam gewesen, erschaffen, organisiert, zusammengehalten und beseelt sei — und zwar, wenigstens anfänglich, ganz gegen den innersten Instinkt und Wunsch des deutschen Volkes, obgleich das deutsche Volk späterhin immer allgemeiner von jener „teuflischen Brutalität" Bismarcks angesteckt worden sei.

Mit einem Worte gesagt: Die Entstehung des neuen Deutschen Reiches, wie sie geschichtlich vorliegt, wird als ein einziges riesiges Verbrechen betrachtet; und die fortgesetzte Entwicklung des Deutschen Reiches zu wirtschaftlicher und politischer Großmachtsstellung nach 1870—71 ist eine Fortsetzung jenes einzig dastehenden weltgeschichtlichen Verbrechens. Alles, was Deutschland nach 1870—71 in diplomatischer Hinsicht (Kriege gegen

europäische Mächte hat das Deutsche Reich ja nicht geführt!) unternommen hat, um seine neue Stellung in der Welt zu schützen und zu fördern, wird mit dem Stempel verbrecherisch versehen.

Und worin besteht eigentlich „das Verbrechen"? — fragt man sich. In dem Erschaffen nötiger politischer Einigkeit und Stärke, wo es vorher nur zuviel politische Spaltung und Schwäche gab? In der Wiedereroberung einiger alter deutscher Landesteile mit irgendeiner Grenzregulierung in das Feindesland hinein? Oder vielleicht in einer Beeinträchtigung der Machtstellung, der Weltreichpläne und der kraßegoistischen kontinentalen Politik Englands?

Es ist echt englisch, den deutschen Imperialismus als unmoralisches, undemokratisches und freiheitsfeindliches Verbrechen zu stempeln — und zu diesem moralischen Verdammungsurteile durch seinen gekränkten Machtegoismus getrieben zu werden. Trotz aller seiner Reservationen gegen Benutzung der „russischen Dampfwalze" in Englands Kampfe „für Demokratie und Freiheit" gegen Deutschland macht sich auch der englische Irländer G. B. Shaw ganz und gar mit jener englisch „moralischen" Auffassung des deutschen Imperialismus und Englands gegenwärtigen Kampfes dagegen solidarisch. Er hat, wie ich schon gezeigt habe, lange Artikel über die Notwendigkeit, den „Kaiser", „Potsdam", „Preußen" usw. zu „zermalmen" („to smash up") und über die absolute Unerträglichkeit der politischen „Arroganz" Deutschlands geschrieben. Einige wenige Sätze werden hier genügen, um noch besser zu beleuchten, wie unmöglich es auch dem am meisten Selbstkritik übenden der jetzt lebenden Engländer ist, in dem deutschen Imperialismus etwas anderes zu sehen als eine militaristische „Brutalität", als deren unter allen Gesichtspunkten vollkommen repräsentativer deutscher Fürsprecher General von Bernhardi ohne weiteres gelten muß.

„Wir müssen Deutschland besiegen," sagt Shaw, „nicht weil die Militaristenhalluzination und unsere Unentschlossenheit Deutschland gezwungen haben, diesen für seine Urheber so verzweifelten Krieg in einem für Deutschland selbst so ungünstigen Augenblicke zu führen, sondern weil es sich zum Vertreter der Lehre, daß Militärstärke der Ursprung und das Fundament nationaler Größe sei und militärische Eroberungen die Methode seien, wodurch die Nation mit der höchsten Kultur diese Kultur ihren Nachbaren übermitteln könne, sowie auch zum Vorkämpfer dieser Lehre in der modernen Welt gemacht hat. Der Grund, aus welchem ich mir erlaubt habe, General

von Bernhardi einen Verrückten zu nennen, ist der, daß er die Vorbedingungen jener militärischen Übermacht ganz bestimmt darlegt, ohne zu merken, daß das, was er zustande bringt, eine reductio ad absurdum ist. — — — Den Militarismus kann schließlich nichts retten. Wenn das Genie selbst diesen Weg geht, wird er es stets zum Untergange führen. Und wenn die Arroganz ihn betritt, wird das Ende dasselbe sein, obgleich es vielleicht überstürzter und gründlicher kommt.

„Preußen hat seit vielen Jahren von diesem Wege, den das Geschick ihm bezeichnet habe, gesprochen. Sein Regent mit den Glacéhandschuhen, die er gepanzerte Faust nannte, und dem Triumphe der Schneiderkunst, den er einen blanken Harnisch nannte, war nicht derjenige, welcher sein Mundwerk schonte, obwohl er in der Praxis ein außerordentlich friedlicher Absolutist ist, wie viele Männer, deren Phantasie mit Kriegsromantik vollgepfropft ist. — — — Sein Schwatzen und sein Soldatenspielen als Vorbereitung zu einer Welteroberung im Spiele erschreckte schließlich seine Nachbaren so, daß sie sich gegen ihn verbündeten, und diese Liga hat ihn jetzt in gerade einer solchen Falle, wie seine Strategen seinen Nachbaren zu stellen im Begriffe waren, gefangen. Wir amüsieren uns mit der Behauptung, daß er nicht versucht, ihr zu entrinnen, und uns den Krieg aufgezwungen habe, das aber ist nicht wahr. Als er seine Gefahr erkannte, machte er ganz ernstgemeinte Versuche, doch als er sah, daß es nichts nützte, fand er sich in die Situation und stürmte dummdreisten Mutes, der Traditionen der Hohenzollern nicht unwürdig, auf seine Feinde los. Verblendet, wie er durch seine falschen Klassenideale war, konnte er nichts Besseres tun, denn ein tapferer, entschlossener Krieger hat immer Aussichten, auch wenn er nicht die Wand, sondern die Russen im Rücken hat.

„Es bedeutet, daß wir ihn besiegen müssen, aber ihn nicht mit Schmähungen überschütten und nicht moralische Haltungen annehmen dürfen. Sein Sieg über britische und französische Demokratie wäre der Sieg des Militarismus über die Zivilisation und würde dem Menschengeschlechte buchstäblich die Gnadentür verschließen. — —"

Bei all seinem Skeptizismus ist Shaw eine auf englische Weise tiefreligiöse Natur und ein Mann, der das, was er sagt, auch wirklich meint. Seine hier ausgesprochene Ansicht von der Notwendigkeit „für das Menschengeschlecht", daß Deutschland in diesem Kriege von seinen Gegnern besiegt werde, ist also ernst zu nehmen — obwohl freilich auch ein Bewunderer Shaws zugeben muß, daß das, was sich in dieser seiner Wertung des

deutschen Imperialismus ausspricht, tatsächlich ein ungewöhnlich feines Gemisch der wohlbekannten englischen Insularität (hier in Form einer stupiden Unkenntnis des wirklichen modernen Deutschlands) und der naiven moralischen Selbstgerechtigkeit des seligen Pecksniff, sowie eines ungezügelt brutalen imperialistischen Chauvinismus ist.

Daß Shaw sich selber von dieser zuletzt erwähnten, gerade jetzt sehr zeitgemäßen und populären Krankheit durchaus nicht frei weiß, das beweist — mit Ausnahme der unbedingt chauvinistischen Schlußeffekte in allen seinen im übrigen so kritisch gegen England gehaltenen Äußerungen über den Krieg — besonders das Selbstbekenntnis, das er am 12. Dezember 1914 in einem „The last spring of the old lion" betitelten Artikel in „The New Statesman" abgelegt hat.

In dem französischen „Gelbbuche" — mit welchem die französische Regierung beabsichtigt hat, zu beweisen, daß Deutschland allein den Ausbruch des Krieges verschuldet hat, was ihr auch nach Ansicht „neutraler" Deutschenhasser außerordentlich gut gelungen ist — entdeckt Shaw „den alten britischen Löwen — den Löwen von Waterloo, den Löwen von Blenheim, den Löwen von Trafalgar — mitten in seinem letzten, seinem furchtbarsten und seinem triumphierendsten Sprunge".

Shaw will durchaus nicht, daß England die Ehre, den Weltkrieg des Jahres 1914/15 angerichtet zu haben, einbüße. Und sein Pecksniffianismus besteht ganz einfach darin, daß ihm England mit all seiner, von ihm selbst zugegebenen moralischen Erbärmlichkeit Deutschland in dem außerordentlichen Grade moralisch überlegen erscheint, daß es „dem Menschengeschlechte buchstäblich die Gnadentür verschließen" würde, wenn es dem englischen Imperialismus jetzt — mit Hilfe Rußlands, Japans, der Senegalneger, der Ghurkas u. dgl. — nicht gelänge, den deutschen Imperialismus zu Boden zu schlagen.

„Jahrhundertelang", fährt Shaw fort, „hat der Löwe an dieser einzigen Idee festgehalten, daß zu Lande keiner größer sein soll als England und zur See keiner so groß wie England." Die Zeit zwischen Waterloo und Sedan kannte keinen Feind, „den nicht ein Schlag der Tatze des Löwen hätte vernichten können". Von Sedan aber ertönten die Klänge des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles" über den Kanal herüber — und der Löwe knurrt: „Solange, wie ich lebe, nicht!"

Es gehört also, unter anderem, zur Geschichte, daß George Bernard Shaws vorzügliche Kenntnisse in der deutschen Sprache und der deutschen Literatur ihn zur Auffassung geführt haben, daß „Deutschland, Deutschland über alles" eine imperialistische Erobererhymne sei, die wortgetreu aussage, daß Deutschland sich zum Herrn „über alles in der Welt" machen werde! Er ahnt nicht das Vorhandensein des wirklichen Gesinnungsunterschiedes zwischen dem von Cramb so richtig charakterisierten „Rule Britannia" und dem Vaterlandsliede „Deutschland, Deutschland über alles".

Beiläufig und mit der Wirkung, die es haben mag, bitte ich meinen Freund G. B. Shaw darüber aufklären zu dürfen, daß „Das Lied der Deutschen" im Jahre 1841 von einem Manne namens August Heinrich Hoffmann von Fallersleben (geb. 1789, gest. 1874) gedichtet ist, und daß es absolut nichts mehr, aber auch nichts Geringeres ist, als der wohl herrlichste Hymnos an die Einigkeit und Treue der deutschen Stämme, Einigkeit untereinander und Treue gegen ihr eigenes Wesen, welcher in dem liederreichsten, sangesfrohesten und sangesandächtigsten Lande in der ganzen weiten Welt — Deutschland — gedichtet worden ist. Damit Freund Shaw nicht vergeblich nach dem Beweise für die Wahrheit dieser meiner Worte auf seinen Bücherborten zu suchen brauche, drucke ich hiermit den ganzen Hymnos ab und bitte dringend, daß er ihn mit „Rule Britannia" vergleiche!

### Das Lied der Deutschen.

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt —
Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt.

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten, schönen Klang,
Uns zu edler Tat begeistern
Unser ganzes Leben lang —
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland;
Darnach laßt uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand —
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe, deutsches Vaterland!

Dennoch reicht Shaws Einblick in das Wesen des deutschen Imperialismus so übermäßig tief, daß er ihn ruhig zum Tode verurteilen kann, und zwar in erster Reihe zugunsten des „old lion" und nachher, wenn es sich zeigt, daß der „Löwe" sich seiner Weltübermacht nicht länger „in security" (!) wird erfreuen können, möglicherweise zum Frommen des Grundsatzes, „daß jedes abendländische Volk jeden Traum einer supremacy aufzugeben habe". Was ja eigentlich mehr an die alte Kinderstubenmoral — „wenn ich den Kuchen nicht allein kriege, dann soll ihn gar keiner haben" — als an irgendeine besonders erhabene Weltgeschichtsphilosophie erinnert.

Eine nach Shaws witzigen Oberflächlichkeiten wohltuende sachliche Auseinandersetzung über den sozial-moralischen Unterschied zwischen dem deutschen Imperialismus und dem englischen bietet ein anonymer Artikel „Germany and the Prussian spirit" in der Septembernummer 1914 der Zeitschrift „The Round Table" dar. Einige Zeilen daraus verdienen hier zum Schlusse angeführt zu werden.

„Es besteht demnach eine Grundverschiedenheit zwischen den wichtigsten Charakterzügen des britischen Imperiums und denen des deutschen, welche den jetzt hervortretenden Unterschied in ihren Methoden und ihren Zielen zum großen Teile erklärt. Das deutsche Kaiserreich wurde wie ein Leuchtturm erbaut, ist die Arbeit eines Dezenniums, ist das Werk eines einzigen großen Mannes. Das britische Imperium ist wie eine Koralleninsel, ohne Plan, entstanden. Den Charakter des deutschen Imperiums bestimmten der Mann, welcher es schuf, und der Staat, dem er angehörte. Die Charakterzüge des britischen Imperiums haben sich durch die gemeinsamen Bestrebungen und Instinkte vieler Generationen von Engländern entwickelt. Es gleicht dem englischen Gesetzbuche, das gradweise aus praktischen Erfahrungen hervorgewachsen ist, so daß jedes Prinzip darin nur eine Generalisation vernünftiger Urteile in besonderen Fällen ist und die normalen Rechtsgefühle normaler Engländer durch Jahrhunderte hindurch vertritt. Hiermit verglichen

ist das deutsche System ein Gesetzeskodex, dessen Prinzip einige wenige despotische Gesetzgeber ausgearbeitet und festgestellt haben.

„Das englische Gemüt billigt instinktiv, daß König und Land Treue verlangen, aber unkontrollierte Autorität wirkt auf unser Volk abstoßend. Das demokratische Gefühl persönlicher Unabhängigkeit ist allen britischen Völkern ebenso notwendig wie die Luft, die sie atmen. Dieses Gefühl ist tatsächlich für ihre gemeinsame politische Existenz dasselbe wie die Luft für ihre Lungen. Ein britischer Untertan muß fühlen, daß er in betreff der Regierung, welcher er gehorcht, ebensoviel zu sagen hat, wie jeder seiner Mitbürger. Zugleich mit jedem anderen Staatsbürger muß er sagen können: „L'état, c'est moi." Ohne diese Bestätigung kann keine britische Regierung existieren. In dem deutschen Systeme, wie es durch preußische Gesetzgeber gestaltet worden ist, ist ganz das Gegenteil der Fall. Der Staat ist etwas von dem Gemüte und Gewissen des gewöhnlichen Staatsbürgers Getrenntes; er muß ganz einfach zu seinem Besten und zum Wohle des Vaterlandes gehorchen. Kritik ist ihm freilich gestattet, und es sind geeignete Organe zum Gehörtwerden dieser Kritik vorhanden, aber dies erschüttert das Autoritätsprinzip, worauf der Staat basiert ist, nicht. Wie einer der gewissenhaftesten und ein sehr sympathisch gestimmter englischer Beobachter Deutschlands neulich hervorgehoben hat: die ‚deutsche Nation steht tatsächlich außerhalb der Regierung des Landes'. Die Gewohnheit, ihren höchsten Behörden zu gehorchen, liegt ihr im Blute.

„Die preußische Ehrfurcht vor Autorität, die preußische Befähigung zu Disziplin, die preußische Konzentration auf materielle Zwecke — dies sind die leitenden Prinzipe des deutschen Imperiums. Infolge des Erfolges, den sie gehabt haben, sind diese Grundsätze auch von den anderen deutschen Nationen, trotzdem sie ihnen teilweise fremd waren, angenommen worden. Die ganze deutsche Nation reagierte nach den Siegen in den Jahren 1866 und 1870 gegen ihre Vergangenheit; und die kraftvolle Staatsorganisation benutzte diese Reaktion, um der neuen Generation, die seitdem aufgewachsen ist, ihren Charakter einzuimpfen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das deutsche Volk in dem gegenwärtigen Kriege vollkommen einig ist. Der große Augenblick, auf welchen das Volk von der Wiege an warten gelernt hat, ist endlich gekommen, und die Deutschen halten ihre Sache für gerecht. Der Demokratismus ist eine höhere Stufe, und er wird siegen, aber er kämpft mit großen Schwierigkeiten gegen eine so bewußt nationale Maschine, wie sie jetzt dem Oberhaupt der preußischen Hegemonie gehorcht."

Zum Überfluß erfahren wir zum Schlusse noch einmal, daß „die Wurzel aller modernen deutschen Politik der Glaube an materielle Macht, in Kriegsbereitschaft ausgedrückt" sei. „Dieser Glaube schreibt sich in der Hauptsache von Bismarcks Vertrauen auf „Blut und Eisen" her und von seiner oft wiederholten Behauptung, daß die internationale Stellung eines Volkes auf materiellen, nicht auf moralischen Garantien ruhe", — „eine Theorie", von welcher Bismarck jedoch „in der Praxis" oft abgewichen sei.

Also: angelsächsischer Demokratismus gegen deutsches Autoritäts- und Staatsbewußtsein.

Indessen verhält es sich nun einmal so, daß jeder, der in die wirklichen sozialen Inhalte und Lebensprozesse des angelsächsischen Demokratismus in England, Amerika und den englischen Kolonien eingedrungen ist, es stark in Frage stellen muß, ob dies wirklich der Weg oder, noch mehr, ob dies der alleinseligmachende Weg für die ganze Menschheit zu einer sozialen Freiheit ist, welche sich mit einer wirklich lebenstüchtigen sozialen Organisation vereinigen läßt.

„Die Gnadentür für das Menschengeschlecht" wird nicht nur von englischen Händen aufgeschlossen, ebensowenig wie nur von deutschen. Und wir dürfen hier, wo es sich um Rassen und Nationen handelt, nicht den Gedanken des großen Preußenkönigs: „Lasset jeden nach dem inneren Gesetze seines eigenen Wesens selig werden", vergessen, einen Gedanken, den er nach der Sitte der Zeit durch eine salonmäßige französische Redewendung ausgedrückt hat.

# 11. Krieg und Kultur und nationale Vorurteile und Freiheiten

Falls, wie mir unbestreitbar zu sein scheint, meine Auffassung, — daß der Imperialismus eine allgemeinmenschliche, notwendige Form sozialen Wachstums, staatlicher Großorganisation und staatlichen Expansionsstrebens ist — richtig ist, kann es nicht seltsam erscheinen, daß der Weltkrieg beinahe wie eine unvermeidliche, aber keineswegs unvorhergesehene Naturkatastrophe über uns hereinbrach.

Ich sage „beinahe", denn alle Analogien zwischen den Erscheinungen des Gesellschaftslebens und denen der Natur hinken.

Die Tatsache, daß wir den Ausbruch des Weltkrieges nicht haben verhindern können, beruht durchaus nicht auf jener Art menschlicher Machtlosigkeit, welche uns unfähig macht, einem Erdbeben oder dem Ausbruche eines Vulkanes vorzubeugen. Wenn sich unsere soziale und ethische Kultur erst eben so hoch über den Punkt, auf welchem sich die abendländische Menschheit jetzt befindet, erhoben haben wird, wie sie sich schon über das Kulturniveau unserer primitiven Vorfahren, wie dieses vor einigen Jahrtausenden noch beschaffen war, hat erheben können — dann werden wir nicht allein, wie bereits jetzt, das Kommen eines Weltkrieges voraussehen können, sondern werden auch imstande sein, sein Ausbrechen zu verhindern.

Unser Glaube daran, daß jener Augenblick nicht mehr gar zu fern liegen kann, bildet einen der lebenspendenden Lichtblicke in der Dunkelheit, die uns gegenwärtig umgibt.

Der Ausbruch des Weltkrieges als Folge einer Interessen- und Machtkollision zwischen den stärksten, am schnellsten wachsenden Imperien der Welt — also vor allem zwischen England und Deutschland — zeigt uns, daß unsere geistigen Kräfte, unsere ethischen Kulturkräfte, noch unzureichend sind, wenn es gilt, die Bewegung jener gewaltigen sozialen Mechanismen, die wir moderne Imperien nennen, zu beherrschen und zu lenken.

Wir können sie aufbauen und sie zusammenhalten. Aber wir können noch nicht verhindern, daß ihre Bewegungsbahnen einander kreuzen und daß

es an den Kreuzungspunkten zu vernichtenden Zusammenstößen kommt. Wir sind imstande gewesen, „die Geister heraufzubeschwören". Aber bis jetzt haben wir ihnen nur in ziemlich unvollkommener Weise zu „gebieten" vermocht.

Unser Wille, so über sie zu gebieten, daß den Kollisionen, den Kriegen, vorgebeugt werde, ist noch zu schwach. Und unser Erkennen der richtigen Methoden zum „Gebieten" über solche „Geister" ist ebenfalls noch zu schwach. Mit einem Worte: unsere Kultur hat noch nicht mit unserer technischen und wirtschaftlichen, sozialen und politischen Konstruktionskraft gleichen Schritt halten können.

Diese Kulturunreife wird nicht nur durch die Tatsache, daß der Weltkrieg ausgebrochen ist, enthüllt, sondern ebensosehr durch das intellektuelle und moralische Verhalten der Gegner gegeneinander während der Dauer des Krieges.

Mit jedem Tage meines fortgesetzten Studiums der Dokumente des Weltkrieges wird es mir immer klarer, daß der Kulturmangel, worauf es hier schließlich ankommt, in dem Fehlen eines gegenseitigen sympathischen Verständnisses zwischen den Nationen besteht.

Europas Nationen kennen einander nicht so gründlich, daß dadurch eine gerechte gegenseitige Beurteilung möglich werden kann. Die Unwissenheit der Engländer in allem, was die Institutionen Deutschlands und das Wesen der Deutschen anbetrifft, ist geradezu fürchterlich. Und ebenso ist es klar, daß die deutsche Kenntnis Englands und der Engländer viele und verhängnisvolle Lücken aufweist.

Uralte Nationalantipathien — Verachtung, Groll und Haß — leben noch im großen und ganzen kaum gehindert fort, obwohl unsere eigene Zeit sich in so vielen Beziehungen über die primitive Roheit der Zeiten, welche — hauptsächlich infolge kriegerischer Gewalttätigkeiten und Missetaten — jene Antipathien entstehen und wachsen sahen, erhoben hat. Die nationale Selbstgefälligkeit gilt noch als erhabene Tugend, und man sieht es immer noch als notwendig an, sie durch herabsetzende Auffassung anderer Nationen zu vervollständigen oder zu stützen.

Ohne Zweifel haben die Geschichtsschreibung und der Geschichtsunterricht, die beide im Zeichen des Patriotismus betrieben werden, ihren bemessenen Anteil an dieser Tatsache.

Keiner, der bei den Geschichtsschreibern verschiedener Nationen die Dar=

stellung einunddereselben internationalen Krisis studiert hat, hat umhin können, über die enormen Abweichungen in Gesichtspunkten, Wertungen, Färbung und Urteilen zu staunen, und hat sich sehr oft auch über die Abweichungen in den rein sachlichen Angaben wundern müssen! Es ist nicht zuviel gesagt, daß der untere, höhere und höchste Geschichtsunterricht bisher in allen Ländern eine systematische Schulung in gerade den nationalen Vorurteilen gewesen ist, durch welche die Unkenntnis vieler fremder Völker, mit welchen der moderne Wirtschaftsverkehr und die soziale und kulturelle Expansion die vitalsten Verbindungen haben entstehen lassen, und die Antipathie gegen diese Völker bei Bestand erhalten werden müssen.

Die Entwicklung zu höherer ethischer Kultur, die in der Periode des modernen Imperialismus vor allem beschleunigt werden muß, ist die Entwicklung zur Befähigung, andere Nationen gerecht, in sachlicher Hinsicht wohlbegründet und in humaner Weise sympathisch zu beurteilen.

Hierzu ist jedoch nicht nur erforderlich, daß man Güte und Brüderlichkeit predige, sondern auch, daß man richtigen und zureichenden Kenntnissen über fremde Völker und Staaten — ihre Entstehung, ihre Entwicklung, ihre historischen Schicksale, ihre Lebensbedingungen, ihre Gemütsart, ihre Kultur und ihre sozialen Verhältnisse — den Weg bahne. Eine derartige Kulturentwicklung ist eine der notwendigen Voraussetzungen zur künftigen Verringerung der Kriegsgefahr und zur schließlichen Beseitigung der Kriege. In diesem Punkte, vor allem anderen, brauchen wir mehr Kultur, um in Zukunft mit Recht auf weniger Krieg hoffen zu können.

Ich sage aber durchaus nicht, daß wir mit diesen oder ähnlichen Bestrebungen schon genug geleistet oder auch nur den schließlich entscheidendsten Schritt zur Bekämpfung des Krieges getan hätten. Ich glaube, daß die Kriegsgefahr sich bloß durch absolut bindende staatliche Zusammenschlüsse heben läßt.

So lange, wie es auf Erden sechzig politisch absolut voneinander unabhängige Staaten gibt, haben wir auch sechzig selbständige Gruppen von Kriegsursachen. Traktate zwischen Staaten sind niemals echte Friedensgarantien, dies sind nur die Staaten selbst. Ohne Aufopferung staatlicher Selbständigkeit keine echte Friedensgarantie.

Das eigentlich Illusorische in der Friedensbewegung, wie sie bisher betrieben worden ist, besteht in dem Glauben, daß man einen so großen Zweck wie den Weltfrieden ohne große Opfer an Freiheit werde erreichen können oder, konkreter ausgedrückt, daß die Staaten eine Bürgschaft gegen Kriege sollen erhalten können, ohne daß sie wirklich etwas Wesentliches an staatlicher Selbständigkeit preiszugeben brauchen.

Völlige staatliche Selbständigkeit ist, unter anderem, die Selbständigkeit im Kriegführen. Will man den Krieg beseitigen, so muß man auch diesen Teil der staatlichen Selbständigkeit beseitigen wollen.

Und wenn man, umgekehrt, der Ansicht ist, daß dieser Teil der staatlichen Selbständigkeit ein „unveräußerliches Menschenrecht" sei, so kann man den Krieg unmöglich in vollem Ernste bekämpfen. Solange wie ein völlig souveräner Staat existiert, muß der Krieg seine ultima ratio sein. Dies liegt schon in dem Begriffe des „völlig souveränen Staates".

Weshalb gibt es zwischen den ursprünglich unabhängigen und noch teilweise politisch autonomen Staaten innerhalb des Deutschen Reiches oder innerhalb Österreich-Ungarns oder innerhalb der Vereinigten Staaten keine Kriegsgefahr mehr? Weil sie, mehr oder weniger freiwillig, den Teil ihrer staatlichen Selbständigkeit, in welchem die Kriegsmöglichkeit und die Kriegsgefahr *zwischen ihnen* eingeschlossen liegen konnte, zum Opfer gebracht haben.

Die Ursache dazu, daß jene kleinen Staaten einander nicht mehr bekriegen, liegt nicht darin, daß sie zu edel oder zu moralisch geworden sind, um Krieg zu führen, sondern darin, daß sie die Ursachen und Möglichkeiten zu Kriegen untereinander *wegorganisiert* haben. Doch alle *Organisation* ist für die Organisierten *Verlust an gewisser Freiheit*, während sie zugleich Gewinn an gewisser anderer Freiheit ist.

Wiegt der Gewinn den Verlust auf? — das ist die eine Frage. *Wann* wiegt der Gewinn den Verlust auf? — das ist die andere Frage.

Die in diesem Kapitel — einem Intermezzo — niedergeschriebenen Gedanken drängten sich mir unwiderstehlich auf, als ich einen Totaleindruck von der *englischen* und der *deutschen* Auffassung der Grundstimmung, der Grundgedanken und der wahren politischen und kulturellen Bedeutung des modernen deutschen Imperialismus zusammenzufassen suchte. Diese beiden nationalen Auffassungen einunddesselben nationalen Faktums gehen in so hoffnungsloser Weise auseinander, daß die Sache sich

durch nichts anderes erklären läßt als durch ein tiefmenschliches Unvermögen zu richtigem Beobachten und richtigem Beurteilen — ein Unvermögen, das zwar durch fortgesetzte intellektuelle und moralische Entwicklung wird überwunden werden können, aber das unbestreitbar noch sehr weit davon entfernt ist, schon überwunden zu sein.

Aber — so muß man sich fragen — wie wird sich Krieg zwischen Großmächten, Weltmächten, vermeiden lassen können, wenn sie psychisch unfähig sind, gegenseitig ihre vitalsten Charakterzüge, Institutionen und nationalen Lebensinteressen auch nur annäherungsweise sachlich richtig aufzufassen und moralisch richtig zu beurteilen? Wird sich die eine Großmacht in eine internationale Anordnung oder Situation finden, die ein Ausdruck der „idiotischen" Unwissenheit der anderen hinsichtlich des wirklichen Charakters, der Verhältnisse und der Lebensanforderungen der ersteren ist und überdies noch zum guten Teile von der „moralischen" Selbstvergötterung und anerkannt brutalen Machtgier und Habsucht der letzteren diktiert wird? Falls dies unmöglich ist — nicht zum wenigsten deshalb, weil es absolut unmoralisch ist — wie soll dann eine Verbesserung bewerkstelligt werden? An wen oder an was soll der Staat, für welchen das Erreichen einer Verbesserung eine Lebensfrage ist, appellieren?

Und was soll hierbei unter „Recht", „Gerechtigkeit" und „Rechtsprechung" verstanden werden — wenn vielleicht kein Mensch auf Erden so reif ist, daß er in einer Sache dieser Art Richter sein könnte? Ist die moralische und materielle Kraftmessung des Krieges der einzige Ausweg?

## 12. Die Grundgedanken des deutschen Imperialismus nach deutschem Zeugnisse

„Jenes einmütige Gefühl froher Dankbarkeit, das ältere Nationen ihren politischen Helden entgegenbringen, hegen wir Deutschen nur für die großen Namen unserer Kunst und Wissenschaft; selbst über die Frage, welche Tatsachen in dem weiten Wirrsal unserer neuen Geschichte die wahrhaft entscheidenden waren, gehen die Meinungen noch weit auseinander" — — —

„Kein Volk hat besseren Grund als wir, das Andenken seiner hart kämpfenden Väter in Ehren zu halten, und kein Volk, leider, erinnert sich so selten, durch wieviel Blut und Tränen, Schweiß des Hirns und der Hände ihm der Segen seiner Einheit geschaffen wurde."

Diese Worte sind der Vorrede entnommen, die Heinrich von Treitschke zu seinem Werke „Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert"[1] geschrieben hat, und zeigen mit überraschender Klarheit, daß ein deutscher Geschichtsforscher noch im Jahre 1878, als dieses Vorwort verfaßt wurde, glauben mußte, daß es nötig sei, die alte Anklage gegen das deutsche Volk wegen fehlenden Interesses an den eigenen politischen Lebensfragen zu wiederholen. Und das Seltsame ist, daß jene Vorwürfe noch heute wiederholt werden, obgleich die deutsche Reichseinheit jetzt bald ein halbes Jahrhundert existiert hat und obwohl schon drei Jahrzehnte vergangen sind, seitdem Treitschkes mächtiger Weckruf angefangen hat, besonders auf die höheren Klassen der Gesellschaft in ihrer Auffassung des Wesens und der Aufgaben des deutschen Imperialismus einzuwirken. Noch im Jahre 1911 glaubt einer der Schüler Treitschkes, General von Bernhardi, mit den stärksten Worten bei seinen Landsleuten eine imperialistischere Gesinnung und, wenn möglich, eine aggressivere imperialistische Stimmung als die einzig zuverlässige Schutzwehr gegen die mächtigen, kampflustigen äußeren Feinde des neuen deutschen Imperiums und seine fortfahrende starke Zunahme und Entwicklung erwecken zu müssen.

Dies gibt wahrhaftig keineswegs das Bild eines herrschsüchtigen, sich mit Welterobererplänen tragenden Volkes von Gewalttätigen, das — wie es in der englisch-französischen Haß- und Hetzagitation heißt — „die Nachbarn

[1] Leipzig 1879, S. V u. VII.

wie einen tollen Hund an die Kette legen und bewachen müssen", damit sie nicht von ihm überfallen und vernichtet werden. Tatsächlich ist es Bernhardi und wieder Bernhardi in ermüdender Einförmigkeit, der dieser englisch-französischen Kriegsagitation als Beweis für die Tolle-Hund-Theorie dienen muß. In Wirklichkeit aber beweist dieser „Beweis" gerade das Gegenteil. Wenn das deutsche Volk und seine in politischer Hinsicht wirklich führenden und bestimmenden Kreise vor dem Weltkriege so gesonnen gewesen wären, wie Bernhardi es wünschte, dann hätte er sein vielbesprochenes Buch „Deutschland und der nächste Krieg" gar nicht zu schreiben brauchen. Dieses Buch ist zur Hälfte eine Wehklage über den viel zu friedlichen Charakter und das viel zu wenig aggressive politische Temperament des deutschen Volkes — Charakterzüge, von denen der Verfasser schwerlich zu hoffen gewagt hat, daß er sie nur durch seine Beredsamkeit ändern werde.

Eine andere Frage — die ich auch zu beleuchten versuchen werde — ist die, ob nicht der Krieg selbst hierin gewisse bedeutungsvolle Veränderungen hervorgebracht hat, so daß der Deutsche vielleicht nach dem Kriege in viel höherem Grade so wird, wie ihn Engländer und Franzosen sich, nach ihrer Aussage, nicht wünschen, anders, als er tatsächlich vor dem Kriege war.

Mit einer sie charakterisierenden psychologischen Scharfsinnigkeit ist es besonders den Engländern gelungen, das Temperament und die Ideen des großpolitischen Erweckungsprediger mit dem Charakter und den Anschauungen des Publikums, welches er „wachrufen" wollte, zu verwechseln, obgleich der Prediger selber auf das kräftigste Zeugnis davon ablegt, wie unendlich tief sein Publikum in militaristischen und imperialistischen „Tugenden" unter ihm steht.

„In weiten Kreisen der heutigen Kulturwelt", sagt Bernhardi[1], „hat der Krieg und sein Wert für die politische und sittliche Entwicklung der Menschheit eine Beurteilung gefunden, die geradezu eine Gefahr für die Wehrhaftigkeit der Staaten zu werden droht, indem sie den kriegerischen Sinn zu untergraben bemüht ist. Auch in Deutschland sind derartige Anschauungen weit verbreitet, und ganze Schichten unseres Volkes scheinen den idealen Schwung verloren zu haben, der die Größe seiner Geschichte ausmacht. — —

„Die Deutschen waren früher das kriegsgewaltigste und kriegslustigste Volk Europas. — — In merkwürdigem Gegensatze zu dieser kriegerischen Veranlagung sind sie heute ein durchaus friedliebendes, ja wohl ein allzu fried-

[1] Op. cit., S. 1—7.

liebendes Volk geworden. Es bedarf eines sehr starken Druckes, um ihre kriegerischen Instinkte wachzurufen und sie zur Entfaltung ihrer militärischen Kräfte zu drängen.

„Diese stark ausgeprägte Friedensliebe hat verschiedene tiefgründige Wurzeln.

„Zunächst entspringt sie dem gutmütigen Charakter des deutschen Volkes, das zwar in doktrinärer Rechthaberei und Parteisucht eine große Befriedigung findet, aber es nicht gern zum Äußersten kommen läßt. Sie hängt aber auch noch mit einer anderen Eigentümlichkeit des deutschen Wesens zusammen. Wir haben das Bestreben, gerecht zu sein, und bilden uns sonderbarerweise ein, daß auch alle anderen Völker, mit denen wir Wechselbeziehungen unterhalten, dieses Bestreben teilen. — —

„Zu diesen Gründen der Friedensliebe, die im eigensten Wesen des deutschen Volkes ihren Ursprung haben, tritt dann noch der Wunsch hinzu, sich im Erwerbsleben nicht stören zu lassen. Die Deutschen sind ein geborenes Handelsvolk, mehr als irgendein anderes in Europa. Unser nationaler Reichtum ist infolge dieser Verhältnisse in raschem Steigen begriffen. Diese Entwicklung wollen unser Handelsstand und unsere Industriellen — Unternehmer wie Arbeiter — nicht gestört sehen. — —

„Auch die allgemeine Wehrpflicht trägt zu der Friedensliebe bei, denn ein Krieg berührt heutzutage nicht nur, wie früher, gewisse begrenzte Kreise, sondern das ganze Volk wird in Mitleidenschaft gezogen; alle Familien, alle Stände werden zu dem gleichen Einsatz an Menschenleben gezwungen. Zu dem allen aber tritt noch das Wirken der im Zuge der Zeit liegenden allgemeinen Friedensideen, die Auffassung, daß der Krieg an und für sich ein Zeichen der Barbarei, eines aufwärtsstrebenden Volkes unwürdig sei, daß nur im Frieden sich die höchste Blüte der Kultur entwickeln könne. — —

„Neben diesem lauten Friedensbedürfnis und trotz der immerwährenden Wiederholung seiner inneren Berechtigung leben aber doch auch noch andere Regungen, Wünsche und Strebungen, wenn auch unausgesprochen und vielfach unbewußt, in den Tiefen der deutschen Volksseele.

„Mit der politischen Einigung wenigstens des größeren Teiles der deutschen Stämme und der Errichtung des deutschen Kaiserreiches ging ein jahrhundertelanger Traum des deutschen Volkes in Erfüllung. Seitdem lebt in allen Herzen — ich möchte selbst die Anhänger der staatsfeindlichen Parteien davon nicht ausnehmen — ein stolzes Bewußtsein der eigenen

Kraft, der wiedergewonnenen staatlichen Einheit und der gesteigerten politischen Macht. Dies Bewußtsein wird getragen von dem festen Willen, diese Güter nie wieder preiszugeben, und die Überzeugung ist überall lebendig, daß jeder Angriff auf diese Errungenschaften das ganze Volk in einheitlicher Begeisterung zu den Waffen rufen würde. Wir wünschen zwar alle, unsere heutige Stellung in der Welt ohne Kampf behaupten zu können, und wir leben des Glaubens, daß sich die Machtentfaltung unseres Staates in aufsteigender Linie weiterentwickeln werde, ohne daß wir darum zu kämpfen brauchen, aber wir scheuen im Grunde unseres Herzens solchen Kampf nicht, sondern sehen ihm mit einer gewissen ruhigen Zuversicht entgegen und sind in unserem tiefsten Innern fest entschlossen, uns niemals ohne Kampf zu einer verminderten Machtstellung herabdrücken zu lassen. — —

„So ist die politische Kraft unseres Volkes zwar im Innern lebendig, nach außen aber durch seine Friedensliebe gebunden. Sie verbraucht sich in unfruchtbarem Hader und doktrinären Bestrebungen. Es fehlt uns ein klar bestimmtes politisches und nationales Ziel, das die Phantasie gefangen nimmt, das Herz der Nation bewegt und zu einheitlichem Handeln zwingt, ein Ziel, wie es uns bis zu unseren Einigungskriegen in dem Sehnen nach der deutschen Einheit, nach der Erfüllung der Barbarossasage, gegeben war.

„In diesem Mangel aber scheint mir eine große Gefahr für die gesunde Weiterentwicklung unseres Volkes zu liegen, eine Gefahr, die um so größer ist, als unsere politische Stellung in der Welt von schweren äußeren Verwicklungen bedroht wird.

„Trotz der zeitweilig friedlichen Aussichten bestehen zwischen den großen Weltstaaten doch gewaltige Spannungen, und es ist kaum anzunehmen, daß ihre vielfach einander entgegengesetzten und oft mit brutaler Energie geförderten Bestrebungen immer wieder einen friedlichen Ausgleich finden werden.

„In diesem Ringen der gewaltigsten Kräfte, das sich zunächst friedlicher Mittel bedient, bis einmal die Gegensätze unversöhnbar aufeinanderstoßen, ist unser deutsches Vaterland von allen Seiten bedroht. Das folgt zunächst schon aus seiner geographischen Lage in der Mitte feindlicher Nebenbuhler, dann aber auch daraus, daß wir uns als die letzten, gewissermaßen als Emporkömmlinge, zwischen die früher zur Macht gelangten Staaten eingedrängt haben und nun auch unseren Anteil an dem Reiche dieser Welt beanspruchen, nachdem wir jahrhundertelang nur im Reiche des Geistes

geherrscht hatten. Damit haben wir tausend Interessen verletzt und grimmige Feindschaften gegen uns wachgerufen. — —

„Von diesem Standpunkt aus mußte ich zunächst die Friedensbestrebungen, die unsere Zeit zu beherrschen scheinen und auch die Seele des deutschen Volkes zu vergiften drohen, auf ihren wahren sittlichen Gehalt prüfen und den Beweis zu führen suchen, daß der Krieg nicht nur ein notwendiges Element im Völkerleben ist, sondern auch ein unentbehrlicher Faktor der Kultur, ja die höchste Kraft- und Lebensäußerung wahrer Kulturvölker."

Es unterliegt demnach keinem Zweifel, daß Bernhardi bei seinem eigenen Volke das gerade Gegenteil eines kriegerisch und großpolitisch aggressiven Geistes feststellt. Ebensowenig läßt sich daran zweifeln, daß er es versteht, für seine Auffassung, daß ein Umschlag hierin durch die alles andere als gemütliche — sondern im Gegenteil außerordentlich imperialistische — Umgebung und durch die gebührende Sorge für seine eigene Zukunft geboten sei, eine ganze Menge keineswegs phantastischer oder sonst undiskutierbarer G r ü n d e anzuführen.

„In den Stürmen und Kämpfen der Vergangenheit"[1], schreibt er, „hat das Deutsche Reich die schwersten Gebietsverluste erlitten. Das heutige Deutschland ist geographisch genommen nur ein verstümmelter Torso der alten Kaisermacht; es umfaßt nur einen Bruchteil des deutschen Volkes. Eine große Zahl deutscher Volksgenossen ist anderen Staaten angegliedert oder lebt in staatlicher Selbständigkeit, wie die Niederländer, die sich zu einem besonderen Volksstamm entwickelt haben, aber in Sprache und Volksart ihr Deutschtum nicht verleugnen können. Deutschland ist seiner natürlichen Grenzen beraubt; selbst Quelle und Mündung des deutschesten Stromes, des vielbesungenen deutschen Rheins, liegen außerhalb der deutschen Machtsphäre. Auch an der deutschen Ostgrenze, wo in jahrhundertelangen Kämpfen gegen die Slawen die Kernmacht des neuen Deutschen Reiches erwuchs, ist heute der deutsche Besitz gefährdet. Die slawischen Wogen branden immer mächtiger gegen die Küste des Deutschtums, das seine alte Siegerkraft verloren zu haben scheint.

„Während es hier in politischer Schwäche zu weichen scheint, hat sich anderseits während langer Jahrhunderte der Überschuß der deutschen Volkskraft in fremde Länder ergossen und ist unserem Vaterlande und unserem

[1] Op. cit., S. 82—83.

Volkstum verloren gegangen, indem er von fremden Ländern aufgesogen wurde und sich fremdem Geiste anschloß; noch heutigestags besitzt das Deutsche Reich kein Kolonialland, in dem es seiner zunehmenden Bevölkerung lohnende Arbeit und eine deutsche Existenz gewähren kann.

„Das ist selbstverständlich kein Zustand, der einer mächtigen Nation genügen kann, der der Größe des deutschen Volkes und seiner geistigen Bedeutung entspräche. Früher freilich, als sich der Deutsche in langen Jahrhunderten der Schmach daran gewöhnt hatte, jeder politischen Bedeutung beraubt zu sein, war eine solche Ungenügsamkeit einem großen Teile unseres Volkes völlig fremd geworden. — —In anderer Weise denkt und empfindet heute wenigstens der edlere und bessere Teil unseres Volkes. Einerseits schätzen wir die Bedeutung des deutschen Geistes für die Gesamtkultur der Menschheit noch höher ein, als es damals möglich war, weil wir heute die großartige Entwicklung Deutschlands im 19. Jahrhundert mit berücksichtigen müssen und dabei die ganze Bedeutung unserer klassischen Literatur besser zu beurteilen vermögen; andererseits haben wir aus dem wechselnden Aufschwung und Niedergang unseres geschichtlichen Werdens einsehen gelernt, daß nur in staatlicher Zusammenfassung unser Volk das volle ihm bestimmte Maß innerer Entwicklung erreichen kann, daß nur auf den Fittichen der politischen Macht die Herrschaft der deutschen Gedanken verbreitet werden kann, daß wir unseren großen weltgeschichtlichen Aufgaben nur gerecht werden können, wenn wir dieser Einsicht entsprechend handeln.

„Lord Rosebery äußerte sich einmal im Jahre 1893 wie folgt[1]: ‚Wir müssen uns bewußt bleiben, daß es ein Teil unserer Pflicht und unseres Erbteils ist, dafür zu sorgen, daß die Welt den Stempel unseres Volkes trage und nicht den irgendeines anderen ...' Es ist ein großer und stolzer Gedanke, den der Engländer hier ausspricht, und wenn man die Völker zählt, die heute die englische Sprache sprechen, wenn man die Länder überblickt, die heute unter englischer Herrschaft stehen, kann man nicht umhin, ihn vom englischen Standpunkt aus für gerechtfertigt zu halten. Es wird hier zwar noch nicht eine unmittelbare Weltherrschaft ins Auge gefaßt, wohl aber wird in dürren Worten die Vorherrschaft des englischen Geistes verkündet. — —

„Mit nicht minder berechtigtem Stolze blicken die Franzosen auf ihre in

[1] Das Zitat ist aus dem Buche des ehemaligen französischen Ministers Hanotaux: Faschoda et le partage de l'Afrique.

den letzten vierzig Jahren geleistete Arbeit. Im Jahre 1909 gibt der ehemalige französische Minister Hanotaux diesem Stolze folgenden Ausdruck: ‚Seit zehn Jahren ist das Werk vollendet — nämlich die Gründung des französischen Kolonialreiches — Frankreich hat seinen Rang unter den vier Weltmächten behauptet. Es ist in allen Weltteilen zu Hause. Französisch spricht man und wird man immer sprechen in Afrika, in Amerika, in Asien, in Ozeanien ... Herrschaftskeime sind ausgesäet in allen Teilen des Erdballs. Sie werden unter dem Schutze des Himmels gedeihen.'

„Nicht ohne versteckten Hohn aber urteilt derselbe Staatsmann über die deutsche Politik. ‚Es wird Sache der Geschichte sein', schreibt er, ‚festzustellen, welches der leitende Gedanke Deutschlands und seiner Regierung bei den verwickelten Streitigkeiten gewesen ist, unter denen sich die Teilung Afrikas und die letzte Phase der französischen Kolonialpolitik vollzogen hat. Man kann annehmen, daß zu Anfang die Bismarcksche Politik mit Genugtuung zugesehen hat, wie Frankreich sich auf entfernte und schwierige Unternehmungen einließ, die für lange Jahre hinaus die Aufmerksamkeit des Landes und seiner Regierung voll in Anspruch nehmen mußten. Immerhin ist es nicht sicher, daß diese Rechnung sich auf die Dauer als richtig erwiesen hat, da schließlich Deutschland seinerseits den gleichen Weg beschritt und — freilich etwas spät — die verlorene Zeit wiederzugewinnen suchte. Wenn dieser Staat aus freiem Ermessen die koloniale Initiative anderen überlassen hat, darf er sich nicht wundern, wenn diese die besten Stücke erlangt haben.' — —

„Den englischen und französischen Ansprüchen gegenüber, wie sie ganz offen zutage treten und um so beachtenswerter sind, als beide Staaten sich politisch geeinigt haben, ist das deutsche Volk vom Standpunkt seiner Kulturbedeutung aus voll berechtigt, nicht nur einen Platz an der Sonne zu beanspruchen, wie Fürst Bülow sich bescheiden zu äußern beliebte, sondern einen vollgültigen Anteil an der Beherrschung der Erde weit über die Grenzen seiner jetzigen Einflußsphäre hinaus zu erstreben. — —

„Frankreichs europäische Politik[1] steht völlig unter dem Gedanken der Revanche. Ihm bringt es alle, auch die schwersten Opfer. Ihm zuliebe hat es den jahrhundertelangen Gegensatz zu England und die Niederlage von Faschoda vergessen.

„Es will in erster Linie Rache nehmen für die Niederlagen von 1870/71, die sein Selbstbewußtsein auf das tiefste verletzt haben; es will durch einen

[1] Op. cit., S. 98—99.

Sieg über Deutschland seine politische Bedeutung erhöhen und, wenn möglich, die frühere Vormachtstellung auf dem europäischen Festlande wiedergewinnen, die es so lange und so glänzend behauptet hat; es will, wenn das Glück seinen Waffen günstig ist, Elsaß-Lothringen zurückerobern. — —

„Auch die Kolonialpolitik Frankreichs verfolgt wohl in erster Linie den Zweck, ein materielles und womöglich militärisches Übergewicht über Deutschland zu gewinnen. In der Errichtung einer schwarzen Armee, in der geplanten Einführung einer beschränkten Wehrpflicht in Algerien und in der politischen Angliederung Marokkos, das über ein ausgezeichnetes Soldatenmaterial verfügt, tritt dieses Bestreben so deutlich zutage, daß eine Täuschung über seine Tragweite und Bedeutung völlig unmöglich ist."

Der „Bluthund" und „Feuerfresser" Bernhardi verhält sich durchaus nicht sympathielos gegen die Möglichkeiten einer friedlichen Abwicklung der gespannten Lage zwischen dem Deutschen Reiche und seinen imperialistischen Nachbarn. Aber er glaubt, daß die Möglichkeiten dazu gering seien. Und zwar nicht deshalb, weil die Deutschen nicht dazu bereit wären, sondern aus dem Grunde, weil ihre Nachbarn allzu unnachgiebig in ihrer imperialistischen Selbstsucht und Aggressivität sind. In sehr maßvoller und sehr ruhiger Weise betont er nur die von seiten Deutschlands unerläßliche Bedingung bei einer friedlichen Abwicklung — nämlich, daß das deutsche Imperium auf friedlichem Wege den nötigen Spielraum zum wirtschaftlichen, nationalen und politischen Weiterwachsen erhalte. Und hierbei richtet er den Blick besonders auf England.

„Wenn", schreibt er[1], „aber eine solche Einigung mit Deutschland möglich werden soll, müßte England sich entschließen, der Entwicklung des Deutschtums freie Bahn neben sich zuzugestehen, den Ausbau unserer kolonialen Macht zuzulassen und unseren Wettbewerb in Handel und Industrie nicht politisch zu bekämpfen; es müßte also auf seine ganze hergebrachte Machtpolitik verzichten und eine völlig veränderte Gruppierung der Weltstaaten ins Auge fassen.

„Es ist gewiß nicht anzunehmen, daß englischer Stolz und Eigennutz sich dazu verstehen werden. Die nun schon seit Jahren unter stillschweigender Billigung der Regierung fortgesetzte Hetze gegen Deutschland, die nicht nur von dem größten Teil der Presse, sondern auch von einer starken Partei

[1] Op. cit., S. 109.

im Lande betrieben wird, die jüngsten Kundgebungen englischer Staatsmänner, die militärischen Vorbereitungen in der Nordsee und die fieberhafte Beschleunigung des Flottenbaues lassen vielmehr deutlich erkennen, daß England seine deutschfeindliche Politik festzuhalten denkt, wie das auch gar nicht anders zu erwarten ist. Auch in den Marokkoverhandlungen sind die unbedingte Feindseligkeit Englands gegen uns und sein Streben, jede deutsche Machterweiterung zu verhindern, unverschleiert zutage getreten. Wer sich befähigt glaubt, der Welt den Stempel seines Geistes aufzudrücken, verzichtet nicht kampflos auf die beherrschende Stellung, wenn er den Sieg sicher in der Hand zu haben glaubt."

Und Bernhardi kann überdies in diesem Zusammenhange nicht umhin, in ruhiger, sachlicher Weise darauf aufmerksam zu machen, daß die Imperien, „welche die Welt besitzen" oder sich den Hauptteil des Expansionsterrains unterworfen haben, sich augenscheinlich — durch eine Kette von Staatsverträgen — vereinigt haben, um gegen jede Art Expansionsversuche des deutschen Imperiums eine gemeinsame geschlossene Front zu bilden. Er faßt seine hierüber gemachten Beobachtungen folgendermaßen zusammen[1]:

„Diese Verhältnisse bestätigen vollauf die Auffassung der politischen Lage, die ich in den Auseinandersetzungen dieses Buches darzulegen versucht habe. Sie zeigen, daß wir einer festen Phalanx von Feinden gegenüberstehen, die entschlossen sind, zum mindesten jede weitere Machtentwicklung Deutschlands zu verhindern. Zu diesem Zwecke haben sie nicht ohne Erfolg ihr möglichstes getan, den Dreibund zu sprengen und werden auch vor einem Kriege nicht zurückscheuen. Darüber haben die englischen Minister keinen Zweifel gelassen." — — —

Ich habe an diese Züge des *wirklichen* Bernhardi erinnert, damit nicht nur erkennbar sei, wie klar er Zeugnis über den Unterschied zwischen seinem eigenen Standpunkte in imperialistischen Fragen und dem der deutschen Nation ablegt, sondern auch, wie groß der Unterschied zwischen seiner eigenen Art und Weise im Beurteilen der Situation und dem Phantasiebilde eines tollen „Bluthundes" ist, das sich aus der Lektüre seines Buches zurechtzukonstruieren den Engländern beliebt hat. Ist *jetzt*, anno 1915, der Ton in Deutschland schärfer geworden, so ist dies eine *Wirkung*, nicht aber eine *Ursache* des Weltkrieges.

[1] Op. cit., S. 342—343.

Damit Bernhardi in diesem meinem Buche nicht ebenso isoliert dastehe, wie er es in dem Literaturverzeichnis der Engländer über deutsche Imperialisten neuesten Datums tut, will ich zuerst auf Paul Rohrbach hinweisen, den besonders in Afrika, Asien und Amerika weit umhergereisten und auch im übrigen sehr kenntnisreichen und einsichtsvollen Kenner moderner Kolonialpolitik und des modernen Imperialismus. Um mit einem Schlage eine möglichst fühlbare Probe des Gehaltes der imperialistischen Stimmung Rohrbachs und seines imperialistischen Denkens zu erhalten, zitiere ich zunächst einige Stellen aus den Artikeln, welche er während der Monate vor dem Ausbruche des Weltkrieges und in den ersten Kriegsmonaten zu klar bewußtem imperialistischem Propagandazwecke geschrieben hat[1].

In einer vom 31. Oktober 1914 datierten Abhandlung — „Wohin muß uns der Krieg führen?“ — sagt Rohrbach unter anderem folgendes[2]:

„Den vollen Sieg erringen wir erst, wenn wir uns die Bahn frei machen, nicht zur deutschen Weltherrschaft oder Weltmacht, von der hier und da wohlmeinende und kriegsbegeisterte Phantasten unter uns träumen mögen — wohl aber zur deutschen Weltarbeit. — — Drei Welten liegen vor uns, bei denen es noch nicht entschieden ist, welche der großen abendländischen Nationen ihr Führer zur Teilnahme an der zukünftigen Menschheitskultur sein soll: der Orient, Ostasien, Afrika! Siegen wir in Kraftfülle, nicht bloß, weil wir weniger erschöpft sind als die Feinde, so sind wir es, die imstande sein werden, den Inhalt unseres Volksgedankens in jene wartenden, zu unendlicher geistiger Empfängnis bereiten Gebiete einströmen zu lassen. So weit also muß heute der Gesichtskreis eines deutschen Staatsmannes reichen. Sein Geist muß imstande sein, China und Indien, die Euphratmündung, das Kap der Guten Hoffnung und den Kongo mit dem Gang des deutschen Krieges zu verknüpfen; die Schwingen des deutschen Gedankens von den Enden der Erde her rauschen zu hören und zugleich den scharfen Umriß der nächsten und unmittelbarsten Aufgaben zu erkennen, die heute gelöst werden müssen, wenn jene Bilder Wirklichkeit werden sollen. — —

„Der oberste und unverrückbare Grundsatz alles menschlichen Handelns beruht auf der Verbindung geschichtlicher Erkenntnis und sittlicher Einsicht.

---

[1] In einer Broschüre unter dem Titel „Zum Weltvolk hindurch“ (Stuttgart 1914) vereinigt. [2] Op. cit., S. 89, 90, 93 u. 103.

Die Geschichte und das Sittengesetz im Völkerdasein lehren uns miteinander, daß es unmöglich ist und daß es die rächende Macht des Schicksals herausfordert, Gewalt, und sei es die Gewalt des vollkommensten Sieges, für die Vernichtung der Lebens- und Widerstandskraft großer Völker einzusetzen. Das müssen wir uns gesagt sein lassen, wenn wir fragen, wohin wir uns vom Siege führen lassen wollen für den Fall, daß unsere Gegner getrennt oder gemeinsam niedergeworfen werden können, bevor das Übermaß der Kräfteanspannung auch uns etwa dazu nötigt, uns statt des vollen Triumphes mit der erfolgreichen Selbstbehauptung zu begnügen.

„Erst muß durchgekämpft werden, bis es ganz deutlich ist, daß die Franzosen auch im Verein mit diesem stärksten für sie möglichen Bündnis der schwächere Teil sind. Danach aber, soweit es auf uns ankommt: Bereitschaft zum Frieden, ja zu gemeinsamer politischer Arbeit mit den Franzosen. Gegen England kann es nur heißen: Brechung der englischen Seeherrschaft! Gegen Rußland: Fort mit dem Zarismus aus allen Gebieten, die durch Natur und Geschichte zur Teilnahme an der abendländischen Kulturgemeinschaft bestimmt waren und nur widerrechtlich an Rußland kamen. Dies Ziel im Auge behalten, für dies Ziel alles bis zum letzten einsetzen — das heißt: Arbeit für das kommende deutsche Weltalter."

Dieser deutsche Imperialist verwirft also grundsätzlich — als unausführbar und tief unsittlich — jeden Gedanken an Anwendung kriegerischer Gewalt zur „Vernichtung der Lebens- und Widerstandskraft großer Völker". Er will Verständigung mit Frankreich, nachdem dieses Land aufgehört hat, um seiner Rache- und Wiedereroberungspläne willen durch sein Bündnis mit Rußland den Frieden und eine ruhige demokratische Entwicklung auf dem Festlande Europas unmöglich zu machen. Er will die nichtmoskowitischen Völker, slawische und andere, von ihrem Unterjocher: dem moskowitischen Zarismus, befreien. Und er will die Freiheit der Weltmeere durch Entthronung ihrer eigenmächtigen Herrscherin: England, zur Wirklichkeit machen. Für Deutschland verlangt er nicht das Recht zum Erobern und Unterjochen, sondern nur das Recht zum Wachsen und Sichentwickeln nach dem Maße der inneren Kräfte des deutschen Volkes, welche er — und, wie ich glaube, mit voller Berechtigung — als denen der gegenwärtigen Feinde Deutschlands zum mindesten ebenbürtig ansieht.

Diese humane Grundstimmung in Rohrbachs eigenem Imperialismus

verhindert ihn indessen nicht daran, klar zu erkennen, daß das imperialistische Temperament der Feinde Deutschlands — auch von Rußland abgesehen — keineswegs (anders als in praktisch bedeutungslosen Ausnahmefällen) demselben Typus angehört. Er hat, gleich allen deutschen Imperialisten — wohl ohne Ausnahme — nicht nur über Frankreichs eigensinnige Unversöhnlichkeit (nach 1871 und dann von 1891—97 seit der Alliance mit Rußland, sowie besonders nach 1904, dem Jahre der französisch-englischen Entente) seine bitteren Reflexionen gemacht, sondern auch und nicht zum wenigsten über Englands ebenso eigensinnige Ungeneigtheit, den überlegenen Ton gegen Deutschland fahren zu lassen und der unvermeidlichen Expansionskraft dieses Landes in humaner Weise entgegenzukommen.

Hierüber hat sich Rohrbach besonders in seinem Buche „Der deutsche Gedanke in der Welt"[1] ausgesprochen, dessen Grundgedanke der ist, daß nur die angelsächsischen und deutschen Völker solche Vereinigung von geistiger Fruchtbarkeit und Reife aufweisen, daß sie berechtigt sind, für ihren Volksgedanken „Anspruch auf ein entscheidendes Mitgestaltungsrecht am kommenden Weltalter zu erheben"[2].

„Will man", schreibt Rohrbach in diesem Buche[3], „einen Markstein aufsuchen, um nach ihm den Zeitpunkt zu bestimmen, wo unser Verhältnis zu England ungünstig wurde, so ist dazu das Jahr 1890 geeignet, in dem die Engländer uns die Insel Helgoland gegen umfangreiche koloniale Austauschobjekte in Afrika abtraten. Der Verzicht auf Helgoland zeigt deutlich, daß man damals in England noch nicht mit der Möglichkeit rechnete, die deutsche Flotte könne eines Tages eine Gefahr für Englands Suprematie zur See bilden. Allerdings war man in England über die deutsche Handelskonkurrenz bereits mißvergnügt, und das englische Markenschutzgesetz von 1887, wonach alle nach England eingeführten Waren die Bezeichnung des Ursprungslandes tragen mußten, war in erster Linie gegen Deutschland gemünzt (Made in Germany). Wenn aber in England jemand von der deutschen Flotte sprach, so geschah das immer noch mehr oder weniger in der Art Lord Palmerstons, der 1861 schreiben ließ, die Deutschen mögen den Boden pflügen, mit den Wolken segeln oder Luftschlösser bauen, nie aber seit dem Anfang der Zeiten hätten sie den Genius gehabt, das Weltmeer zu durchmessen, die hohe See oder selbst nur die kleinen Gewässer zu befahren! Was würde England heute wohl darum geben, wenn es

[1] Veröffentlicht 1912; am Ende des Jahres 1914 schon in 75000 Exemplaren gedruckt.
[2] Op. cit., S. 7. [3] Op. cit., S. 176—178 u. 180—184.

seinen Verzicht auf Helgoland rückgängig machen könnte? Hüben wie drüben kam es erst während des Jahrzehnts, das zwischen dem Sansibar-Helgolandvertrage und dem deutschen Flottengesetz von 1900 liegt, zu der Erkenntnis, daß sich eine Veränderung von Grund auf in den wirtschaftlichen Lebensbedingungen Deutschlands vollzog, daß dadurch unsere nationale „Saturiertheit", von der Bismarck stets gesprochen hatte, in ihr Gegenteil sich zu verkehren begann und daß die Folge davon eine tiefgreifende Änderung des deutsch-englischen Verhältnisses sein mußte. Damals, als die Flottenvorlage eingebracht wurde, erwarb sich unser Reichsmarineamt das größte Verdienst um die Aufklärung der Nation in betreff ihrer überseeischen Lebensfragen. — —

„Gegenüber der deutschen Besorgnis, daß uns eines Tages England gewaltsam aus dem politischen und wirtschaftlichen Wettbewerb auszuschalten versuchen würde, liebt man es heute in England, in der Presse wie an den offiziell verantwortlichen Stellen eine solche Möglichkeit oder Versuchung als nicht vorhanden darzustellen. In jener vielbehandelten Rede vom 9. Februar 1912 in Glasgow sagte der englische Marineminister Winston Churchill es offen heraus: Für England sei die Flotte allerdings eine Notwendigkeit, für die Deutschen aber von manchen Gesichtspunkten aus mehr eine Art Luxus, denn niemand, am allerwenigsten England, hege die Absicht, Deutschland zur See anzugreifen. Es sei falsch, anzunehmen, für England und Deutschland existierten die gleichen Bedingungen in betreff der Sorge für die Flotte; Englands Regierung sei daher entschlossen, die Suprematie zur See aufrechtzuerhalten. — —

„Die wahre Meinung Englands nicht nur gegenüber der deutschen Flotte, sondern auch gegenüber dem deutschen Handel riefen uns vielmehr solche Stimmen, wie jener berühmte Artikel der ‚Saturday Review' vom September 1897 ins Gedächtnis zurück, der so großes Aufsehen in England und in der ganzen übrigen Welt machte und unumwunden den Gedanken vertrat: Englands Gedeihen könne nur gesichert werden, wenn Deutschland vernichtet würde. ‚England', so heißt es dort, ‚mit seiner langen Geschichte erfolgreicher Angriffe, mit seiner wunderbaren Überzeugung, daß es zugleich mit seiner Fürsorge für sich selbst Licht unter die im Dunkeln lebenden Völker verbreitet, und Deutschland, demselben Fleisch und Blut entsprossen, mit geringerer Willensstärke, aber mit vielleicht noch kühnerem Geiste, wetteifern miteinander in jedem Winkel des Erdballes. In Transvaal, am Kap, in Mittelafrika, in Indien und in Ostasien, auf

den Inseln der Südsee und im fernen Nordwesten, überall, wo die Flagge der Bibel und der Handel der Flagge gefolgt ist — und wo ist das nicht gewesen? — da hat der deutsche Handlungsreisende mit dem englischen Hausierer gestritten. Wo es gilt, ein Bergwerk auszubeuten oder eine Eisenbahn zu bauen, wo Eingeborene von der Brotfrucht zur Büchsenfleischnahrung, von der Enthaltsamkeit zum Handelsschnaps übergeleitet werden sollen, da suchen Deutsche und Engländer einander zuvorzukommen. Eine Million kleiner Nörgeleien schaffen den größten Kriegsfall, den die Welt je gesehen hat. Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so reicher sein würde. Völker haben jahrelang um eine Stadt oder um ein Erbfolgerecht gekämpft; müssen sie nicht um einen jährlichen Handel von 250 Millionen Pfund Sterling (gleich 5 Milliarden Mark) Krieg führen?'

„Nicht nur sei der greifbarste Interessenstreit zwischen England und Deutschland vorhanden, sondern England sei auch die einzige Großmacht, die gegen Deutschland ohne enormes Risiko und ohne Zweifel am Erfolge kämpfen könne. ,Deutschlands Bundesgenossen im Dreibunde würden gegen England nutzlos sein: Österreich, weil es nichts tun kann; Italien, weil es sich keinem Angriff Frankreichs aussetzen darf. Das Wachstum der Flotte Deutschlands trägt nur dazu bei, den Schlag, den es von England bekommt, noch schwerer zu machen. Die Schiffe würden bald auf dem Grunde des Meeres liegen oder als Prisen in die englischen Häfen weggeführt werden; Hamburg und Bremen, der Kieler Kanal und die Ostseehäfen würden unter den Kanonen von England liegen und warten müssen, bis die Entschädigung festgesetzt wäre. Wenn unser Werk getan wäre, könnten wir ohne Schwierigkeiten Bismarcks Worte an Ferry ändern und zu Frankreich und Rußland sagen: Suchet euch Kompensationen! Nehmt innerhalb Deutschlands, was ihr wollt, ihr könnt es haben! Germaniam esse delendam!'

„So schließt", fährt Rohrbach fort, „diese Auslassung, von der wir wohl wissen, daß sie nicht die Gefühle des gesamten Englands wiedergibt, aber doch die eines sehr großen Teiles der englischen Nation.

„Noch deutlicher ist vor einer Reihe von Jahren ein früherer Kollege Winston Churchills geworden, Mr. Arthur Lee, Zivillord der Admiralität, also ein aktives Mitglied der englischen Regierung. Dieser sagte in einer öffentlichen Rede am dritten Februar 1905 klipp und klar: Das Schwer-

gewicht und Zentrum der Seemacht in Europa habe sich in den letzten Jahren verschoben, man müsse daher die Augen nicht mehr auf das Mittelmeer, als vielmehr ‚mit Sorge, wenn auch nicht mit Angst' auf die Nordsee richten. Sollte es unglücklicherweise zum Kriege kommen, so könne die englische Flotte, in geeigneter Weise neu verteilt, ‚den ersten Schlag führen, bevor die andere Partei Zeit finden würde, in den Zeitungen zu lesen, daß der Krieg erklärt ist!'

„Im Spätherbst 1904, als bei der Doggerbank das Mißverständnis zwischen der nach Ostasien gehenden russischen Flotte und den Fischerbooten von Hull sich ereignet hatte, kam in England die Meinung auf, Deutschland habe Rußland vor einem möglichen Angriff japanischer Torpedoboote in der Nordsee gewarnt und dabei selbst seine Flotte mit feindlicher Absicht gegen England bereitgehalten. Dazu schrieb die halbamtliche ‚Army and Navy Gazette', es sei unerträglich, daß England allein durch das Vorhandensein der deutschen Flotte dazu gezwungen werde, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, deren es sonst nicht bedürfen würde. ‚Wir haben schon früher einmal einer Flotte das Lebenslicht ausgeblasen, von der wir Grund hatten zu glauben, daß sie zu unserem Schaden verwendet werden könnte. Es fehlt in England wie auf dem Festlande nicht an Leuten, die die deutsche Flotte für die einzige und wirkliche Bedrohung der Erhaltung des Friedens in Europa halten. Sei dem, wie es wolle, wir begnügen uns damit, darauf hinzuweisen, daß der gegenwärtige Augenblick besonders günstig für unsere Forderung ist, daß diese Flotte nicht weiter vergrößert werde!' Auf diesen Vorschlag und auf die Rede des Admiralitätslords Mr. Lee wies eine der verbreitetsten und einflußreichsten Zeitungen in England ‚Daily Chronicle' hin, indem sie bald nach der Rede schrieb: ‚Wenn die deutsche Flotte 1904 im Oktober zerstört worden wäre, würden wir in Europa für sechzig Jahre Frieden gehabt haben.'

„Solche Zeugnisse stimmen doch wirklich schlecht mit der Behauptung Churchills zusammen, England hege keine aggressiven Absichten gegen Deutschland und habe sie nie gehegt. Was heißt in solch einem Falle England? Der verantwortliche Ausschuß der im Augenblick an der Regierung befindlichen Mehrheitspartei im Parlament? Oder die Gesamtheit der englischen Nation? Oder der überwiegende Teil der öffentlichen Meinung in England? Das alles sind Größen, die unter Umständen schneller wechseln und plötzlicher eine radikale Änderung ihrer inneren Struktur erfahren können, als in Deutschland jemand den Eintritt des Umschwungs voraus-

sehen kann. Wenn es, nach dem bekannten Ausspruch Bismarcks, überhaupt schon schwierig ist, in ein festes politisches Verhältnis zu England zu treten, weil die englische Verfassung Bündnisse von gesicherter Dauer nicht zuläßt, so ist es noch weniger möglich, sich auf den Ausdruck einer augenblicklichen Meinung in der englischen Presse oder bei englischen Politikern, sei es auch solchen in regierender Stellung, als auf eine unwandelbare Zusage zu verlassen. Wir wissen alle, daß wir im Sommer und Frühherbst des Jahres 1904 wiederholt dem Kriege mit England nahe gewesen sind, und wir wissen auch, daß am 18. September 1911 nicht nur die englische Flotte in der Nordsee und im Kanal auf den Stand der Angriffsbereitschaft gebracht war und daß entsprechende Maßnahmen auch im Stillen Ozean gegen Kiautschau und unsere Südseekolonien getroffen waren, sondern daß zwischen England und Frankreich auch über die Entsendung von Hilfstruppen für den Festlandskrieg verhandelt wurde. Wir wissen, daß ein Jahr vorher die englische öffentliche Meinung und die englische Politik lebhaften Widerspruch gegen die Befestigung der Scheldemündung bei Vlissingen durch Holland erhoben. Warum? Weil auf diese Weise für England die Möglichkeit sich verringern würde, ohne den Willen Hollands Truppentransporte durch die Schelde zu schicken, die dazu bestimmt wären, sich mit der französischen Armee gegen Deutschland zu vereinigen. Es ist also unmöglich, sich mit gebundenen Händen dem englischen Wohlwollen zu überliefern und den Engländern die Alleinherrschaft auf den Meeren zu überlassen — und für ebenso unmöglich müssen wir es erklären, uns auf die einseitige Versicherung englischer Staatsmänner zu verlassen, man habe uns nicht angreifen wollen, wenn sowohl die Menge als auch das Gewicht englischer Stimmen uns die Überzeugung aufnötigt, daß die Ableugnung vielleicht nur eine eigentümliche Form der Entschuldigung sein soll."

Der deutsche Imperialist und Kolonialpolitiker charakterisiert hier, wie mir scheint, auf meisterhafte Weise sowohl die englische wie die deutsche Stimmung, welche entstanden ist, seitdem vor etwa 25 Jahren Deutschlands wirtschaftliche und koloniale Entwicklung auf gleichen Linien mit der Englands zu verlaufen begann, d. h. seitdem Deutschlands imperialistische Entwicklung das englische Imperium mit einem kontinentaleuropäischen Mitbewerber um die wirtschaftliche und maritime Weltsuprematie zu bedrohen anfing.

Dem deutschen Beobachter ist es klar, daß die Situation tief tragisch ist. Deutschland kann sich selbst nicht gebieten, sein Wachsen an Menschenzahl und an wirtschaftlicher und politischer Macht einzustellen, und kann sich nicht freiwillig eine große Zukunft als Mitgestalter der kommenden Schicksale der Menschheit abschneiden. „Aber", sagt Rohrbach, „wer unter uns kann sich denn verhehlen, daß es eine schwere, eine harte Sache für die Engländer ist, wenn sie jetzt außer dem eigenen politischen Wollen auch noch das einer anderen Nation als Maßstab für ihre Entschlüsse gelten lassen sollen? Niemand hätte das Recht, ein großes und souveränes Volk zu tadeln, selbst wenn es in einer solchen Lage erst kämpfen wollte, bevor es sich fügt!"[1]

Der deutsche Imperialist gibt seinen englischen Gegnern eine, leider recht notwendige Lektion in der Kunst, ein großes, tragisches Problem groß und männlich anzusehen — ein weltgeschichtliches Problem, dessen gewaltige Dimensionen und tiefe Bedeutung es wohl hätten ausgeschlossen sein lassen müssen, daß die eine Partei dadurch vor aller Welt „moralisch" die Oberhand über die andere zu gewinnen sucht, daß sie sich in einer Flut herabsetzender Reden und schimpflicher Beschuldigungen ergeht und einen zur Rettung der ganzen Menschheit und für „Demokratie und Freiheit" unumgänglich notwendigen Kreuzzug gegen den „Pangermanismus", gegen „preußischen Militarismus und preußische Autokratie", sowie gegen deutsche Treulosigkeit und aggressive deutsche Barbarei proklamiert.

[1] Op. cit., S. 185.

## 13. Die defensiven und aggressiven Züge des deutschen Imperialismus

Tatsächlich sind das Verhalten und die Taktik der Feinde Deutschlands — Englands, Frankreichs und Rußlands — derartig, daß der deutsche Imperialismus notwendigerweise einen weit eher defensiven Charakter erhält als einen aggressiven.

Fragt man sich, was das deutsche Imperium eigentlich getan habe, um sich während der 43 Jahre seines Bestehens, von 1871—1914, Feinde zu verschaffen, so läßt sich, wie mir scheint, darauf nichts anderes antworten, als daß Deutschland enorm an innerer Kraft zugenommen, sich im Verhältnis zu dieser Kraftzunahme und der außerordentlich großen Verwundbarkeit seiner geographischen Lage gewappnet und im übrigen Frieden gehalten hat. Es ist wahr, daß Deutschland in verschiedenen großpolitischen Streitfragen, die seine eigenen zukünftigen wirtschaftlichen Expansionsmöglichkeiten berührten, seine Stimme hat hören lassen. Doch was in dieser Beziehung recht ist, wenn es sich um England, Frankreich und Rußland handelt, nuß doch wohl billigerweise auch Deutschland zugestanden werden können. Oder ist dem nicht so?

Tatsächlich haben England, Frankreich und Rußland diese Frage mit nein beantwortet. Ich kann, wie ich schon einmal hervorgehoben habe, keine tiefere, realere Ursache zu dem Weltkriege des Jahres 1914/15 finden, als das Beharren jener drei Großmächte in ihrer traditionellen Taktik, Deutschland nicht als ihresgleichen zu behandeln und Deutschland nicht die Stellung in der Welt zuzugestehen, wozu es durch seine gewaltige Entwicklungskraft, relativ zu den wirklichen geistigen und materiellen Hilfsquellen der Völker Englands, Frankreichs und Rußlands berechtigt ist. Der gegen Deutschland gerichtete, rein aggressive Zug dieser Taktik ergibt sich mit aller Deutlichkeit aus der Bündnispolitik der drei Länder — namentlich während des ersten Jahrzehntes des gegenwärtigen Jahrhunderts.

Wo ich auch immer die aktuelleren und zuverlässigeren Urkunden der imperialistischen Literatur Deutschlands aufschlage, finde ich diesen Hauptgedanken: die Überhebung, der Neid und der Haß der Nachbarn haben den Weg zu friedlichen, gegenseitigen Vereinbarungen und Anordnungen, die

unsere bisherige und unsere künftige normale Entwicklung früher oder später absolut unerläßlich macht, versperrt. Diese Überhebung und dieser Haß haben unter anderem schon seit langer Zeit in wahnsinnig übertriebenen und geradezu lügenhaften Ausmalungen deutscher „Welteroberungspläne" Ausdruck gefunden. Hierdurch ist die öffentliche Meinung in Frankreich und England (in Rußland existiert kein „Volk" mit politischem Bewußtsein und daher auch keine „öffentliche Meinung") gründlich darauf vorbereitet worden, einen Angriffskrieg gegen Deutschland als einen Verteidigungskrieg gegen Deutschland anzusehen — einen „Verteidigungskrieg", der indessen Frankreich durchaus die Eroberung Elsaß-Lothringens und England die Eroberung des deutschen Handels und der deutschen Kolonien einbringen müsse! Nichts war daher weniger überraschend als der Umstand, daß erst Frankreich und dann England sich weigerten, neutral zu bleiben, als im August 1914 Deutschland und Österreich-Ungarn — „Serbiens wegen" — von dem heiligen Rußland angegriffen wurden.

Es ist geradezu lächerlich, jemandem vorzumachen zu versuchen, daß ein wirklich aggressives Deutschland sich zur Verwirklichung aggressiver Pläne eine so wahnsinnig ungünstige Situation wie diese zusammengebraut haben würde. Doch für die vereinigte Aggressivität Englands, Frankreichs und Rußlands gegen Deutschland ist die Situation um so charakteristischer und — soweit Übermacht hier etwas ausrichten kann — vorteilhafter.

Deutschlands Ersuchen um Frankreichs und Englands Neutralität gab diesen beiden Vorkämpfern für „Demokratie und Freiheit", für „die Selbständigkeit kleiner Nationen" und für „die Heiligkeit der Staatsverträge" eine einzig dastehende Gelegenheit, durch Deutschland und Österreich diverse „Nationen" und „Demokratien" vom moskowitischen Zarismus und seinen Methoden im Behandeln der Staatsverträge befreien zu lassen. Aber England und Frankreich erschien es im eigenen Eroberungsinteresse verlockender, selbst — mit Hilfe Rußlands — über Deutschland zu siegen, als Deutschland über Rußland siegen zu lassen. Und dabei blieb es. Mit „Demokratie und Freiheit" und mit der „Selbständigkeit der kleinen Staaten" mag es dann gehen, wie es eben gehen kann — wenn der Zarismus mit französischer und englischer Hilfe siegt.

Grundtatsachen und Betrachtungen dieser Art sind es, die mir dem deutschen Imperialismus als politischem Gedanken und Glauben nicht nur in diesem Augenblicke, sondern durch und durch, einen überwie-

gend defensiven Charakter zu geben scheinen. Natürlich ist es stets in erster Linie England, gegen das man die Verteidigung der bereits erlangten Weltstellung des deutschen Imperiums und seiner nächsten Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten als nötig ansieht. Wozu noch kommt, daß Englands eigentümliche Benutzung „geistiger Waffen" beständig eine gewisse Verteidigung speziell gegen diese notwendig macht.

So polemisiert z. B. der berühmte Nationalökonom Lujo Brentano in der Frage der belgischen Neutralität folgendermaßen gegen Sir Edward Grey[1]:

„Er (Grey) zeigt, daß der einzige Grund seiner moralischen Entrüstung ist, daß es ihm gilt, die freie Entfaltung Deutschlands zu verhindern. In diesem letzten Satz ist ungeschminkt eingestanden, daß die ganze Gleichgewichtslehre nichts anderes bezweckt als die freie Entfaltung derjenigen Macht zu verkümmern, welche jeweilig dem ungemessenen Wachstum Englands gefährlich werden könnte; denn zu derselben Zeit, da die englische Regierung sich so als der Vertreter des europäischen Gleichgewichts im Interesse der Freiheit der Völker gebärdet hat, hat sie die englische Macht in so ungemessenem Maße erweitert, daß für kein anderes Volk mehr die Möglichkeit besteht, anders als in Abhängigkeit von England und seiner Seeherrschaft zu leben.

„Es erhellt, daß England, so freihändlerisch es sich gebärdet, noch immer inmitten des alten Merkantilismus steckt. Noch immer sucht es die freie Entfaltung anderer Völker mit kriegerischen Mitteln zu verhindern. Noch immer huldigt es der als längst überwunden angesehenen Anschauung, daß der Schaden der übrigen Völker sein Vorteil sei. Und während es in seiner Presse und auf Kongressen der richtigen Anschauung Ausdruck gibt, daß es im Interesse seiner eigenen Volkswirtschaft gelegen sei, wenn alle übrigen Volkswirtschaften gleichfalls gedeihen, huldigt es gegenüber seinem größten Abnehmer praktisch der entgegengesetzten Politik! Ebenso ist England in der Art und Weise seiner Kriegführung noch ganz das alte geblieben. Theoretisch freilich gibt es sich als Hüter des Völkerrechts; praktisch setzt es sich bei jeder Gelegenheit, wo eine völkerrechtliche Abmachung es in seiner Kriegführung hemmt, über diese hinweg."

Noch deutlicher tritt dieser defensive Ton in einer Auslassung des Geschichtsprofessors an der Berliner Universität Dietrich Schäfer hervor[2].

„Nun hat uns die Bundestreue gegen Österreich, die wir hingebend und

[1] Lujo Brentano, England und der Krieg, Wien, Neue freie Presse, 1914, S. 8. [2] Schäfer, Sein oder Nichtsein? Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde. Berlin 1914, S. 26—28.

freudig erfüllen, in eine schwere Lage gebracht. Die größten militärischen Mächte Europas und der Welt erheben sich gegen uns. Der Wahn des Moskowitertums, der sich berufen glaubt, das veraltete Europa herrschend zu verjüngen, erhitzt sich gegen das stärkste Hindernis, das seinem gierigen Trachten nach Herrschaft im Wege liegt. ‚Der Geier, der nach Beute kreist!‘ Die Leidenschaft dieses elementar fanatisierten Volkes treibt die Männer an seiner Spitze in einen Kampf, in dem es für die eigene Lage kaum etwas zu gewinnen hat und den sein oberster Lenker selbst kaum herbeiwünscht. Blinde Wut verleitet Männer an verantwortlichster Stelle zur ehrvergessener Unwahrhaftigkeit. Unsere rachedurstigen Nachbarn im Westen zögern keinen Augenblick, die Gelegenheit zu nutzen. Sie möchten das deutsche Land wiedergewinnen, in dem sie zwei Jahrhunderte die Herren spielten und das wir ihnen nach einem gerechten Kriege abnehmen mußten. Grundsätzlich hat sich das französische Volk — das Volk — der deutschen Einheit entgegengestemmt. Es hat jede Regierung bekämpft, die geneigt schien, sie zustande kommen zu lassen. Das deutsche Blut, das fließen mußte, den friedenstörenden Nachbarn in seine Schranken zu weisen, forderte beim Friedensschluß gebieterisch die Sicherung der Zukunft. Der glühende Ehrgeiz des ruhmsüchtigen Volkes hätte nach seiner Niederlage keine andere Gesinnung gegen uns aufkommen lassen, wenn man ihm seine früheren Grenzen zurückgegeben hätte. Und zu den beiden gesellt sich Albion! Noch niemals hat Deutschland mit England im Kriege gelegen. Aber wir haben jetzt eine Machtstellung auf dem Festlande; wir fangen an, in der Welt etwas zu gelten, vor allem auch auf dem Meere, im Wohlstande der Welt. Da besinnt sich der ‚Vetter‘ von jenseits der See auf seine ererbte Staatsweisheit, den niederzuboxen, der auf dem Festlande über andere hervorragt und sich daneben erlaubt, auch auf der See zu fahren und Handel zu treiben, wo er will, nach seinem Vermögen und Behagen. Das Betreten belgischen Bodens bietet ihm einen erwünschten Vorwand, uns den Krieg zu erklären, obgleich die bindende Versicherung gegeben wurde, daß Integrität und Unabhängigkeit Belgiens nicht angetastet werden sollten, und obgleich die Not zu diesem Schritte trieb. Man sieht, was es mit der vielgepriesenen ‚Annäherung‘ der Inselmacht auf sich hatte.

„So haben wir Feinde ringsum. Millionen und Abermillionen von Bajonetten erheben sich gegen uns, den ‚Störer des Weltfriedens‘. Wir glauben vergebens, bewiesen zu haben, daß wir friedfertig sind. Umsonst haben wir gegenüber so mancher Reizung und Drohung des Auslandes an uns ge-

halten, wenn auch alles dazu zu drängen schien und die Gelegenheit günstig gewesen wäre. Wir vermieden sorgfältig einen ‚Vorbeugungskrieg'. So hat Europa, abgesehen von den Störungen im halbasiatischen Südosten, an denen wir unschuldig sind wie ein Kind, keine Zeit der Ruhe durchlebt wie die 43 Jahre, die seit dem Deutsch-Französischen Kriege verflossen sind. Deutschland hat der Welt bewiesen, daß es keinerlei Neigung hat, seine Macht zu mißbrauchen. Wir haben ein volles Recht, uns als Hort des Friedens anzusehen; wir wollen ihn ehrlich und aufrichtig. Franzosen, Russen, Engländer mißbrauchen das Wort, ihre Herrschaftsabsichten hinter ihm zu verbergen. Die Stunde beweist, wie unrecht die ‚Friedensfreunde' und vor allem die, welche diesem Blendwerk in unserer Mitte nachjagten, Abrüstung mit Vorliebe gerade von uns verlangten. Ihr Treiben kam dem Vaterlandsverrat nahe. Wappnung bis an die Zähne ist das einzige, was uns inmitten dieser haß- und neidgeschwollenen Nachbarn erhalten kann. Unser Wehrverein ist wahrlich glänzend gerechtfertigt."

Ein wenig schärfer in der Form, aber gleichfalls in demselben rein defensiven Geiste spricht sich ein Diplomat, Dr. Georg Irmer, in einer Schrift mit dem Titel „Los vom englischen Weltjoch"[1] aus.

„Die englische Seeherrschaft", heißt es darin, „hat heute jeden wichtigen Seepaß, jede sichere Kohlenstation und dazu die Drähte allein in der Hand, die die Erdteile miteinander verbinden. Wir haben den Engländern ihr Glück nicht mißgönnt. Aber das konnte ein großes Volk wie das deutsche, auf der Höhe seines Aufschwungs, denn doch nicht auf die Dauer ertragen, daß England aus all diesen Notwendigkeiten für die seefahrenden Nationen Ketten schuf für uns und unser Vorwärtsschreiten und für die ganze Welt. Und mit der Meeresherrschaft nicht zufrieden, forderte man in London auch noch das Schiedsrichteramt über Europa, die Kontrolle über das europäische Gleichgewicht für die englische Krone. Mit weit mehr Recht wollen wir heute auch für das Meer ein Gleichgewicht fordern, das uns und den europäischen Mächten gleiche Bewegungsfreiheit auf weltwirtschaftlichem Boden sichert wie den Engländern. Jahrzehnte haben wir englische Hörigkeit in Geduld getragen, das schwere Joch englischer Anmaßung, Demütigung und steter Kriegsbedrohung. Der Tag der Abrechnung ist gekommen. England hat uns den Fehdehandschuh hingeworfen. Es ist gut so. Wir haben ihn aufgenommen mit dem fröhlichen Mute einer gerechten Sache. Die ganze Kraft germanischer Tüchtigkeit wollen wir einsetzen und durchhalten

[1] Leipzig 1914, S. 42—43.

in diesem Freiheitskrieg von 1914, bis wir die englischen Ketten so gründlich zerbrochen haben, wie es vor 100 Jahren unsere Großväter taten. Und kommt es zum Frieden, so muß die Bahn frei werden von der englischen Zwingherrschaft, offen und sicher für die Zukunft unseres Volkes, damit die Lebenden uns nicht über diesen Krieg verklagen und unsere ruhmvollen Toten nicht Rechenschaft fordern für das nutzlos vergossene Heldenblut. Die ‚Engländerzeit' muß für die kommenden Generationen eine historische Reminiszens werden, so wie es heute die ‚Franzosenzeit' für uns ist! Dann wird auch unserem Volk eine Zeit echten Nationalstolzes kommen, wo das ‚größere Deutschland' dem ‚greater Britain' nicht mehr nachstehen darf."

Die Aggressivität des deutschen Imperialismus ist durch eine unabänderliche wirtschaftliche und kulturelle Expansivität, einen wachsenden inneren Kraftreichtum und die Nichtübereinstimmung dieser inneren Stärke mit den geographisch-politisch gegebenen Möglichkeiten einer möglichst fruchtbringenden Ausnutzung dieser wachsenden inneren Kraft zum Besten der deutschen Nationalität und der Menschheit bedingt. Aber die Aggressivität des deutschen Imperialismus ist nicht „militaristisch", geht nicht, wie der französische, der englische und der russische seit 1870, auf Eroberungen, Länderraub und Besitzergreifungen um ihrer selbst willen und ohne strengen Zusammenhang mit dem Bedarfe an neuen Kolonien oder der Fähigkeit, sie zu bevölkern und nutzbar zu machen, aus.

„Seitdem Deutschland seine moderne wirtschaftliche Entwicklung begonnen, hat Deutschland niemals Krieg gewünscht. Deutschlands Aggressivität ist ausschließlich wirtschaftlich gewesen. Wirtschaftliche und militärische Aggressivität stehen miteiannder im Widerstreite. Deutschland will seine nationalen Grenzen schützen, wünscht aber nicht, sich neue Landgebiete mit feindlich gestimmten Bevölkerungen einzuverleiben." Was in letzterer Hinsicht Deutschland schon in Europa getan habe, sei nur durch die härteste geographische Notwendigkeit und die militärische Aggressivität solcher Nachbarn wie Frankreich und Rußland bedingt worden. Der deutsche Militarismus habe, so stark er auch sei, im Grunde einen defensiven Charakter. Der am radikalsten und zuverlässigsten aggressive aller deutschen Imperialisten, Bismarck, sei ursprünglich ein Gegner der 1871 erfolgten Wiederaufnahme des 1681 durch das Frankreich Ludwigs XIV. in Friedenszeit gestohlenen Elsaß gewesen. Schließlich aber habe er aus defensiv-militärischen Gründen nachgegeben, weil er nur zu gut gewußt, daß

Deutschland noch lange nicht vor Frankreichs unersättlicher militärischer Aggressivität, militärischer Eigenliebe und Revanchesucht Ruhe haben werde.

So spricht ein hochgebildeter, außergewöhnlich objektiv urteilender Deutschamerikaner, Edmund von Mach, in seiner lesenswerten Schrift „What Germany wants"[1].

Wer verstehen lernen will, wie tief kulturell, sozial konstruktiv und politisch Selbstkritik übend der deutsche Imperialismus ist, der lese ein „Kriegsbuch" wie die von dem berühmten Rechtsgelehrten Professor Franz von Liszt geschriebene Broschüre „Ein mitteleuropäischer Staatenverband als nächstes Ziel der deutschen auswärtigen Politik"[2].

„Dieser Krieg ist ein Verteidigungskrieg, kein Eroberungskrieg", sagt Liszt[3]. Doch das neu entstandene deutsche Imperium, das aus dem Kriege hervorgehe, müsse im Interesse des Friedens und der Kultur stärker sein als das alte. Neue Grenzregulierungen in Europa könnten sich als unerläßliche militärische Notwendigkeiten erweisen; und Deutschland bedürfe in Zukunft notwendig einer gesicherteren stärkeren Stellung auf den Weltmeeren und in den großen kolonialen Weltgebieten.

Ebenso wichtig seien indessen innerpolitische Umgestaltungen im Deutschen Reiche. Der Parteikampf müsse in Zukunft humaner, weniger bitter und sich der Verpflichtungen der sozialen Solidarität klarer bewußt werden, als es bisher der Fall gewesen sei. Das vertrauensvolle Zusammenwirken des Volkes und der Regierenden, wodurch sich das jetzt kriegführende Deutschland in so hohem Grade auszeichne, müsse nach dem Friedensschlusse fortdauern. Das Verhältnis zwischen Regierung und Volk und zwischen Bureaukratie und Volk müsse sich stark in demokratischer Richtung entwickeln. Der Verfasser kann sich nicht vorstellen, daß „nach dem Friedensschluß die Teilnahme an der Führung der Staatsgeschäfte dieser oder jener Schicht des Volkes vorbehalten, allen anderen aber verschlossen bleiben könnte"[4].

Schließlich habe Deutschland die Aufgabe, nach dem Kriege sowohl in eigenem wie im Interesse des Weltfriedens einen großen politischen Einsatz in den „neuen Abschnitt der Weltgeschichte", der dann beginnen werde, zu machen. Dies müsse durch Ausübung eines bestimmenden Einflusses

[1] Boston 1914, S. 15 und das ganze Kapitel I. [2] Leipzig 1914. [3] Op. cit., S. 6. [4] Op. cit., S. 14.

auf „die Gestaltung der neuen Gemeinschaft der Staaten und der sie verbindenden Rechtsordnung" geschehen.

„Das Deutsche Reich wird auch nach einem glücklich verlaufenden Kriege die vierte Großmacht, aber keine Weltmacht im strengen Sinne des Wortes sein"[1]. Aber sowohl auf staatlichem wie auf wirtschaftlichem Gebiete sei „Großbetrieb" die Losung der Zukunft. Die Staaten, welche nicht jeder für sich durch Umfang und Volkszahl dieses Prinzip des staatlichen Großbetriebes repräsentierten, aber untereinander starke Interessengemeinschaft hätten, müßten aufhören, lose „Aggregate" von mehr oder weniger alliierten oder gar nicht miteinander verbündeten Staaten zu bilden und sich anstatt dessen zu höheren staatlichen „Organismen" vereinigen. Diese neuen staatlichen Organismen müßten in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht so stark werden, daß sie alle einzeln die wirtschaftlichen Expansionsbedürfnisse ihrer wachsenden Bevölkerungen befriedigen könnten und imstande wären, auch dem stärksten expansivsten Weltstaate in seinem Bestreben, sich eine Weltherrschaft anzumaßen, erfolgreich entgegenzutreten[2].

Nach Liszts Auffassung hat Deutschland auf alle Weise ein festes Freundschaftsverhältnis zu Frankreich anzustreben, sobald dieses Land sich, als Resultat des Weltkrieges, endlich dazu entschließt, den Frankfurter Frieden von 1871 in aller Zukunft anzuerkennen und aufzuhören, Rußland gegen Deutschland zu stützen. Was nun Rußland anbetreffe, so bleibe es „auch nach dem Friedensschluß der Feind des europäischen Friedens und der europäischen Kultur" und müsse dadurch unschädlich gemacht werden, daß die deutsch-österreichische Ostgrenze durch eine Reihe selbständiger, vom Moskowitertume und vom Zarismus losgelöster, aber zu gemeinsamem Schutze untereinander verbündeter und mit den zentraleuropäischen Mächten zusammenwirkender Freistaaten geschützt werde. Was nun schließlich England angehe, so sei seine maritime Vorherrschaft eine ebenso drohende Gefahr für den Weltfrieden der Zukunft wie Rußlands halbbarbarische Aggressivität zu Lande. Das englische Imperium werde als das gewaltigste Reich der Welt bestehen bleiben, aber es müsse lernen, einen oder zwei ihm an Seemacht, Handelsmacht und Kolonialmacht Gleiche neben sich zu dulden.

Der europäische Friede müsse in Zukunft durch Deutschland gesichert werden; gegen England, ohne Rußland, wenn möglich mit Frankreich. Doch zu dieser Aufgabe könne Deutschland als solches nicht stark genug

[1] Op. cit., S. 25. [2] Op. cit., S. 18.

werden, und es vermöge sie nur dann zu lösen, wenn es gelinge, auf deutsche Anregung einen mitteleuropäischen Staatenbund zu bilden, dessen auslandspolitische Aufgabe eben wäre, der politische Machtfaktor Europas zu sein, dessen es bedarf, um einerseits Rußland und andererseits England oder beiden zusammen als Gegengewicht zu dienen.

Der Kern dieses mitteleuropäischen Staatenbundes solle ein festerer staatlicher Zusammenschluß zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn als der gegenwärtige Bund von 1879 bilden. Die durch den Weltkrieg hervorgerufene Umgestaltung der inneren Verhältnisse beider Staaten ermögliche diese Veränderung. An dieses staatliche Kristallisationszentrum würden unter verschiedenen politischen Formen Holland, die drei skandinavischen Staaten, die Schweiz, Italien und die Balkanstaaten Anschluß finden. Das Resultat würde günstigstenfalls ein Staatenbund mit 8 Millionen Quadratkilometer Land und 200 Millionen Einwohnern sein. Also ein weit kleineres Landgebiet, als die Vereinigten Staaten, England und Rußland jeder für sich besäßen. Aber an Bevölkerungszahl werde er nur dem englischen Imperium nachstehen. Und „die wirtschaftliche Selbständigkeit wird durch den Kolonialbesitz der verbündeten Staaten gesichert"[1].

„Durch Verträge der sämtlichen Verbandsmitglieder untereinander müßte der Besitzstand eines jeden einzelnen gewährleistet und die gemeinsame Abwehr jedes Angriffes verbürgt werden"[2]. Durch geeignete Vereinbarungen lasse sich die wirtschaftliche und völkerrechtliche Gemeinschaft zwischen den verbündeten Staaten so weit steigern, wie es sich von den gemeinsamen Interessepunkten aus als nötig erweise und wie es durch die erlangten Vorteile motiviert werde. Im übrigen würden sie natürlich ihre politische, wirtschaftliche und kulturelle Selbständigkeit behalten.

Politische und wirtschaftliche Organisationspläne dieser und ähnlicher Art sind das, was mir mehr als irgend etwas anderes die wirklich aggressive Seite des deutschen Imperialismus, wie er im Begriffe ist, sich unter dem Einflusse der gegenwärtigen Weltkrisis auszukristallisieren, zu charakterisieren scheint. Hier begegnen wir der Aggressivität des deutschen Gedankens und der deutschen Organisationskraft.

Diese meine Charakteristik der Grundgedanken des deutschen Imperialismus im gegenwärtigen Augenblicke nach deutschem Zeugnisse würde seines wichtigsten Zuges ermangeln, wenn ich es unterließe, einige Stellen

[1] Op. cit., S. 33. [2] Op. cit., S. 35.

hinzuzufügen, welche die Ansicht eines deutschen Philosophen über die Lage beleuchten.

„Mit der Erklärung dieses Krieges", schreibt Professor Georg Simmel[1] in Straßburg, der vorher lange in Berlin gelehrt hat, „ist wohl über jede Seele in Deutschland eine Erschütterung gekommen, neben der alles, was auch der Schicksalsreichste von uns an Druck und Spannung, an Verhängnis und Entschlossenheit erlebt hat, plötzlich etwas Dünnes und Schmales wurde. — — — Seitdem ist, was uns zuerst als jenes dunkel mächtige Gefühl erschütterte, zu einem nun schon in vielen Formen ausgedrückten Gedanken geklärt: daß das Deutschland, in dem wir geworden sind, was wir sind, versunken ist wie ein ausgeträumter Traum und daß wir, wie auch immer die jetzigen Ereignisse auslaufen mögen, unsere Zukunft auf dem Grund und Boden eines anderen Deutschland erleben werden. — — —"

Die Älteren, welche das Jahr 1870/71 völlig bewußt erlebt hätten, seien nun vor die Aufgabe gestellt „noch einmal ein Leben auf neuen Voraussetzungen und in neuer Atmosphäre aufzubauen", Deutschland sei „von neuem in den Schmelztiegel geworfen — — —."

Die jetzt erreichte höchste Steigerung der Solidarität der Individuen mit dem Ganzen — mit der Nation, der Gesellschaft, dem Staate — habe nicht nur der Gesellschaft, sondern auch vor allem dem eigenen Seelenleben des einzelnen einen höheren organischen Wert geschenkt. „Den gemeinsamen Grund müssen erst starke Stöße in seiner Selbstverständlichkeit erschüttern, damit man ihn fühle, damit man wisse: wenn er sich aufreißt und wieder zu neuen Gestalten ballt, so wird nicht einfach ein abzugrenzender Teil deiner persönlichen Existenz ein anderer; sondern du hast nur eine Existenz, in der das Individuellste und das Allgemeinste sich an jedem Punkt zur Lebenseinheit durchdringen — — —, daß die mechanische Teilung zwischen jenen beiden untertaucht, ist einer der größten Gewinne dieser großen Zeit, der wieder einmal den organischen Charakter unseres Wesens fühlbar macht."

Dies sei ein Gewinn an gesteigertem Leben und echtem Leben, der weder wieder verloren gehen könne, noch wieder verloren gehen dürfe.

Der „Mammonismus" habe nicht nur das soziale Leben zu materialisieren, mechanisieren gedroht, sondern die größte Bedrohung sei gewesen, daß „er sich in allerhand Ideologien ästhetischer, weltanschaulicher, ethischer Art umsetzte" und so die höchsten Lebenswerte vergiftete. Nun aber gelte

[1] **Deutschlands innere Wandlung**, Straßburg 1914, S. 1.

das gerade Gegenteil von dem, was die materialistische Geschichtstheorie aussage; „alle materiellen Werte sind jetzt der bloße Überbau über tiefsten seelischen und idealen Entscheidungen und Entschiedenheiten". Deutschlands wirtschaftliche Opferwilligkeit bedeute gar nichts anderes, als daß das Rang- und Kausalverhältnis zwischen „Wirtschaft" und „Idealität" auf diese Weise umgekehrt worden sei.

Diese innere seelische Umwälzung hätte nicht jeder beliebige Krieg herbeiführen können, sondern nur ein Krieg, der das deutsche Volk in eine „absolute Situation" bringe und kein Abwägen eines Mehr oder Weniger an Opfern gestatte. „Denn die Frage: soll Deutschland sein oder nicht sein, kann nicht mit dem Verstand der Verständigen und seinen immer relativen Wägungen beantwortet werden, freilich auch nicht mit dem kindlichen Gemüt." Das deutsche Volk habe hier, in der Schicksalsstunde des Imperiums, seine im tiefsten Inneren verborgenen Schätze an dem „Vermögen, ein Unbedingtes zu erfassen" — „jene höchste Instanz, die Kant ‚das Vermögen der Ideen' nennt" — ans Tageslicht erheben gemußt.

„Diese innere Lage ist es, die ersichtlich das Ausland nicht versteht und die unsere europäische Einsamkeit bedingt. Daß unsere Not und unsere Verteidigung um die bare physische und wirtschaftliche Lebensmöglichkeit geht und zugleich um das höchste Seelische und Ideelle — um das zu begreifen, scheint es, muß man selbst im Zentrum des Erlebens stehen."

Die Idee, für welche Deutschland 1870 gekämpft habe, sei die Reichseinheit, das Imperium, gewesen. „Der Tatsache nach aber ist, was wir jetzt erleben, erst die Vollendung von 1870. Von neuem gilt es, das Reich zu gewinnen, nur wie auf einer höheren Stufe, in einem höheren Sinne des Gewinnens, dessen äußere Erscheinung nur es ist, daß es gilt, es zu schützen." Was 1870 erreicht worden sei, das sei nichts Endgültiges gewesen, sondern nur ein Material zum Weitergestalten. „Damals wurde das Reich geboren, heute geht es — und das wissen wir vielleicht erst heute — aus dem Jünglingsalter in das Mannesalter über, mit den neuen Aufgaben, den furchtbaren Gefahren und ungeahnten Verantwortungen, mit denen solcher Übergang sich vollzieht."

Als Frucht des imperialistischen Einigungskampfes im Jahre 1870 hätten sich dem deutschen Volke vor allem neue, große wirtschaftliche Möglichkeiten erschlossen. Jetzt im Weltkriege des Jahres 1914/15 gelte es, den äußeren Grund zur Verwirklichung neuer geistiger Möglichkeiten zu gewinnen.

„Seit einer Reihe von Jahren gehen die geistigen Bewegungen in Deutschland, wie aus der Ferne freilich, fragmentarisch, mehr oder weniger bewußt, auf das Ideal eines neuen Menschen zu." Nietzsche und der Sozialismus, Richard Wagner und der Naturalismus, eine neue Arbeitstechnik und eine neue Metaphysik und Religiosität, ein Ringen und Zusammenwirken zwischen ästhetischem und ethischem Streben, eine ungeheuere Mannigfaltigkeit äußerlich divergierender persönlicher Äußerungen, — alles laufe seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts immer mehr in einem breiten, tiefen Strombette von „Hoffnung, Arbeit, Ideal" zusammen, das eine höhere, edlere Gestaltung des Menschen selbst als Endziel habe.

„Nicht auf den Gewinn von dieser oder jener Vollkommenheit richtet sich die Absicht, sondern eine Epoche arbeitet sich auf, in der der Mensch als ganze Existenz das Ideal einer Neubildung ist — ein Ideal, das im großen Stil nicht häufig in der Weltgeschichte auftaucht: bei den Stoikern, im paulinischen Christentum, in der Renaissance, in nicht so entschiedener Weise in der Aufklärung und dem Revolutionarismus des 18. Jahrhunderts. Jetzt wissen wir: nicht viele Dinge sollen anders werden, sondern die Einheit Mensch."

„In dieser Struktur unserer gegenwärtigen Geistigkeit sehe ich das Pfand dafür, daß Deutschland wieder schwanger ist mit einer großen Möglichkeit. Es kann nicht wohl ein Zufall sein, daß das vom ersten Tage dieses Krieges an uns beherrschende Gefühl: Deutschland wird nicht sein, oder es wird ein anderes Deutschland sein —, es kann kein Zweifel sein, daß dies auf jene inneren Vorbereitungen trifft — — ."

„Dieser Krieg hat irgendwie einen anderen Sinn, als Kriege sonst haben." Als Symbol dieses Sinnes betrachtet Simmel die Tatsache, daß „erst mit diesem Kriege auch unser Volk endlich eine Einheit und Ganzheit geworden ist und als solches die Schwelle des anderen Deutschland überschreitet".

Ja, so philosophiert man gerade jetzt in dem großen, so sehr unter dem Sklavenjoche des „Militarismus" und des „preußischen Wesens" stehenden Lande zwischen den Vogesen und der Weichselmündung, zwischen der Ostsee und den Alpen — in dem „Barbaren"lande, dessen „pangermanische" Gewalttätigkeits- und Welteroberungspläne jetzt „im Namen der Menschheit" dadurch vernichtet werden müssen, daß das harmlose Zarenreich von den hochzivilisierten Westmächten England und Frankreich zu einem Kampfe „für Demokratie und Freiheit" und „für die Selbständigkeit der

kleinen Nationen" engagiert und eingeladen wird, gemeinsam mit ihnen in Berlin die humanen Bedingungen des neuen Weltfriedens zu diktieren. Welche dieser drei Mächte stellt ein hohes politisches und allgemein menschliches Ziel dieses entsetzlichen Weltkrieges auf und führt einen solchen Zweck auch durch? Das „heilige" Rußland? Das „praktische" England? Das „revanche"hungrige Frankreich?

# III

# Der Ausbruch des Welt-krieges / Imperialistische Diplomatie und imperia-listische Tat

# 14. Imperialistische Entwicklung und Diplomatie

Wenn wir den bisher auf die Frage des Zusammenhanges des Weltkrieges und der Weltgeschichte gerichteten Blick nun zu der Frage seines Ausbruches hinüberschweifen lassen und uns von seinen weltgeschichtlichen Ursachen und seiner intellektuellen Vorbereitung jetzt der den Kriegserklärungen vorangehenden diplomatischen Aktion zuwenden, dann erscheint es uns, als ob wir in einer ganz anderen Welt angelangt seien. Die gewaltige weltgeschichtliche Perspektive ist auf einmal verschwunden. Die scharfen staatlichen Entwicklungslinien und die klaren politischen Zwecke sind weg. Anstatt dessen stoßen wir überall auf Unklarheit, Ungewißheit, Geheimniskrämerei und Tücke. Die wahren Werte der staatlichen Faktoren und ihre definitive Gruppierung entschleiern sich nur so nach und nach während des diplomatischen Spieles mit „Depeschen" und „Noten". Und wenn die Diplomaten und die Minister des Auswärtigen schließlich von der Bühne abtreten müssen, um den Generalen und den Feldmarschällen Platz zu machen, dann stellt sich seinerzeit heraus, daß die fundamentalsten Züge der politischen Lage durch den Krieg und einzig und allein durch den Krieg an den Tag kommen. Es gibt offenbar politische Wahrheiten und auch andere soziale Wahrheiten, die nur ein Krieg oder sonst eine sehr langwierige Entwicklung enthüllen kann.

Diese Szenenveränderung hat ihren Grund ja darin, daß wir selbst die Faktoren unserer eigenen sozialen und politischen Entwicklung sind. Das schon abgeschlossen hinter uns liegende Stück sozialer oder staatlicher Geschichte können wir überblicken und uns die Hauptzüge einer Landschaft oder einer Karte klarmachen. Doch wenn wir zu dem gegenwärtigen geschichtlichen Augenblicke, der über die geschichtlichen Verhältnisse der nächsten Zukunft entscheidet, kommen, so müssen wir imstande sein, einen Einblick in unsere eigenen wie auch in anderer Menschen Gedanken, Pläne, Stimmungen, Begierden und Bestrebungen zu tun, um sagen zu können, daß wir die zuletzt entscheidenden Faktoren der Situation kennen.

Es gehört aber nun einmal dazu, daß wir gerade in einer solchen Lage einander nicht allzusehr in unsere Gedanken, Begierden und Gefühle hin-

einschauen lassen, sondern einander vielmehr hinsichtlich unserer tiefsten Absichten und Pläne gewöhnlich irreführen. Der Wahrheitssucher stößt hier auf ein eigentümliches Hindernis, das in allem menschlichen Gesellschaftsleben wohlbekannt ist: das absichtliche Verheimlichen der Wahrheit und das absichtliche Verbreiten der Unwahrheit. Und es gibt keine Situation des sozialen Lebens, in welcher wir — nach dem Zeugnisse der Geschichte — so erpicht darauf sind, allerhand Wahrheiten zu verheimlichen und allerhand Unwahrheiten zu verbreiten, wie in einer großen diplomatischen Krise, die zum Ausbruche eines Krieges geführt hat.

Es hat den Anschein, als ob die ungeheueren nationalen, politischen und wirtschaftlichen Interessen, die hierbei auf dem Spiele stehen, die meisten Menschen von dem großen Werte der Heimlichkeiten, Notlügen und Kriegslisten überzeugten. Und die nationalen Vorurteile und Gefühle, Vaterlandsliebe und Fremdenhaß, sind schon an sich Grund genug dazu, daß eine derartige Überzeugung sich mit Leichtigkeit wird geltend machen können.

Daher überrascht es nicht, daß wir während der Diplomatendiskussion, welche einen Weltkrieg einleitet, recht wenig über die weltgeschichtlichen Ursachen der Krisis hören und dieses sehr Wenige noch in wenig zuverlässiger Weise. Wir müssen sie uns selber in das Bild einfügen können, wenn uns jene Diskussion nicht nur als sinnloses Gerede, das um den eigentlichen Kern der Sache herumgeht, erscheinen soll — als ein Geschwätz, das schließlich nicht nur in physische Gewalt ausmündet, sondern auch mit einem Hagelschauer gegenseitiger Beschuldigungen wegen moralischer Erbärmlichkeiten endet.

Der Umstand, daß bald die eine, bald die andere Nation seit unvordenklichen Zeiten einen Riesenstaat mit unbegrenzter Erweiterungslust erschaffen hat, beruht in letzter Hand weder auf dem Milieu oder den geographischen Verhältnissen noch auf wirtschaftlichem oder anderem materiellen Zwange, sondern darauf, daß es in der menschlichen Seele überhaupt gigantische Veranlagung und unbegrenzte Expansivität gibt, sowie auch darauf, daß manche Völker mehr an dieser gesellschaftsbildenden Kraft besitzen und andere weniger.

Daß zugleich existierende Großstaaten, Imperien, Weltreiche, wenn sie durch Diplomatie oder Krieg beziehungsweise durch Diplomatie und Krieg Kenntnis voneinander oder Fühlung miteinander erlangt, die Frage nach der Vorherrschaft in der Welt oder nach der zwischen ihnen richtigen

Gleichgewichtslage durch Krieg zu entscheiden versucht haben, „das liegt in der Natur der Sache" — d. h. in der menschlichen Natur, und besonders in der Natur der menschlichen Gesellschaft und in der des imperialistischen Staates.

Es ist die Natur des Großstaates, sich auszudehnen, bis seine weitere Expansion auf ein Hindernis stößt, das stärker ist als seine eigene Expansionskraft. Unter primitiven Kulturverhältnissen können Naturhindernisse — z. B. Gebirge, Wüsten und Meere — der Expansion eine Grenze ziehen. Doch die Kultur überwindet schließlich alle derartigen Hindernisse. Und dann sind wir bei der gegenwärtigen Weltlage angelangt, die sich dadurch charakterisiert, daß die expansiven Großstaaten einander gegenseitig an weiterer Ausdehnung verhindern und die einzigen definitiven Hindernisse solch einer Expansion sind und sein müssen. Früher oder später werden sie durch ihre wirtschaftlichen, politischen und militärischen Expansionskräfte gegeneinander gedrängt und müssen in der Stärke der Nachbarn oder der Konkurrenten ein mehr oder weniger fühlbares Hindernis ihres eigenen Weiterwachsens und ihrer eigenen Machterweiterung sehen und erkennen. Oft ist schon das Besitzen und Ausnutzen eines gewissen geographischen Gebietes durch den einen Staat — trotz aller Geräumigkeit des Erdballes — damit gleichbedeutend, daß einem anderen Staate gewisse Entwicklungswege versperrt oder sehr verschlechtert werden.

Außerdem dürfen wir nicht vergessen, daß ein Großstaat, ein Weltreich, ein Imperium ein Staat ist und daß alle Staatsmacht ihrem Wesen nach zunächst, wenn auch nicht einzig und allein, Weltmacht und, im besonderen, militärische Machtausübung nach innen und außen hin ist. Unter dem eigenen speziellen Gesichtspunkte des Staates gesehen ist, wie ich bereits gelegentlich betont habe, die Möglichkeit eines Appellierens an die physische oder kriegerische Gewalt nichts Willkürliches, sondern im Gegenteil etwas, das die Art und Natur einer inneren Notwendigkeit hat.

Ein Staat findet seinen Platz in der Welt und entdeckt seinen Rang in der Welt durch Verkehr und Zusammenstoßen mit anderen Staaten. Zwei Imperien haben bisher tatsächlich niemals auf andere Weise erkunden können, wo die richtigen, wahren geographischen Grenzen zwischen ihren Ländern und Machtsphären liegen müssen, als dadurch, daß sie die Frage durch kolonisatorische und wirtschaftliche Expansion haben vorbereitend und durch friedliche Vereinbarung diplomatischer Art oder durch kriegerische Kraftmessung endgültig haben beantworten lassen.

Die hierbei hervortretenden und wirkenden psychischen Kräfte gestalten sich ursprünglich nicht zu klaren imperialistischen Gedanken und Plänen, sondern nehmen die Form dunkler, halb „unbewußter" imperialistischer Begierden, Bestrebungen und Gefühle an. Diesen Zug hat die imperialistische Expansion mit allen anderen sozialen Entwicklungsprozessen gemein. Es kommt aber stets in der Geschichte eines Großstaates oder Weltstaates eine Periode, da die imperialistischen Entwicklungstendenzen klar bewußt werden und anfangen, sich durch ein imperialistisches Denken über die Weltlage des Imperiums und durch ein planmäßiges Zurechtlegen der Lösung der zunächst bevorstehenden inneren und äußeren Entwicklungsprobleme des Imperiums beeinflussen zu lassen.

Wenn schließlich — nach einer mehr oder weniger langwierigen unbewußten oder bewußten Vorbereitung dieser Art — zwei oder mehr Imperien auf dem Punkte angelangt sind, wo die zwischen ihnen schwebenden, streitigen Expansionsfragen entschieden werden müssen, dann tritt die imperialistische Aktion in ihr drittes Stadium, das diplomatische, hinter welchem unmittelbar das vierte, das militärische, hervorschimmert. Der Erfahrung nach verhält es sich bei solchen diplomatischen Verhandlungen ja so, wie Fürst Trubetzkoi sagt[1], daß eine diplomatische Aktion nicht in anderem Maße auf Erfolg rechnen könne, als sie von „einer wirklichen Kraft" und nicht bloß von einem „Pappschwerte" unterstützt werde.

Wenn wir jetzt einen Augenblick aus rein sozialpsychologischen Gesichtspunkten unsere Aufmerksamkeit auf dieses „dritte" und „vierte" Stadium der imperialistischen Aktion — wo die imperialistische Diplomatie oder die imperialistische Staatskunst vor die Aufgabe gestellt sind, Expansions- und Rangkonflikte zwischen Imperien zu entscheiden — richten wollen, dann tritt zu allererst die beachtenswerte Frage nach der Kompetenz der Diplomaten und Staatsmänner zu der betreffenden, in denkbar höchstem Grade Anforderungen stellenden Art politischer Aufgaben hervor.

Wissen sie, was sie tun, oder wissen sie nicht, was sie tun?

Die Erfahrung lehrt uns, daß sie sehr oft durchaus nicht wissen, was sie tun. Und zwar ganz einfach aus dem Grunde, weil sie in betreff der wirklich fundamentalen Züge und Faktoren der gigantischen Gesellschaftsentwicklung niemals etwas gelernt und diese Entwicklung, bei deren Zuspitzung zu einer akuten diplomatischen und kriegerischen Krise sie zur Mit-

[1] Rußland als Großmacht.

wirkung durch Konferieren miteinander, durch Depeschenschreiben aneinander und durch Abfassen der letzten schicksalsschweren, über Frieden oder Krieg bestimmenden Beschlüsse berufen sind, auch niemals begriffen haben. Diplomatendienst und Hofdienst stehen einander in der Regel noch viel zu nahe, als daß ein Diplomat im allgemeinen ein ernster Politiker oder Staatsmann wird sein können. Und der Umstand, daß die Diplomaten in den meisten Fällen durch Geburt und Erziehung einer besonders exklusiven und in sozialer Beziehung veralteten Gesellschaftsklasse angehören, trägt nicht dazu bei, das sehr hohe intellektuelle Niveau, welches die Gesellschaften mit allem Rechte von den Vertretern gerade dieses Berufes verlangen könnten, zu verbürgen.

Mein Studium der veröffentlichten diplomatischen Urkunden über die Krisis und den Kriegsausbruch Ende Juli und Anfang August 1914 — während der 13 Tage vom 23. Juli an bis zum 4. August — hat mir die Überzeugung eingeflößt, daß das Beste, was sich von den meisten der hierbei agierenden Diplomaten und Minister des Auswärtigen sagen läßt, ist, daß *sie wußten, was sie wollten*, daß es aber einige gibt, von denen man dies auch nicht sagen kann, wenn man nicht zu der Theorie eines in hohem Grade *unterbewußten* „Wollens" greifen will.

Einige wollten den Krieg — absolut und unzweideutig. Andere wollten den Krieg nicht — ehrlich und aufrichtig. Andere wollten ihn und wollten ihn nicht. Keiner wollte den Krieg unter jeden beliebigen äußeren Verhältnissen, d. h. militärischen Bündnisverhältnissen. Aber einige wußten, daß, falls sie nur selber zuschlugen, die bereits existierenden politischen und militärischen Traktate und Vereinbarungen oder Anordnungen mit aller möglichen Sicherheit gewisse andere freundlich gesinnte Staaten — also als Helfer — in den Krieg hineinziehen würden.

Die Diplomaten eines gewissen Staates benutzten jene 13 Tage, um sich der Mitwirkung einer gewissen anderen, unschlüssigen Macht zu versichern und um eine gewisse dritte, nicht unschlüssige Macht wissen zu lassen, daß sie also auf zwei Mithelfer rechnen könne, wenn sie den Krieg, der im Begriffe sei auszubrechen, hervorzwinge. Die Diplomaten eines anderen Staates standen in hohem Grade außerhalb des Ganzen — in betreff der Einsicht in die Art der psychischen Faktoren der Situation, ihrer Gruppierungen und Handlungen — und einige unter ihnen waren gar nicht wenig verwundert darüber, daß es kam, wie es kommen mußte,

obgleich es ganz speziell *ihre* Aufgabe war, dies einigermaßen vorauszusehen.

Allen den mehr oder weniger entschieden kriegslustigen Diplomaten und Staatsmännern war es klar, daß es sehr wichtig war, nicht die Initiative zur Abgabe der Kriegserklärungen zu ergreifen. Die Karten sollten so ausgespielt werden, daß die durchaus nicht kriegslustigen Staatsmänner einer gewissen Gegenpartei diesen unpopulären Schritt zu tun hätten — was auch geschah. Als man auf diese Weise nun dahin gekommen war, wohin man wollte, setzte unmittelbar darauf nicht nur der militärische Krieg, sondern auch, mit noch größerer Heftigkeit, das „*moralische*“ Morden ein.

Hinter den Diplomaten und Staatsmännern, deren Namen ich in diesen Sammlungen von Staatsakten lese, sehe ich deutlich und klar die Führer der „*Kriegsparteien*“ in *sämtlichen* in den Konflikt verwickelten Staaten. Diese Eiferer für eine *gerade jetzt* erfolgende kriegerische Lösung des akuten imperialistischen Problems unseres Weltteiles sind nämlich durchaus nicht ebenso politisch anonyme *Oberhäupter*, wie sie es gerade in der einleitenden diplomatischen Literatur des Weltkrieges sind. Sie haben die Fäden in der Hand gehalten, und ihr Zupfen daran hat kräftig dazu beigetragen, das Handeln der Diplomaten und der Staatsmänner zu dem entsetzlichen Endresultate, das wir alle kennen, zu bringen.

Unter diesen wire pullers oder politischen Schauspielern hinter der diplomatischen Szene waren auch *Militärpersonen* in mehr oder weniger hoher, teilweise sehr hoher Stellung zu finden. Und schließlich darf man nicht vergessen, daß die leitenden militärischen Fachmänner überhaupt kaum umhin können, gerade auf die Form selbst des Ausbruches eines Krieges wie dieses, starken Einfluß auszuüben.

Je deutlicher es im Verlaufe des kurzfristigen aber außerordentlich intensiven diplomatischen Krieges (vom 23. Juli bis zum 4. August) wurde, daß er drohte, eine militärische Fortsetzung zu erhalten, desto bestimmender mußte mit jedem Tage, welcher verging, ja mit jeder Stunde der Einfluß militärischer Sachkenntnis auf die Art und Weise der *weiteren* Verhandlungen werden. Denn, *falls* das Ganze mit Krieg endete, mußte ja das Militär da einsetzen, wo die Diplomaten aufgehört hatten, und die Aussicht des Militärs auf Erfolg in *seinem* Berufe mußte zum Teil von der Beschaffenheit gerade dieses *Ausgangspunktes* seines Handelns abhängen.

Ich bin meinerseits durch die Dokumente davon überzeugt, daß höchste Militär- und Marinebehörden gewisser Länder gar nicht so kurze Zeit vor dem endgültigen Mißlingen der diplomatischen Verhandlungen eigenmächtig militärische Maßregeln von sehr entscheidender Bedeutung hinter dem Rücken der Diplomaten und der zunächst verantwortlichen Staatsmänner getroffen haben und daß jenes Mißlingen in recht hohem Grade hierin seinen Grund hatte.

Die leitenden Staatsmänner im Lande A wußten besser als die leitenden Staatsmänner des Landes B, daß gewisse militärische Führer im Lande B drohende Schritte unternahmen. Folglich blieben die Klagen über diese Schritte wirkungslos, und die militärischen Führer des Landes A sahen sich gezwungen, auf kräftige militärische Gegenmaßregeln zu dringen, welche natürlich die leitenden Staatsmänner im Lande B erschreckten. So wurden die Möglichkeiten zu friedlichem Übereinkommen zwischen diesen Gegnern glücklich und erfolgreich verhaspelt.

Man könnte mich fragen, weshalb ich mich in den letzten Sätzen einer Art Chiffreschrift bedient habe. Teils aus dem Grunde, weil ich einleitungsweise meine Totaleindrücke von den Diplomatenbüchern des Weltkrieges in möglichst zusammengedrängter und abstrakter Weise wiedergeben möchte, teils deswegen, weil ich diese Bücher, aufrichtig gesagt, zum großen Teile so beschaffen finde, daß eine gewisse „diplomatische" Vorsicht bei der Besprechung ihres Inhaltes recht angebracht ist, was jedoch nicht ausschließt, daß ich in der Folge einen Teil meiner Beobachtungen auf ganz unzweideutige Weise vorlegen werde.

Die Diplomatie hat bekanntlich ihre eigenen Traditionen. Sie spricht in der Regel nicht wie die gewöhnliche menschliche Zunge, sondern hat eine besondere Sprache, die dazu da sein soll, „die Gedanken zu verbergen", und die bisweilen offenbar dazu dienen muß, den Umstand zu verbergen, daß es an eigentlichen Gedanken gänzlich mangelt und daß man tatsächlich bloß „auf der Lauer liegt", um seinen Entschluß erst im letzten Augenblicke, wenn die Situation sich durch die Vorschläge und Handlungen der anderen Mitspieler geklärt hat, zu fassen.

Dies scheint mir z. B. bei Sir Edward Grey und einem oder dem anderen seiner Gesandten in den letzten Julitagen und zu Anfang August des Jahres 1914 der Fall gewesen zu sein, als sie einige Tage hindurch auf diplomatisch formvollendete Weise Englands sublime Handlungsfrei-

heit demonstrierten, jene Handlungsfreiheit, die sich in der schließlich entscheidenden Situation als absolut gefesselt erwies — und zwar unter verschiedenem anderen durch eine wohlbekannte Vereinbarung und eine staunenerregend intime Arbeitsteilung zwischen den französischen und den englischen Seekriegskräften.

Nun — dieser kleine Zug des Diplomatenkrieges unmittelbar vor dem Weltkriege ist ja längst nicht das einzige humoristische Moment des ersteren. (Ich bediene mich hier des Wortes „humoristisch" — natürlich! — in Übereinstimmung mit streng diplomatischen Traditionen.) Und ich muß offen eingestehen, daß es auf mich den Eindruck unfreiwilliger Komik macht, wenn ich sehe, wie redliche Wahrheitssucher sich begehrlich auf die gelben, weißen, grauen, roten oder andersfarbigen Diplomatenbücher stürzen, um aus ihnen die wirklichen und wahren Ursachen des Weltkrieges herauszufischen. Dagegen finde ich es, diplomatisch gesprochen, ganz und gar in der Ordnung, daß jeder Minister des Auswärtigen (in einer diplomatischen Art und Weise) sein Diplomatenbuch als Agitationsschrift für die Sache seines eigenen Landes aufs wärmste anempfiehlt, und daß die mehr oder weniger „neutralen" Personen, welche aufrichtigen Argwohn und Unwillen gegen eine gewisse kriegführende Macht hegen, die Entdeckung machen und verkünden, daß die Wahrheit über die Schuld am Ausbruch des Krieges, und besonders über die Schuld jener Macht daran, in den Diplomatenbüchern der anderen Mächte oder in dem Diplomatenbuche einer bestimmten anderen Macht zu finden sei.

Nach diesem Systeme müßten wir die Wahrheit über Deutschlands Schuld an dem Kriege in dem „Gelbbuche Frankreichs" finden, die Wahrheit über Österreich-Ungarns und Deutschlands Schuld in dem (orangefarbenen) „Gelbbuche Rußlands", die Wahrheit über Rußlands Schuld in dem „Rotbuche Österreich-Ungarns", die Wahrheit über Rußlands und Englands Schuld in dem „Weißbuche Deutschlands" und die Wahrheit über Englands und Belgiens Unschuld in dem „Weißbuche Englands" und dem „Graubuche Belgiens".

Das Verhältnis zwischen imperialistischer Entwicklung und imperialistischer Diplomatie ist außerordentlich verwickelt und dunkel. Die Ursachen des Weltkrieges des Jahres 1914/15 können wir einzig und allein durch das Studium der Weltgeschichte kennen lernen — natürlich bis zum 23. Juli 1914. Durch Studieren vielerwähnter Diplomatenbücher erfahren wir nur, daß gewisse Militärpersonen, Diplomaten und Staatsmänner den

Krieg wollten, daß andere seinen Ausbruch nicht verhindern wollten und daß wieder andere Diplomaten und Staatsmänner seinen Ausbruch gern verhindert hätten, es aber nicht konnten. Die Ursachen dazu, daß die Kriegslustigen die Oberhand behielten, stehen, wie gesagt, in der Weltgeschichte geschrieben — und zwar so deutlich, daß all und jeder sie lesen kann.

## 15. Großmachtdiplomatie, russischer Imperialismus und großserbische Propaganda

Die von den Regierungen Deutschlands, Englands, Rußlands, Frankreichs, Österreich-Ungarns, Serbiens und Belgiens veröffentlichten mehr oder weniger vollständigen Dokumentensammlungen zur Beleuchtung der diplomatischen Verhandlungen zwischen diesen Ländern während der 13 Tage vom 23. Juli bis zum 4. August 1914 sind durch eigene Fürsorge dieser Regierungen so gut in allen Ländern Europas verbreitet worden und Gegenstand so vieler Analyse und Diskussion in der Presse gewesen, daß es überflüssig erscheinen kann, ihnen hier viele Worte zu widmen. Eine sehr ausführliche vergleichende Analyse der ganzen Sammlung würde ganz gewiß außerordentlich interessant sein; aber ein solches Unterfangen würde allein schon Anlaß zu einem ziemlich dickleibigen Werke geben. Es bleibt mir hier daher nichts anderes übrig als der Versuch, nachzuweisen, wie jene Dokumentensammlungen einige wenige, aber meiner Meinung nach in höchstem Grade bedeutungsvolle Züge der diplomatischen Situation während jener 13 Tage beleuchten.

Es scheint mir, daß die Dokumentensammlungen und die seit Anfang August geschehenen Kriegsereignisse, sowie auch, und nicht zum wenigsten, die Entwicklung der politischen Weltlage in den fünf oder sechs der Krise vorangehenden Jahren uns — in einem Zusammenhange überblickt und aufgefaßt — zu gewissen sehr einfachen und klaren Fragen Veranlassung geben müßten. Und es scheint mir von großem politischem und psychologischem Interesse zu sein, daß man nachsieht, wie die Akten der Diplomatenbücher diese Fragen beantworten.

Die erste Frage solcher Art, wozu meines Erachtens Veranlassung vorliegt, ist diese: Weshalb hat Rußland den Weltkrieg veranlaßt?

Zu dieser Fragestellung scheinen die Dokumente in allem zu berechtigen. Und ich finde, daß sie zwei unzweideutige Antworten auf die Frage geben.

Die eine ist diese: weil Rußlands imperialistische Politik gegen die

slawischen Balkanstaaten und gegen Österreich-Ungarn, insofern als diese Monarchie slawische Nationen einschließt, klar aggressiver, ganz und gar nicht defensiver Art ist.

Die andere Antwort ist diese: weil die in politischer Beziehung Führenden in Rußland (wie überhaupt jeder gründliche und klarsehende Kenner der diplomatischen, militärischen und wirtschaftlichen Beziehungen Rußlands zu Frankreich und England während der letzten Jahre) mit einem an Gewißheit grenzenden Grade von Wahrscheinlichkeit auf Frankreichs und Englands gemeinsames Eingreifen gegen Deutschland in einem russischen Krieg mit diesem Lande rechnen konnten. Die Vereinbarungen und die Interessenlagen waren derartig, daß Rußland nur dafür zu sorgen brauchte, daß sein Krieg mit Deutschland überhaupt auf eine oder die andere Weise ausbreche; nachher mußte Frankreichs Beteiligung und, nach der Frankreichs, auch die Beteiligung Englands ganz automatisch folgen.

Rußland hat aus dem Konflikte Österreichs mit Serbien im Sommer 1914 deshalb den Weltkrieg provoziert, weil die Führer der aggressiven imperialistischen Politik Rußlands damals der Ansicht waren, daß die europäischen Entente- und Allianceverhältnisse einem russischen Schritte in „panslawistischer" Richtung und in der Richtung nach Konstantinopel hin in höchstem Grade günstig seien. Frankreich und England sind Mithelfer geworden, weil ihre „Interessen" und übernommenen Verpflichtungen es ihnen geboten.

Das Kunststück, welches die russische Diplomatie auszuführen hatte, um ihren Zweck zu erreichen, bestand teils darin, daß Rußland sich gegen Österreich Serbiens „Freiheit" zur „Ehrensache" machte, teils darin, daß die Kriegsprovokation so gehandhabt wurde, daß die entscheidende Kriegserklärung von Deutschland oder Österreich kommen mußte, nicht aber von Rußland.

Diese beiden diplomatischen Kunstgriffe waren von großer Bedeutung, um England mit fortzureißen — und ohne England wäre, wie die Akten zeigen, Frankreich schwerlich mitgegangen. Englands Staatsmänner aber hielten es in hohem Grade für wünschenswert oder, wie sie selber versichern, für durchaus notwendig, hinterdrein „beweisen" zu können, daß England teils „zum Schutze eines kleinen unschuldigen schwachen Staates" gegen Deutschland (und mit Rußland) kämpfe, teils aber aus dem Grunde, weil Deutschland den Krieg angestiftet habe.

Denn, sagt die englische Staatskunst, es ist ja sonnenklar, daß derjenige, welcher die erste Kriegserklärung erläßt, den Krieg „angestiftet" hat. Und es läßt sich ja nicht bestreiten, daß Serbien „ein kleiner unschuldiger, schwacher Staat" ist, den Rußland aus ungefähr ebenso selbstlosen und edlen Motiven „beschützt", wie England „seine Existenz selber aufs Spiel setzt", um Belgien und dessen „Neutralität" zu „verteidigen".

Das erste Grundfaktum, von welchem ich ausgehe, ist das Bestehen der großserbischen Bewegung und ihr Zweck, gewisse slawische Landesteile Österreichs von dieser Monarchie loszureißen. Mein zweites Grundfaktum ist die Unmöglichkeit, daß der österreichische Staat, wenn er so, wie er jetzt ist, erhalten bleiben will, jene großserbische Bewegung in der extrem aggressiven Form, die sie während der letzten sechs Jahre gezeigt hat, noch länger dulden kann. Ein drittes Grundfaktum ist die Undenkbarkeit des Bestehens der großserbischen Bewegung und ihrer Zuversichtlichkeit in dieser ihrer extrem aggressiven Form ohne vollste Garantie möglichst wirksamer bewaffneter Unterstützung von seiten Rußlands im Falle einer Krisis. Mein viertes Grundfaktum ist der Umstand, daß gerade im Juli 1914 Österreich ein außerordentlich starkes besonderes Motiv hatte, „die Frage der sog. großserbischen Agitation innerhalb der Grenzen der Habsburgschen Monarchie ein für allemal zu erledigen" — wie nach dem „Blaubuche Serbiens" der serbische Gesandte in Wien schon am 7. Juli seiner Regierung in Belgrad in unheilverkündendem Tone schrieb.

Nach dem am 28. Juni 1914 in Serajewo geschehenen Morde und nach Feststellung einer hiermit zusammenhängenden Steigerung der serbischen Feindschaft gegen Österreich muß für diesen Staat ein außerordentlich starkes, rein defensives Motiv vorgelegen haben, nun endlich einmal nachdrücklich mit der großserbischen Bewegung aufzuräumen, auch wenn sich herausstellen sollte, daß dies nicht in endgültiger Weise geschehen könne, ohne zu irgendeiner Beeinträchtigung der völligen politischen Unabhängigkeit Serbiens von seiten Österreichs zu führen — eine Beeinträchtigung, zu welcher das zwischen England und Portugal bestehende Verhältnis und Englands Verhältnis zu Belgiens „garantierter" Neutralität vielleicht gewisse bedeutungsvolle Analogien aufweisen könnten, von anderen vielleicht noch näherliegenden, England auch nicht fremden Fällen gar nicht zu reden.

Ich spreche hier also durchaus keine Ansicht über den Wert aus, den die großserbische Bewegung unter nationalserbischem und allgemeinmenschlichem Gesichtspunkte hat. Aber ich betone als ein Faktum ausdrücklich ihre Bereitwilligkeit, sich als Werkzeug der aggressiven Pläne des moskowitischen Imperialismus auf der Balkanhalbinsel und gegen Österreich benutzen zu lassen. Und ich behaupte, daß hierin, ausschließlich hierin die Ursache des Ausbruches des Weltkrieges liegt.

Ohne jene seltsame „Vermengung" von aggressivem, serbischem Nationalismus und aggressivem, moskowitischem Imperialismus wäre Österreich nie in die Zwangslage gekommen, zum Schutze seiner eigenen staatlichen Lebensinteressen einen Schritt tun zu müssen, der ihm als Beeinträchtigung der vollen politischen Unabhängigkeit Serbiens ausgelegt werden konnte und vielleicht auch zu einer solchen Beeinträchtigung geführt hätte. Diese „Unabhängigkeit" existierte in Wirklichkeit nicht. Sie war bereits, im Interesse der großserbischen Bestrebungen, gegen ein moskowitisches Protektorat vertauscht. Und deshalb stieß Österreich, als es eine Angelegenheit, die anscheinend, aber nur scheinbar, es selbst, Serbien und die großserbische Aggressivität anging, erledigen wollte, mit Rußland zusammen.

Ohne einen aggressiven moskowitischen Imperialismus hätte entweder gar keine großserbische Bewegung existiert, oder sie hätte, wenn sie dennoch vorhanden gewesen wäre, durch ihren Konflikt mit österreichischen Selbsterhaltungsinteressen und eventuellen Expansionsinteressen unmöglicherweise ernstere Unannehmlichkeiten für Europa und die Welt hervorrufen können als wieder einmal einen der unzähligen, rein örtlichen Balkankriege.

Wenn auch das „österreichisch-ungarische Rotbuch" — gleich dem „serbischen Blaubuche" und allen den übrigen Diplomatenbüchern — unbedingt mit aller möglichen Kritik und Vorsicht vom ernsten Forscher zu benutzen ist, so hat es doch als „Dokument" einen großen Vorzug vor allen den anderen. Es enthält einen, obgleich etwas schöngefärbten und einseitigen, so doch im großen und ganzen sehr sachlichen, vertrauenerweckenden Bericht über eine klarbegrenzte Gruppe von Tatsachen. Und es herrscht wohl keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß wir gerade in diesen Tatsachen den eigentlichen Grund der Situation, die ihrerseits die unmittelbare Veranlassung zum Ausbruche des Weltkrieges wird, zu suchen haben.

Ich habe hier das 55 Druckseiten starke Dokument Nr. 19 in dem „österreichisch-ungarischen Rotbuche" im Auge, worin das von dem Grafen Berchtold, dem österreichischen Minister des Auswärtigen an die österreichischen Gesandten in Berlin, Rom, Paris, London, Petersburg und Konstantinopel zur Mitteilung an die dortigen Regierungen gesandte „Dossier über die großserbische Propaganda und ihren Zusammenhang mit dem Attentate in Serajewo" enthalten ist.

Da es mir hier an Raum zur gründlichen Analyse dieses übrigens längst bekannten und vielbesprochenen Dokumentes fehlt, will ich mich darauf beschränken, ein Urteil des für die österreichischen und deutschen Gesichtspunkte jedenfalls nicht voreingenommenen Geschichtsforschers und liberalen Politikers Professor Nils Edén in Upsala anzuführen. Er schreibt in der Zeitung „Dagens Nyheter" vom 19. Februar 1915 folgendes über das betreffende „Dossier".

„Hinsichtlich der großserbischen Propaganda und des Mords von Serajewo legt Österreich offenbar die eigentliche Betonung auf das ebenerwähnte, den Großmächten überreichte Dossier. Es kann hier keine Rede davon sein, sich auf irgendeine Untersuchung dieser politischen Anklageakte, welche ja längst bekannt ist und deren Inhalt man überdies in verschiedenen Punkten gegenwärtig nicht unparteiisch beurteilen kann, einzulassen. Erneuertes Durchlesen verstärkt jedenfalls den Eindruck, daß das Anklagematerial sich im großen gesehen sehr ernst ausnimmt, wenn auch allerlei Zweifelhaftes und Geringfügiges darunter ist. Die serbischen Regierungsakten und diplomatischen Handlungen versuchen den Zeugnissen, die Österreich über die aggressive Agitation der ‚Narodna Odbrana' und anderer serbischer Vereine sowie über die unverschleierten Angriffe gewisser serbischer Zeitungen vorgelegt hat, dadurch die Spitze abzubrechen, daß sie allerlei Wendungen zur Entschuldigung oder zur Verringerung der Bedeutung der in Rede stehenden Erscheinungen vorbringen. Man läßt es sich besonders angelegen sein zu betonen, daß einerseits die heftigsten antiösterreichischen Ergüsse von bedeutungslosen Zeitungen herrührten und daß andererseits die serbische Presse durch Verfassung und Gesetz vollständig frei sei und von der Regierung nicht kontrolliert werden könne. Diese Einwendungen sind als Gegenbeweis dessen, was Österreich zum Vorwurfe macht, nämlich daß eine Bewegung und Verschwörungen in Serbien gegen die große Nachbarmacht bestanden, nicht annehmbar, und noch weniger Eindruck wird auf den Leser wohl die Versicherung machen, welche der serbische

Minister des Auswärtigen (am 1. Juli) allen Gesandtschaften zur Mitteilung übergab: daß ‚Serbien alles tue, damit sein Verhältnis zu der Nachbarmonarchie besser und immer freundschaftlicher werde‘, sowie auch daß Serbien ‚die anarchistischen Elemente‘ immer überwacht habe und von nun an ‚seine Wachsamkeit verdoppeln‘ werde. Es ist zu viel herausgekommen, als daß das offizielle Serbien seinen Teil der Verantwortung abschütteln könnte, sei es in bezug auf die vieljährige Propaganda, sei es in bezug auf seine Verbindung mit dem Fürstenmord. Daß die Lage für Österreich unerträglich geworden war, steht im wesentlichen fest.

„Die österreichischen Berichte vom 30. Juni bis zum 6. Juli bezwecken, noch mehr zu bekräftigen, daß sich das serbische Volk, wenn nicht die Regierung, an der in Serajewo geschehenen Tat durch die Art und Weise, wie die Nachricht davon aufgenommen wurde, mitverantwortlich gemacht habe. Sie malen in starken Farben aus, wie die gehässige Stimmung gegen die Nachbarmonarchie durch das an dem österreichischen Thronfolger und seiner Gemahlin verübte Verbrechen nicht gedämpft, sondern im Gegenteile noch angefeuert wurde. Ein Bericht aus Nisch glaubt konstatieren zu können, daß in ‚den sog. führenden Kreisen‘ kaum irgendwie Bestürzung oder Abscheu zu merken war, wohl aber Befriedigung, ja Freude, die sich in vielen Fällen ganz unverhüllt und auch in rohen Formen äußerte. Wenn man sich von offizieller serbischer Seite verurteilend über die Tat ausspreche, so erscheine dies demjenigen, welcher die Stimmung innerhalb der serbischen Intelligenz beobachtet habe, als bitterste Ironie. Das Attentat in Serajewo ist an dem Tage (am 28. Juni) verübt worden, an welchem man in Serbien das Nationalfest zur Erinnerung an die berühmte Schlacht auf dem Amselfelde (bei Kossovopolje) im Jahre 1389 feierte, und als nachmittags um fünf Uhr das Telegramm über das Geschehene in Belgrad eingetroffen war, hat man das Fest dort offiziell freilich um zehn Uhr abends aufhören lassen, aber es hat in nichtoffiziellen Formen weitergedauert, und die österreichischen Berichterstatter melden sowohl aus dieser Stadt wie aus anderen Orten Ausbrüche von Freude und ‚Beifall‘.

„Es ist ja nicht möglich, zu beurteilen, in welchem Maße diese Angaben ausgeschmückt worden sind. Als ungereimt oder auch nur unwahrscheinlich kann man sie nicht abfertigen. Da der serbische Minister des Auswärtigen (am 4. Juli) seine Gesandten instruiert, das zu dementieren, was die österreichischen Zeitungen über Ereignisse in Serbien nach dem Morde gesagt haben, beschränkt er sich aufs Bestreiten, daß ‚in Belgrad Demon-

strationen gegen die österreichisch-ungarische Gesandtschaft vorgekommen seien', eine Ableugnung, die richtig zu sein scheint, aber in diesem Zusammenhange doch wohl kaum genügen dürfte.

„Man gewahrt auch, daß die serbische Regierung, soweit aus ihren Aktenstücken hervorgeht, nach dem 28. Juni nichts getan zu haben scheint, um gegen die Elemente Serbiens, welche von anderer Seite wegen der antiösterreichischen Verschwörungen und der Tat von Serajewo als Frucht dieser Umtriebe verantwortlich gemacht werden konnten, positiv einzuschreiten. Es ist, wie von serbischer Seite betont wird, allerdings wahr, daß Österreich in dieser Richtung nicht eher mit einem Anliegen hervorgetreten ist, als bis durch die Note vom 23. Juli der Schlag erfolgte, aber doch mit der Ausnahme, daß der Gesandte in Belgrad am 30. Juni an den Minister des Auswärtigen die Frage gerichtet hat, welche Maßregeln die serbische Polizei zu ergreifen gedenke, um den Fäden des Attentates, die notorisch nach Serbien führten, nachzugehen. Darauf soll geantwortet worden sein, daß die serbische Polizei sich bis dahin noch überhaupt nicht mit der Sache befaßt habe. Man hätte nun erwarten sollen, daß die Regierung in Belgrad wenigstens jetzt, ohne erst daran erinnert zu werden, die Notwendigkeit einzugreifen gefühlt hätte. Ihr Gesandter in Wien beeilt sich denn auch (am 30. Juni), nachdem er ausgesprochen, daß ‚die königliche Regierung das Attentat aufs energischste mißbillige', zu versichern, daß sie ‚bestimmt und auf die loyalste Weise alles tun wird, um zu zeigen, daß sie auf ihrem Territorium keine Agitation oder irgendein Unternehmen strafbarer Art, das unserem schon so heiklem Verhältnisse zu Österreich-Ungarn Schaden bringen kann, dulden wird'. ‚Die Belgrader Regierung ist', fügt es hinzu, ‚bereit, wenn es sich herausstellt, daß es in Serbien Mitschuldige gibt, sie gerichtlich zu verfolgen'. Nichts aber deutet darauf hin, daß man in Belgrad gehandelt habe. Die Untätigkeit ließe sich vielleicht damit motivieren, daß man erst das Resultat der österreichischen Untersuchung abwarten mußte. Indessen wurde doch so viel über die allgemeine Richtung dieser Untersuchung aus Wien nach Belgrad gemeldet, daß aller Grund für die serbische Regierung vorgelegen zu haben scheint, sich nun aus eigenem Antriebe ans Werk zu machen. Nun glaubt der österreichische Minister des Auswärtigen, Graf Berchtold, noch an dem Tage, an welchem er die Note in Belgrad überreichen ließ, also am 23. Juli, konstatieren zu können, daß ‚Serbien es in der Hand gehabt hätte, den ernsten Schritten, die es unsererseits erwarten mußte, die Spitze abzu-

brechen', und zwar durch ‚spontane' Einleitung einer Untersuchung auf serbischem Gebiete, was aber unterblieben sei."

Dieses österreichische „Dossier" liest man indessen nur dann mit richtigem Verständnis, wenn man während der Lektüre daran denkt, daß das heilige Rußland über Serbien und die großserbische Propaganda wacht — so wacht, wie ein halbbarbarisches, in seiner vollen Expansionskraft stehendes Imperium über die für den Augenblick verlockendste Erschließung eines Weges zu seiner weiteren Expansion wacht!

Zu dem russischen „Panslawismus" hat jedoch — merkwürdigerweise — durchaus nicht immer das gegenwärtige warme Interesse des heiligen Rußlands an der Freiheit und den nationalen Interessen des kleinen „schwachen und schutzlosen" Serbiens gehört. Ich führe hier einen sehr sachverständigen, wenn auch keineswegs unparteiischen Zeugen an — aber unparteiische Zeugen sind jetzt dünngesäet und nicht immer auf ihre eigene Legitimation hin annehmbar! Der ehemalige ungarische Minister Graf Julius Andrassy schreibt in einem vom 22. Dezember 1914 datierten Briefe aus Budapest folgendes (Neue Freie Presse, Wien, 25. Dezember 1914, S. 6):

„Nach der Beendigung der Untersuchung über den Fall in Serajewo und nach der Veröffentlichung unserer Forderung anerkennt die russische Regierung, daß wir im Interesse der Ruhe unserer slawischen Provinzen berechtigt sind, von Serbien gewisse Maßregeln zu verlangen, und daß ein Teil unserer tatsächlichen Forderungen vollkommen berechtigt ist.

„Aber obgleich Rußland dies anerkennt, hält es schroff daran fest, daß Serbien nichts annehmen dürfe, was mit seiner Unabhängigkeit in Widerspruch steht, was jene Autorität verletzt, die Serbien als einem unabhängigen Staat gebührt, daß es von uns nicht besiegt werden und daß es nicht in eine, wenn auch nur politische Abhängigkeit von uns geraten dürfe. Rußland erklärt, daß es selbst dann nicht neutral bleiben könne, wenn wir die Zusicherung geben, daß wir die territoriale Integrität Serbiens nicht antasten werden und auch dann nicht, wenn wir versprechen, seine staatliche Unabhängigkeit zu respektieren. Es könne auch eine Besiegung des serbischen Heeres nicht dulden, weil Serbien dadurch in eine politische Abhängigkeit gebracht werden könnte. Mit klassischer Präzision drückt Sassonow diesen Standpunkt dem englischen Botschafter gegenüber aus, indem er ihm sagt: ‚Es sei klar, daß für Rußland Serbiens Abhängigkeit von

Österreich-Ungarn ebenso unerträglich sei als für Großbritannien die Abhängigkeit der Niederlande von Deutschland. In der Tat sei dies für Rußland eine Frage seines eigenen Bestehens.'

„Es ist der Mühe wert, diese mit dem Blut von Millionen besiegelte Erklärung von weltgeschichtlicher Bedeutung einer Analyse zu unterziehen.

„Vor allem konstatiere ich, daß der russische Standpunkt keinesfalls ein altes politisches Dogma Rußlands bildet, sondern eine Überzeugung ganz neuen Datums ist. Rußland hat über Serbien nicht immer so gedacht wie heute. Katharina die Große hat das serbische Gebiet für Rußland so wenig wichtig und unseren Einfluß daselbst für so wenig gefährlich gehalten, daß sie uns die Besetzung der serbischen Länder öfter angeboten hat. Dasselbe tat Zar Alexander der Erste in den napoleonischen Zeiten.

„Aber diese Auffassung Rußlands äußerte sich nicht bloß in Zeiten, in welchen der serbische Staat als solcher nicht bestand, sondern blieb auch später unverändert. Rußland hat sich die Interessen des serbischen Staates keineswegs immer so sehr zu Herzen genommen wie heute, ja die Interessen und die innigsten Wünsche Serbiens waren jener fette Bissen, mit welchem es uns für seine Orientpolitik gewinnen wollte. Sooft es eine gemeinsame Aktion mit uns im Orient entwickeln oder sooft es sich auch nur unsere Geduld für seine Aktionen sichern wollte, zahlte es immer mit serbischen Interessen. Es ist bekannt, daß Gortschakow von 1875—1878 öfter Versuche unternahm, um uns zu einer parallelen Aktion gegen die Türkei zu bewegen, indem er den Gegenstand der Herzenswünsche der Serben, das von Serben bewohnte Bosnien und die Herzegowina, uns versprochen hat.

„Und auch als es nicht gelungen ist, uns zu einer Aktion gegen die Türkei zu bewegen, bloß um sich unsere Neutralität zu sichern, hat Rußland bereitwillig seine Zustimmung dazu gegeben, daß im Falle eines Zusammenbruches der Türkei Bosnien und die Herzegowina uns, nicht aber Serbien zufallen. Es war bereit, für Bessarabien serbische Lebensinteressen preiszugeben. Gortschakow hatte so sehr das Gefühl, daß seine Politik eine Politik auf Kosten Serbiens ist, daß der letzte Punkt der Abmachungen von Reichstadt die Bedingung stellt, daß die Vereinbarung jedermann gegenüber, besonders aber Serbien und Montenegro gegenüber geheim bleiben müsse.

„Auch nach dem Berliner Vertrag setzt Rußland die Politik fort, deren Grundgedanke es ist, uns zum Nachteil Serbiens zu befriedigen. In dieser

Zeit machte es Bulgarien zur Basis seiner Berechnung. Es wollte Bulgarien befriedigen und sich unterordnen. Diesem Interesse zuliebe, um sich zu sichern, daß wir ihm in Bulgarien gewissermaßen freie Hand lassen, war es geneigt, uns auf Kosten der Serben zu unterstützen. 1881 und 1883 trifft es mit uns Vereinbarungen hinsichtlich der Annexion Bosniens und der Herzegowina. Dasselbe tut unmittelbar vor der tatsächlichen Annexion Iswolsky, der — damals allerdings nicht wegen Bulgariens, sondern den in der Meerengenfrage erhofften Vorteilen zuliebe — erklärte, daß Rußland die Annexion anerkenne. In Belgrad war lange Zeit unser politischer Einfluß der maßgebende, ohne daß Rußland dagegen Einwendungen erhoben hätte. Was Rußland jetzt mit einem Weltkriege verhindern will, stand damals selbst der vollsten Intimität zwischen Wien und Petersburg nicht im Wege.

„Als Serbien sich uns zuneigte, schlug das Drei-Kaiser-Bündnis seinen letzten Johannistrieb. Als der Battenberger König Milan geschlagen hatte, blieb Rußland dem Schicksal Serbiens gegenüber kühl bis ans Herz hinan. Es wurde auch nicht eifersüchtig, als wir es waren, die Serbien retteten und damit unseren dortigen Einfluß festigten. Wir mußten bei voller Gleichgültigkeit Rußlands jenes Serbien retten, welches jetzt der Augapfel Rußlands ist, in dessen Interesse jetzt das Blut der ehrlichen und friedliebenden russischen Muschiks vergossen werden muß.

„Und diese russische Politik hatte ihre Ursache nicht im Leichtsinn, sondern hatte ihre ernsten Gründe.

„Serbien liegt 400—500 Kilometer von den Grenzen Rußlands entfernt. Serbien ist nicht der Schutzwall Rußlands. Es liegt nicht zwischen Rußland und uns. Seine Lage ist eine ganz exzentrische. Rußland hat außerdem keine ernstlich in Betracht kommenden wirtschaftlichen Interessen in Serbien. Ohne direkte Verbindung mit Serbien hat es mit diesem kaum einen Handelsverkehr. Auch die natürlichste Expansion Rußlands führt nicht durch Serbien. Die russischen Ambitionen knüpfen sich an das großenteils russische Schwarze Meer. Die Rücksichten der wirtschaftlichen und militärischen Verteidigung Rußlands erfordern in erster Reihe die Herrschaft über das Schwarze Meer und den Besitz der Meerengen.

„Andererseits ist Serbien unser unmittelbarer Nachbar. Belgrad bildet den Schlüssel zum Donautal. Auf den Fall Belgrads folgte seinerzeit die türkische Invasion in Ungarn. Serbien ist zwischen Ungarn und Bosnien eingekeilt, und wenn der Russe davon ausgeht, daß der Serbe ihm stam-

mesverwandt ist, so können wir darauf verweisen, daß in Österreich-Ungarn mehrere Millionen wirklicher Serben wohnen. Sassonow hat die Kenntnisse des englischen Botschafters in Petersburg sehr gering veranschlagt, als er vor ihm Serbien mit Holland verglich. Er hat, wie es scheint, vorausgesetzt, daß der englische Diplomat mit der Geographie nicht im reinen ist. Das Beispiel Englands und Hollands ist nicht geeignet, über das Verhältnis Rußlands zu Serbien ein Bild zu geben. Es ist eher geeignet, das Gegenteil zu beweisen. England hat ein Interesse daran, die Suprematie des Deutschen Reiches in Holland zu verhindern, weil der Weg vom Deutschen Reich zum Herzen Englands durch Holland führt. Holland ist jenes Tor, durch welches England am leichtesten angegriffen werden kann. Sind Holland und Belgien neutral oder nehmen sie eine englandfreundliche Haltung ein, kann Deutschland nicht in die Nähe Englands gelangen. Außer von Frankreich her kann England nur von Holland und Belgien aus bedroht werden. Rußland kann von überall bedroht werden, nur von Serbien aus nicht.

„Serbien schützt wegen seiner exzentrischen Lage Rußland gegen keinerlei Angriffe. Serbien kann nicht das Tor oder die Basis für irgendwelche Angriffe gegen Rußland bilden.

„Die Serbien gegenüber oft befolgte russische Politik basierte somit auf realen Interessen. Deshalb wurde sie so oft wiederholt. Sie war auf der Wahrheit aufgebaut, daß sich an die Frage, was mit Serbien geschieht, kein Lebensinteresse Rußlands knüpfe, während auf uns das Schicksal und die Lage Serbiens einen unmittelbaren und entscheidenden Einfluß üben kann. Diese Politik ist davon ausgegangen, daß Serbiens Anschluß an uns den Bestand Rußlands nicht gefährden kann, daß aber ein Bündnis Serbiens mit Rußland, eine Abhängigkeit Serbiens von Rußland ohne jeden Zweifel eine der größten Gefahren ist, die wir uns vorstellen können, weil wir dadurch zwischen zwei Feuer gelangen. Rußlands Politik ist somit davon ausgegangen, daß es von seinen Lebensinteressen nichts aufopfert, wenn es mit Preisgabe der Interessen Serbiens sich die Freundschaft Österreich-Ungarns erwirbt.

„Vom Standpunkte der Geschichte und der Geographie aus besehen kann somit die gegenwärtige Politik Sassonows keinesfalls als Ausfluß eines aus den ständigen großen Interessen Rußlands fließenden Zwanges betrachtet werden. Ich will darum nicht leugnen, daß auch die Politik Sassonows ihre Berechtigung, ihren großen Sinn hat.

„Sie läßt sich nicht auf Gefühle und auf die Kraft der slawischen Solidarität zurückführen, denn derselbe Sassonow, der heute bereit ist, für Serbien das Blut und Geld der Russen aufzuopfern, dasselbe Rußland hat vor kurzem ruhig zugesehen, welcher Gefahr das slawische Bulgarien ausgesetzt ist und daß auf Kosten des slawischen Bulgariens das nichtslawische Rumänien und das nichtslawische Griechenland Eroberungen machten.

„Es sind zweifellos große politische Interessen, von denen sich Sassonow leiten läßt, nur sind diese nicht defensiver, sondern ausschließlich aggressiver Natur. Die volle Abhängigkeit Serbiens von uns ist eine Frage zweiten Ranges, sowie Rußland eine friedliche Politik führen will. Sie wird aber von entscheidender Bedeutung, sobald es zum Kriege mit uns entschlossen ist. Wenn Rußland uns brechen will, dann muß es auf jeden Fall Serbien unterstützen, auch dann, wenn Serbien eine revolutionäre Politik befolgt, auch dann, wenn es anerkennt, daß wir mit einem beträchtlichen Teile unserer Forderungen recht haben, selbst dann, wenn es anerkennt, daß Serbien unsere slawischen Provinzen gegen uns aufzuhetzen trachtet. Es ist dann sogar ein noch wertvollerer Bundesgenosse. Serbien ist die scharfe Klinge, jene Schere, mit welcher man unseren Lebensfaden durchschneiden kann. Deshalb war es so außerordentlich wichtig, daß es unter der freien Verfügung Rußlands bleibe.

„Dazu kam noch eine zweite Ursache. Rußland hat viele Anstrengungen gemacht, um die Balkanvölker zu befreien, und später, um seine Hegemonie auf dem Balkan zu sichern. All das war aber vergebens. Die Völker wollten nicht dankbar sein. Rumänien hat Rußland schon lange verloren, und wenn es jetzt große Kraftanstrengungen macht, um Rumänien wiederzugewinnen, so ist es doch ganz gewiß, daß Rumänien sein ständiger gehorsamer Diener nicht sein wird und auch nicht werden kann. Auch Bulgarien hat sich emanzipiert. Serbien blieb Rußlands einziger treuer Knappe; seine südslawischen Ambitionen ketten es an die Ambitionen Rußlands. Hätte Serbien bei Rußland nicht den entsprechenden Schutz gefunden, hätte es gefühlt, daß seine gegen uns gerichtete tollkühne Politik ihm zum Schaden gereichen werde, dann hätte Rußland auch diese letzte Stütze verloren, seine orientalische Politik hätte mit einem endgültigen Fiasko geschlossen. Deshalb hielt Rußland bei Serbien aus. Deshalb ist das Axiom Sassonows begreiflich, und deshalb läßt es sich aus tatsächlichen politischen Interessen ableiten. Nur in einem Punkt erfordert der Standpunkt Sassonows eine

Rektifikation. Er klammert sich an die volle Selbständigkeit Serbiens: nicht aus dem Grunde, weil er darin eine Vorbedingung der Sicherheit des Friedens und der kraftvollen Entwicklung Rußlands erblickt, sondern bloß, weil er seine offensive Politik anders nicht mit Erfolg fortsetzen kann."

Da der Weiterbestand Österreichs ebenso wichtig für Deutschland wie für Österreich selbst ist (nämlich, wenn es sich um die Verteidigung gegen die notorische Aggressivität des russischen Imperialismus handelt), blieb Deutschland natürlich nichts anderes übrig, als die Forderung Österreichs, daß man es seinen alten Zwist mit Serbien allein zum Austrage bringen lasse, zu stützen.

Es ist indessen klar, daß wir hier sowohl mit dem österreichischen wie mit dem deutschen Imperialismus und dem Kampfe beider gegen den moskowitischen Imperialismus Auge in Auge stehen.

Die diplomatischen Urkunden scheinen mir unwiderleglich zu beweisen, daß der österreichische Imperialismus sich in diesem Falle in einer Notlage außerordentlich dringlicher Selbstverteidigung befindet. Was die deutsche Nation anbetrifft, so bin ich lebhaft davon überzeugt, daß ihr Imperialismus überhaupt ihr einzig denkbarer Schutz gegen die imperialistische Aggressivität des Zarenreiches ist. Und es gibt noch andere Nationen als die deutsche, welche Veranlassung haben, den deutschen Imperialismus unter einem solchen Gesichtspunkte zu betrachten.

# 16. Russische Zielbewußtheit

Die Auszüge aus den verschiedenen Diplomatenbüchern, die ich hier nun wiedergeben werde, dienen zur Beleuchtung meiner oben angeführten grundlegenden Anschauungen und Schlüsse über die Gebundenheit der englischen und der französischen Diplomatie im Juli 1914, und zwar Gebundenheit nicht nur durch die Staatsinteressen, sondern auch durch bereits existierende Vereinbarungen und Staatsverträge, und über die Kunst der russischen Diplomatie, dieses Gebundensein Frankreichs und Englands an Rußlands Triumphwagen — oder an das, was nach Sassonows und seiner russischen Gefolgschaft Rußlands Triumphwagen werden sollte — zugunsten des russischen Imperialismus auszunutzen.

Aus Mangel an Raum muß ich in der Regel die Teile der Depeschen, welche mir die mir wichtige Frage nicht zu berühren scheinen, weglassen; doch wer die Originale zur Hand hat, der wird natürlich gut daran tun, sich sämtliche Dokumente ihrem vollständigen Wortlaute nach wieder in Erinnerung zu bringen.

Ich beginne mit dem „englischen Weißbuche“[1], dessen erste Depeschen mir besonders bedeutungsvoll zu sein scheinen.

(Nr. 1.) Sir Edward Grey an Sir E. Goschen (Berlin). London, Auswärtiges Amt, den 20. Juli 1914.

„Ich fragte heute den deutschen Botschafter, ob er Nachrichten darüber habe, was in Wien betreffs Serbiens geschehe.

„Er verneinte es, sagte aber, Österreich würde sicher einen Schritt tun, und er betrachte die Lage als sehr unbehaglich. — — —

„Ich sagte, ich nähme an, daß die österreichische Regierung nichts tun würde, bis sie zuvor der Öffentlichkeit ihre Anklage gegen Serbien bekanntgegeben hätte, die wahrscheinlich auf den Ergebnissen der Untersuchung fußen würde.

„Der Botschafter sagte, er nähme mit Gewißheit an, daß man auf Grund eines Sachverhaltes handeln werde, der bekanntgegeben würde.

„Ich sagte, dies würde es anderen leichter machen, wie z. B. Rußland, in Belgrad zur Mäßigung zu raten. In der Tat, je mehr Österreich seine

[1] Zitiert nach der Vierteljahrsschrift Die Eiche, Jahrgang 2, Nr. 4.

Forderung innerhalb vernünftiger Schranken halten könnte und je stärker seine Rechtfertigung dafür wäre, überhaupt eine Forderung zu stellen, desto mehr Gelegenheit würde vorhanden sein, die Sache auszugleichen. Ich verabscheute den Gedanken an einen Krieg zwischen irgendwelchen Großmächten, und es wäre entsetzlich, wenn irgendeine derselben durch Serbien in den Krieg gezogen würde. Der Botschafter stimmte diesem Gefühl von ganzem Herzen zu.

(Nr. 2.) Sir E. Goschen an Sir Edward Grey. (Erhalten am 22. Juli.) (Telegraphisch.) Berlin, den 22. Juli 1914.

„Gestern abend sah ich den Staatssekretär des Auswärtigen und im Laufe der Unterhaltung wurde die zu erwartende Demarche Österreichs in Belgrad von Seiner Exzellenz erwähnt. Seine Exzellenz war offenbar der Meinung, daß dieser Schritt von seiten Österreichs bereits getan worden sei. Er bestand darauf, daß die Frage, um die es sich handelte, derart sei, daß sie zwischen Serbien und Österreich allein gelöst werden und daß kein Eingriff von außen in die Diskussion dieser beiden Länder gemacht werden sollte. Er habe es daher als unratsam erachtet, daß sich die deutsche Regierung in dieser Angelegenheit an die österreichisch-ungarische Regierung wende. Er habe indessen bei mehrfacher Gelegenheit im Gespräch mit dem serbischen Minister betont, wie äußerst wichtig es sei, daß die österreichisch-serbischen Beziehungen auf die rechte Bahn gebracht würden.

„Endlich machte Seine Exzellenz noch die Bemerkung zu mir, daß seit langer Zeit Österreich Serbien gegenüber eine Stellung angenommen habe, die nach seiner Meinung von großer Duldsamkeit gewesen sei."

(Nr. 3.) Sir Edward Grey an Sir M. de Bunsen (Wien). London, Auswärtiges Amt, den 23. Juli 1914.

„Graf Mensdorff sagte mir heute, daß er morgen früh imstande sein werde, mir offiziell Kenntnis von der Note zu geben, welche, wie er hörte, heute von Österreich Serbien überreicht worden sei. — — —

„Als Graf Mensdorff mir sagte, er vermute, es würde sich um eine befristete Note handeln, welche in der Wirkung einem Ultimatum fast gleichkäme, sagte ich, daß ich dieses sehr bedauerte. — — —

„Graf Mensdorff sagte, wenn von Serbien in dem seit der Ermordung des Erzherzogs verflossenen Zeitraum freiwillig eine Nachforschung auf seinem eigenen Gebiet eingeleitet worden wäre, so hätte dies alles vermieden werden können. Im Jahre 1909 hätte Serbien in einer Note ge-

äußert, es beabsichtige auf dem Fuße guter Nachbarschaft mit Österreich zu leben, aber es habe nie sein Versprechen gehalten, es habe vielmehr eine Agitation getrieben, deren Ziel gewesen sei, den Bestand der österreichischen Monarchie zu unterwühlen, und es sei absolut notwendig für Österreich, sich zu schützen. — — —

„Graf Mensdorff sagte nichts gegen die Richtigkeit dieser Schilderung der möglichen Folgen der augenblicklichen Lage, aber er sagte, daß alles von Rußland abhängen würde. — — —

„Graf Mensdorff sagte, er hoffe, daß dies möglich sein würde, aber er stünde unter dem Eindruck, daß die Haltung in St. Petersburg in letzter Zeit nicht sehr günstig gewesen sei."

(Nr. 5.) Sir Edward Grey an Sir M. de Bunsen (Wien). London, Auswärtiges Amt, den 24. Juli 1914. (Telegraphisch.)

„Die an Serbien gerichtete Note ist mir gleichzeitig mit einer Erklärung der Gründe, die dazu führten, durch den Grafen Mensdorff mitgeteilt worden. — — —

„Graf Mensdorff antwortete, daß die augenblickliche Lage vielleicht niemals entstanden wäre, wenn Serbien nach der Ermordung des Erzherzogs die Hand geboten hätte; Serbien habe indessen kein Zeichen der Sympathie oder der Hilfe gegeben, obgleich bereits einige Wochen verflossen seien; eine Befristung, sagte Seine Exzellenz, wäre wesentlich wegen der Verzögerungspolitik Serbiens. — — —

(Nr. 6.) Sir G. Buchanan an Sir Edward Grey. (Telegraphisch.) (Erhalten am 24. Juli.) St. Petersburg, den 24. Juli 1914.

„Ich bekam heute morgen von Herrn Sassonow eine telephonische Nachricht des Inhalts, daß er gerade den Text des österreichischen Ultimatums erhalten habe.

„Seine Exzellenz fügte hinzu, daß eine Antwort binnen 48 Stunden gefordert sei, und er bat mich, ihn in der französischen Gesandtschaft zu treffen, um die Angelegenheit zu besprechen, da der österreichische Schritt deutlich besage, daß Krieg drohe.

„Der Minister des Auswärtigen sagte, Österreichs Verhalten sei ebenso aufreizend, wie es die Moral verletze; es würde niemals eine solche Handlung unternommen haben, wenn nicht Deutschland zuvor um Rat gefragt worden wäre; einige der Forderungen seien ganz unannehmbar. Er hoffte, die Regierung Seiner Majestät würde nicht verfehlen, ihre Solidarität mit Rußland und Frankreich auszusprechen.

„Der französische Botschafter gab mir zu verstehen, daß Frankreich alle Verpflichtungen erfüllen würde, die das Bündnis mit Rußland nach sich ziehen müßte, wenn die Notwendigkeit einträte, und außerdem Rußland bei allen etwaigen diplomatischen Verhandlungen stark unterstützen würde.

„Ich sagte, ich würde Ihnen einen vollständigen Bericht über das telegraphieren, was Ihre Exzellenzen mir soeben gesagt hätten. Ich könne natürlich nicht im Namen der Regierung Seiner Majestät sprechen, aber persönlich sähe ich keinen Grund dazu, von der Regierung Seiner Majestät eine Solidaritätserklärung zu erwarten, welche ihr die unbedingte Verpflichtung auferlegen würde, ihrerseits Rußland und Frankreich mit den Waffen zu unterstützen. Unmittelbare britische Interessen in Serbien seien nicht vorhanden, und ein Krieg um dieses Landes willen würde niemals den Beifall der öffentlichen Meinung Großbritanniens haben. Hierauf erwiderte Herr Sassonow, wir dürften nicht vergessen, daß die allgemeine europäische Frage darin eingeschlossen und die serbische Frage nur ein Teil der ersteren sei und daß Großbritannien sich seiner Rolle in den Problemen, die gegenwärtig zum Austrag stünden, nicht zu entziehen vermöchte.

„Als Antwort auf diese Bemerkungen sagte ich, ich hätte aus seinen Worten entnommen, daß Seine Exzellenz vorschlüge, Großbritannien solle sich einer Note an Österreich anschließen, des Inhalts, daß eine aktive Einmischung seinerseits in die inneren Angelegenheiten Serbiens nicht geduldet werden könnte. Wenn aber Österreich nichtsdestoweniger fortführe, trotz unserer Vorstellungen militärische Maßnahmen gegen Serbien zu ergreifen, so fragte ich, ob es dann die Absicht der russischen Regierung sei, sogleich Österreich den Krieg zu erklären?

„Herr Sassonow antwortete, er selbst denke, die russische Mobilisierung werde in jedem Fall ausgeführt werden müssen; aber es solle am Nachmittag ein Ministerrat stattfinden, um die ganze Frage zu besprechen. Es würde, wahrscheinlich morgen, eine weitere Sitzung unter dem Vorsitz des Zaren abgehalten werden, in welcher eine Entscheidung getroffen werden sollte. — — —

„Der französische Gesandte und Herr Sassonow fuhren beide fort, wegen einer Erklärung völliger Solidarität mit der französischen und russischen Regierung seitens der Regierung Seiner Majestät in mich zu dringen, und ich sagte daher, es scheine mir möglich, daß Sie vielleicht geneigt wären, sowohl der deutschen als der österreichischen Regierung eindringliche Vor-

stellungen zu machen und ihnen nachdrücklich vor Augen zu führen, daß ein Angriff Serbiens durch Österreich den ganzen Frieden Europas gefährden würde. Vielleicht würden Sie eine Möglichkeit sehen, ihnen zu sagen, daß eine solche Handlung seitens Österreichs wahrscheinlich ein Einschreiten Rußlands bedeuten würde, das Frankreich und Deutschland hineinziehen würde, und daß es für Großbritannien schwierig wäre, unbeteiligt zu bleiben, wenn der Krieg allgemein würde. Herr Sassonow erwiderte, wir würden früher oder später hineingezogen werden, wenn der Krieg ausbräche; wir würden die Wahrscheinlichkeit des Krieges erhöht haben, wenn wir nicht von Anfang an gemeinsame Sache mit seinem Lande und mit Frankreich machten; in jedem Fall hoffe er, die Regierung Seiner Majestät würde starke Mißbilligung einer Aktion von seiten Österreichs aussprechen. — — —

„Nach der Sprache des französischen Gesandten scheint mir, daß Frankreich und Rußland, wenn wir ablehnen, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, entschlossen sind, sich stark zur Wehr zu setzen."

Auffallend an diesen Depeschen ist erstens Sir Edward Greys Ungeneigtheit oder vielleicht teilweise auf Unkenntnis basierte Unfähigkeit, sich mit der realen Bedeutung der serbischen Frage für Österreichs Selbsterhaltung einerseits und des aggressiven politischen Strebens Rußlands andererseits zu befassen oder diese Bedeutung anzuerkennen. Er begnügt sich, bei rein formellen Gesichtspunkten stehenzubleiben. Und trotz des schon von Anfang an sehr unheilverkündenden Tones in Wien und Berlin sowohl wie in Petersburg unterläßt er es konsequent, während der ganzen Krisis, Englands besonders nahe zur Hand liegendes Machtwort zu benutzen, um zu verhindern, daß Rußland Frankreich und England „um Serbiens willen" in einen Krieg hineinziehe. Sir Edward hätte nur zu erklären brauchen, daß das englisch-französische Flottenübereinkommen und das Versprechen, ein englisches „Expeditionskorps" nach Frankreich oder Belgien zu schicken, in diesem Falle nicht gelte — und der Krieg wäre dann entweder auf Österreich und Serbien oder auch auf Österreich und Deutschland gegen Rußland und Serbien beschränkt geblieben. Natürlich hätte Rußland im letzteren Falle als einzige Aussicht die einer vernichtenden Niederlage gehabt, weshalb sein schließliches Eingreifen wohl unterblieben wäre.

Besonders beachtenswert ist überdies Sir Edwards Verständnislosigkeit

oder sein Mangel an gutem Willen, einzusehen, wie notwendig schnelle militärische Maßregeln gegen Serbien für Österreich sein mußten, bevor Rußland sich einmischen konnte, und sowohl für Österreich wie auch für Deutschland, nachdem Rußland angefangen hatte, mobil zu machen. Sir Edward ist ruhig wie ein Olympier und hat außerordentlich viel Zeit — unter anderem zu irgendeiner neuen Art Gesandtenkonferenz oder dergleichen — und er kann absolut nicht begreifen, daß ein mobilmachendes Rußland Leute drunten in Mitteleuropa nervös zu machen imstande ist. Sassonows kategorische Drohung mit Mobilmachung am 24. Juli läßt ihn vollkommen gleichgültig — sie richtet sich ja nicht gegen England.

Ein weniger insularer Beobachter kann jedoch über den von Anfang an außerordentlichen kriegerischen und aggressiven Geist der Mitteilungen Sassonows keinen Augenblick im Zweifel sein. „Die russische Mobilisierung werde in jedem Falle ausgeführt werden müssen!" Ich notiere außerdem einerseits die inhaltsreiche Andeutung über Deutschlands Mitschuld an Österreichs „unmoralischem Verhalten" und andererseits den lockend-pochenden Ton in der von dem russischen Minister des Auswärtigen ausgesprochenen Hoffnung, daß „die Regierung Seiner Majestät nicht verfehlen werde, ihre Solidarität mit Rußland und" — mit wem? Nun: mit „Frankreich auszusprechen!"

Wie wunderbar à propos kommt doch hier, unmittelbar darauf, der Zusatz: „Der französische Gesandte gab mir (dem englischen Gesandten in Petersburg) zu verstehen, daß Frankreich alle Verpflichtungen erfüllen würde, die das Bündnis mit Rußland nach sich ziehen müßte, wenn die Notwendigkeit einträte." Dies ist also schon am 24. Juli ganz klar! Und wie kam dieses kleine Wunderwerk einer plötzlichen diplomatischen Bearbeitungskunst zustande? Ganz einfach dadurch, daß der russische Minister des Auswärtigen eine Zusammenkunft mit dem englischen Gesandten verabredet — die aber nicht in seinem Hause oder in seiner eigenen Kanzlei, sondern bei dem französischen Gesandten in Petersburg stattfinden soll!

Nicht genug hiermit. Der englische Gesandte hält es für notwendig, zu wiederholen: „Der französische Gesandte und Herr Sassonow fuhren beide fort, wegen einer Erklärung völliger Solidarität mit der französischen und russischen Regierung seitens der Regierung Seiner Majestät in mich zu dringen" („continued to press me for a declaration of complete solidarity")!

England müsse sowohl der deutschen wie der österreichischen Regierung „eindringliche Vorstellungen machen". Bei Rußland und Frankreich aber ist so etwas natürlich gar nicht nötig — nach der in Petersburg herrschenden Anschauung, die sich merkwürdigerweise auch in allem als die Londoner Auffassung erwies. Was indessen nicht verhindert hat, daß englische Staatsmänner, Parlamentarier, Akademiker und andere Staatsbürger sich in Wort und Schrift ausschließlich auf „Englands Weißbuch" berufen, und zwar als auf den überzeugendsten Beweis, daß England „noch bis zum letzten Augenblicke", ja noch nach „dem letzten Augenblicke" sich „aufrichtig" und „unverdrossen" im Interesse des Friedens bemüht habe.

Ist es nun vielleicht in dieser einzigen kleinen Depesche mit englischer Nachgiebigkeit und russischer Kraftsprache gegen England zu Ende? Keineswegs!

Der englische Gesandte stellt in Aussicht, daß Sir Edward Grey in Berlin und Wien klarmachen werde, „daß es für Großbritannien schwierig wäre, unbeteiligt zu bleiben, wenn der Krieg allgemein würde". Und Sassonow erklärt, daß England „früher oder später hineingezogen werden würde, wenn der Krieg ausbräche", und daß England den Ausbruch des Krieges am besten dadurch verhindere, daß es „von Anfang an gemeinsame Sache mit seinem (Sassonows) Lande und mit Frankreich" mache!

Sir Edward tat jedoch weder das eine noch das andere. Er versuchte nicht, den Ausbruch des Weltkrieges dadurch zu verhindern, daß er zu rechter Zeit klar und deutlich aussprach, daß England Rußland-Frankreich nicht helfen werde. Und er versuchte nicht, den Ausbruch des Weltkrieges dadurch zu verhindern, daß er zu rechter Zeit klar und deutlich aussprach, daß England Rußland-Frankreich helfen werde. So beschleunigte er den Ausbruch des Weltkrieges durch eine Untätigkeit, die ganz entschieden außerordentliche Ähnlichkeit mit „unterbewußtem" Kriegswillen und geduldigem Warten auf die unter demagogisch-demokratisch-parlamentarisch-liberalen englischen Gesichtspunkten richtige Motivierung einer Beteiligung am Kriege auf der russisch-französischen Seite hat.

Jeder Offizier wußte natürlich, daß unter solchen Verhältnissen Belgiens „Neutralität" prädestiniert war, Sir Edward Grey zu dem Entschlusse und der Handlung zu verhelfen, über deren Beschaffenheit das englische Diplomatenbuch lange vor dem 4. August — dem Tage der Kriegserklärung Englands an Deutschland — völlige Klarheit gibt.

Daß es Sir Edward Grey im Anfangsstadium der Krisis nicht an Gelegenheit gefehlt hat, sich eine Vorstellung von dem deutschen Standpunkte zu dem Konflikte zwischen Österreich und Serbien zu machen, davon zeugen zwei Dokumente seines eigenen Diplomatenbuches, Nr. 7 und Nr. 9.

Das erstere ist ein Telegramm des englischen Gesandten in Wien, das am 24. Juli in London eintraf und mit folgenden Worten schloß: „Seine Exzellenz", der österreichische Minister des Auswärtigen, „fügte hinzu, die Doppelmonarchie fühle, daß ihre Existenz selbst auf dem Spiele stehe, und der unternommene Schritt habe im ganzen Lande große Befriedigung erregt. Er glaube nicht, daß irgendeine Macht Einwendungen gegen das, was geschehen sei, machen könne."

Das zweite ist eine „durch den deutschen Gesandten am 24. Juli 1914 überreichte Note" mit folgendem Wortlaute.

„Die Veröffentlichungen der österreichisch-ungarischen Regierung in bezug auf die Umstände, unter welchen die Ermordung des österreichischen Thronfolgers und seiner Gemahlin stattfand, enthüllen in nicht mißzuverstehender Weise die Ziele, welche die großserbische Propaganda sich gesetzt hat, und die Mittel, welche sie braucht, um diese zu verwirklichen. Die jetzt bekanntgegebenen Tatsachen müssen mit den letzten Zweifeln darüber aufräumen, daß der Aktionsmittelpunkt aller jener Bestrebungen, die sich auf die Losreißung der südslawischen Provinzen von der österreichisch-ungarischen Monarchie und deren Vereinigung mit dem serbischen Königreich richten, sich in Belgrad befindet und dort mindestens unter Duldung durch Mitglieder der Regierung und der Armee am Werke ist.

„Die serbischen Treibereien dauern schon viele Jahre an. In besonders markanter Form offenbarte sich der großserbische Chauvinismus während der bosnischen Krisis. Einzig der weitreichenden Selbstbeschränkung und Mäßigung der österreichisch-ungarischen Regierung und dem energischen Dazwischentreten der Großmächte ist es zu danken, daß die serbischen Herausforderungen, denen Österreich-Ungarn ausgesetzt war, zu keinem Konflikt führten. Die Zusicherung künftigen Wohlverhaltens, welche die serbische Regierung damals gab, ist nicht gehalten worden. Unter den Augen, mindestens mit der stillschweigenden Erlaubnis des offiziellen Serbien, hat die großserbische Propaganda beständig an Ausdehnung wie an innerer Stärke gewonnen; ihr muß das neuerliche Verbrechen zugeschrieben werden, dessen Fäden nach Belgrad führen. Es hat sich unzweideutig erwiesen, daß es ebensowenig mit der Würde wie mit der Selbsterhaltung der öster-

reichisch-ungarischen Monarchie vereinbar wäre, noch länger dieser Bewegung jenseits der Grenze untätig zuzusehen, durch welche die Sicherheit und die Integrität ihres Gebietes beständig bedroht werden. Unter diesen Umständen können das Vorgehen und die Forderungen der österreichisch-ungarischen Regierung nur als billig und maßvoll angesehen werden. Trotzdem schließt die Haltung, welche sowohl die öffentliche Meinung als auch die Regierung in Serbien in letzter Zeit angenommen hat, die Befürchtung nicht aus, daß die serbische Regierung die Einwilligung in jene Forderungen verweigern und sich zu einer herausfordernden Haltung gegen Österreich-Ungarn hinreißen lassen könne. Wenn die österreichisch-ungarische Regierung nicht endgültig die Großmachtstellung Österreichs aufgeben will, so bliebe ihr dann keine andere Wahl, als die Erfüllung ihrer Forderungen seitens der serbischen Regierung durch starken Druck und, wenn notwendig, durch militärische Maßnahmen durchzusetzen, wobei die Wahl der Mittel ihr überlassen bleiben müßte.

„Die kaiserliche Regierung legt großen Nachdruck auf ihre Ansicht, daß es sich im vorliegenden Falle nur um eine Angelegenheit handelt, die ausschließlich zwischen Österreich-Ungarn und Serbien auszutragen ist, und daß die Großmächte ernsthaft bestrebt sein sollten, sie auf diese beiden unmittelbar Beteiligten einzuschränken. Die kaiserliche Regierung wünscht dringend die Lokalisierung des Konfliktes, weil jede Einmischung einer anderen Macht kraft der verschiedenen vertragsmäßigen Verpflichtungen unabsehbare Folgen haben würde."

Wie gut Sir Edwards Auffassung der serbischen Frage tatsächlich mit der Rußlands harmonierte, ergibt sich aus dem nächsten Aktenstücke (Nr. 10), einem am 24. Juli von Sir Edward an den englischen Gesandten in Paris geschriebenen Briefe. Er lautet folgendermaßen.

„Nachdem ich heute zu M. Cambon von der Note Österreichs an Serbien, die ich heute morgen erhielt, und von meinen gestrigen Bemerkungen darüber zum Grafen Mensdorff gesprochen hatte, sagte ich M. Cambon, daß ich heute nachmittag den deutschen Botschafter sehen solle, der mich vor einigen Tagen privatim gebeten hatte, mäßigenden Einfluß in St. Petersburg auszuüben. Ich würde dem Botschafter sagen, daß wir uns natürlich, wenn die Übergabe dieses Ultimatums an Serbien nicht zu Schwierigkeiten zwischen Österreich und Rußland führe, keine Sorge darüber zu machen brauchten; aber, wenn Rußland diejenige Ansicht des österreichischen Ultimatums annähme, welche, wie es mir schiene, eine für Serbien interessierte

Macht annehmen müßte, so wäre ich ganz machtlos, angesichts der Bedingungen des Ultimatums irgendwelchen mäßigenden Einfluß auszuüben. Ich würde sagen, daß ich glaubte, die einige Möglichkeit, einen vermittelnden und mildernden Einfluß auszuüben, wäre, daß Deutschland, Frankreich, Italien und wir, die keine direkten Interessen in Serbien haben, zugunsten des Friedens zusammen handelten, und zwar gleichzeitig in Wien und St. Petersburg.

„M. Cambon sagte, falls eine Möglichkeit zur Vermittlung durch die vier Mächte vorhanden wäre, hätte er keinen Zweifel, daß seine Regierung sich gern daran beteiligen würde; aber er wies darauf hin, daß er in St. Petersburg nichts sagen könne, bis Rußland irgendeiner Meinung Ausdruck gegeben oder irgendwie gehandelt habe. Doch nach Verlauf von zwei Tagen würde Österreich in Serbien einmarschieren, denn die Serben könnten unmöglich die österreichischen Forderungen annehmen. Rußland würde durch seine öffentliche Meinung zum Handeln gezwungen sein, sobald als Österreich Serbien angriffe, und deshalb würde es, wenn einmal Österreich Serbien angegriffen habe, zu irgendeiner Vermittlung zu spät sein.

„Ich sagte, ich hätte nicht im Sinne gehabt, daß etwas in St. Petersburg gesagt werde, bis klar geworden wäre, daß es zu Schwierigkeiten zwischen Österreich und Rußland kommen müsse. Ich hätte gedacht, wenn Österreich in Serbien einrückte und Rußland dann mobilisierte, so würde es den vier Mächten möglich sein, für die Dauer der Vermittlung Österreich zum Stillstand seines Vormarsches zu nötigen und ebenso Rußland. Aber es wäre wesentlich für die Möglichkeit, einen solchen Schritt mit Erfolg zu tun, daß Deutschland daran teilnähme.

„M. Cambon sagte, daß es zu spät sein würde, nachdem Österreich einmal gegen Serbien vorgerückt wäre. Das Wichtigste wäre, durch Vermittlung in Wien Zeit zu gewinnen. Die beste Möglichkeit, daß diese angenommen würde, wäre, daß Deutschland sie den anderen Mächten vorschlüge.

„Ich fragte, ob er damit eine Vermittlung zwischen Österreich und Serbien meine. Dies bejahte er.

„Ich sagte, daß ich heute nachmittag mit dem deutschen Botschafter über den Gegenstand sprechen würde."

In dem nun folgenden Aktenstücke (Nr. 11, einem Telegramme vom 24. Juli an die englische Botschaft in Berlin) bestätigt Grey teils seine Unfähigkeit, den serbischen Konflikt aus anderen als ausschließlich russi-

schen und serbischen Gesichtspunkten zu sehen, teils seine entschiedene Ungeneigtheit, irgendwelchen wirklichen Druck auf Rußland auszuüben. Anstatt dessen will er, obwohl es an Zeit dazu fehlt, irgendeine Art des Zusammenwirkens der Großmächte im Dienste des Friedens zustandebringen.

„Die einzige Möglichkeit eines wirksamen vermittelnden oder mäßigenden Einflusses, die ich sähe", schreibt er aus seiner Unterredung mit dem deutschen Botschafter, „sei, daß die vier Mächte: Deutschland, Italien, Frankreich und wir gleichzeitig in Wien und St. Petersburg zugunsten von Mäßigung zusammenarbeiteten für den Fall, daß die Beziehungen zwischen Österreich und Rußland drohend würden.

„Die unmittelbare Gefahr liege darin, daß Österreich in wenigen Stunden in Serbien einmarschieren und russoslawische Gesinnung erfordern könne, daß Rußland Serbien zu Hilfe eile; es wäre sehr wünschenswert, Österreich dahin zu bringen, die militärische Aktion nicht zu beschleunigen und so mehr Zeit zu gewinnen. Aber keiner von uns könne Österreich in dieser Richtung beeinflussen, wenn nicht Deutschland einen solchen Schritt in Wien vorschlagen und daran teilnehmen würde. Es wäre gut, wenn Sie den Staatssekretär unterrichten würden.

„Fürst Lichnowsky sagte, es sei zu erwarten, daß Österreich sich in Bewegung setze, wenn die Frist abliefe, ohne daß Serbien unbedingte Annahme der österreichischen Forderungen in toto erklärte. In privatem Gespräch äußerte Seine Exzellenz, daß in keinem Falle eine verneinende Antwort von Serbien gegeben werden dürfe; eine in einigen Punkten günstige Antwort müsse sofort gegeben werden, so daß Österreich ein Grund an die Hand gegeben würde, nicht unmittelbar einzuschreiten."

Der Eindruck, den diese letzte Depesche erweckt, muß durch einen Blick in „das österreichisch-ungarische Rotbuch" vervollständigt werden. Das Aktenstück Nr. 17 darin ist ein Telegramm des österreichischen Ministers des Auswärtigen, Graf Berchtold, an den Grafen Mensdorff, den österreichischen Gesandten in London, und ist aus Wien vom 24. Juli 1914 datiert. Es lautet folgendermaßen.

„Ersuche, Sir E. Grey sofort aufzuklären, daß unsere gestrige Demarche in Belgrad nicht als formelles Ultimatum zu betrachten sei, sondern daß es sich um eine befristete Demarche handle, die, wie Euer Exzellenz Sir E. Grey streng vertraulich mitteilen wollen — wenn die Frist fruchtlos

abläuft — einstweilen nur von dem Abbruche der diplomatischen Beziehungen und von dem Beginne notwendiger militärischer Vorbereitungen gefolgt sein wird, da wir unbedingt entschlossen sind, unsere berechtigten Forderungen durchzusetzen.

„Euer Exzellenz sind ermächtigt, beizufügen, daß wir allerdings, wenn Serbien nach Ablauf des Termines nur unter dem Drucke unserer militärischen Vorbereitungen nachgeben würde, es zum Ersatze der uns erwachsenen Kosten verhalten müßten; bekanntlich mußten wir zweimal (1908 und 1912) Serbiens wegen mobilisieren."

In zwei vorhergehenden Urkunden (Nr. 14 und Nr. 16) derselben (österreichischen) Sammlung berichtet der österreichische Gesandte in Petersburg, daß sowohl er selbst wie der dortige deutsche Botschafter Sassonow versichert hätten (beide am 24. Juli), daß Österreich durchaus nicht mit dem Plane umgehe, „de dévorer la Serbie", wie Sassonow sich ausgedrückt habe; nicht zum wenigsten schon deshalb nicht, weil eine derartige Eroberungspolitik den vitalsten eigenen Interessen der Doppelmonarchie widerstreiten würde. Dagegen fordere Österreich, bei dieser Gelegenheit seine seit lange wachsende Rechnung mit der großserbischen Propaganda gegen den österreichischen Staat auf eigene Hand ins reine bringen zu können.

# 17. Englands „freie Hände"

Um nicht ein Opfer der sehr großen, aber des mir nur zur Verfügung stehenden Raumes wegen verhängnisvollen Versuchung zu werden, mit einer detaillierten Analyse eines Dokumentes des „englischen Weißbuches" nach dem anderen fortzufahren, mache ich nun einen Sprung vom elften Dokumente zu dem Dokumente Nr. 123, d. h. vom 24. Juli bis zum 1. August 1914. Wir haben demnach nun ein Schreiben Sir Edward Greys an Sir E. Goschen, den englischen Botschafter in Berlin, vor uns. Es lautet, wie folgt.

„Ich sagte heute dem deutschen Botschafter, die Antwort der deutschen Regierung in bezug auf die Neutralität Belgiens sei ein Gegenstand sehr großen Bedauerns, weil die Neutralität Belgiens dem Gefühl unseres Landes nahe gehe. Wenn Deutschland eine Möglichkeit sehe, die gleiche Versicherung zu geben, die Frankreich gegeben habe, so würde es sachlich dazu beitragen, die Beunruhigung und Spannung hier zu erleichtern. Andererseits, wenn ein kriegführender Teil die Neutralität Belgiens verletzte, während der andere sie respektierte, dann würde es außerordentlich schwer sein, die öffentliche Stimmung in unserem Lande im Zaume zu halten. Ich sagte, wir hätten diese Frage bei einer Kabinettsitzung erörtert, und da ich bevollmächtigt war, ihm dies zu sagen, gab ich ihm eine Denkschrift darüber.

„Er fragte mich, ob wir, wenn Deutschland verspräche, die belgische Neutralität nicht zu verletzen, uns verpflichten würden, neutral zu bleiben.

„Ich erwiderte, das könne ich nicht sagen; unsere Hände seien noch immer frei, und wir überlegten, welches unsere Haltung sein würde. Alles, was ich sagen könnte, sei, daß unsere Haltung in hohem Grade von der öffentlichen Meinung hier abhinge, und daß die belgische Neutralität sehr stark zur öffentlichen Meinung hier sprechen würde. Ich dächte nicht, daß wir ein Versprechen der Neutralität auf Grund dieser Bedingung allein geben könnten.

„Der Botschafter drängte sehr in mich, ob ich nicht Bedingungen aufstellen könnte, unter denen wir neutral bleiben würden. Er legte sogar nahe, daß die Integrität Frankreichs und seiner Kolonien garantiert werden könnte.

„Ich sagte, ich hielte mich für verpflichtet, endgültig ein Versprechen der Neutralität unter derartigen Bedingungen zu verweigern, und ich könne nur sagen, wir müßten unsere Hände frei behalten."

Dies ist das erste Dokument des „englischen Weißbuches", welches das Datum des 1. August trägt. Sir E. Goschens Telegramm an Sir E. Grey über Deutschlands Kriegserklärung an Rußland (am 1. August) ist vom 2. August datiert und trägt in der Sammlung die Nummer 144. Es ist also klar, daß der oben in extenso angeführte außerordentlich merkwürdige Bericht des englischen Ministers des Auswärtigen über seine eigene Unterredung mit dem Fürsten Lichnowsky, dem deutschen Botschafter in London, vor jener Kriegserklärung verfaßt ist. In Rußland, Österreich-Ungarn, Deutschland und Frankreich wurde mobil gemacht — aber Krieg war noch nicht ausgebrochen.

Englands „Hände" seien „noch frei", sagt Sir Edward, und er überlege, „welches seine Haltung sein würde" — noch in der zwölften Stunde! Aber jene „freien Hände" und jene „Überlegung" bringen es mit sich, daß England Deutschland nicht Neutralität versprechen kann, auch nicht unter ganz bestimmten Bedingungen, einerlei welchen! Nicht gegen Deutschlands Versprechen, Belgiens Neutralität zu respektieren! Nicht gegen Deutschlands Versprechen, die Integrität Frankreichs und seiner Kolonien zu garantieren! Sir Edward konnte „nur sagen, wir müßten unsere Hände frei behalten!"

Was blieb denn diesen „freien Händen" zu tun übrig? Nur eine einzige Handlung: auf Rußlands und Frankreichs Seite an dem Kriege gegen Deutschland teilzunehmen. Kann man dies „freie Hände haben" nennen?

Spricht nicht Sir Edwards Dokument 123 vom 1. August genau dieselbe russenfreundliche Sprache und zeugt es nicht von genau derselben absoluten Unfähigkeit oder von genau demselben Mangel an gutem Willen, auch nur ein Jota von der Lage der beiden mitteleuropäischen Staaten und ihrer Anschauung der Sache zu verstehen, wie die zehn oder elf ersten Dokumente in Sir Edwards Buche?

Nicht einmal der sehr naheliegende Gedanke, Belgien „einen Bruch seiner Neutralität durch Deutschland" zu ersparen, d. h. es vor einer entsetzlich ungleichen kriegerischen Kraftmessung, in Englands militärischem und politischem Interesse, zu bewahren, konnte Sir Edward ein Versprechen abgewinnen, daß England gegen Deutschland

neutral bleiben werde. England „muß die Hände frei behalten" — auch auf Kosten Belgiens! Ja — auch auf Kosten Frankreichs! Keine Garantien für die Integrität Frankreichs und seiner Kolonien im Falle des Unterliegens! „England muß die Hände frei behalten."

„Freie Hände", um dem Zarenreiche zu einer unberechenbaren Machtvergrößerung auf der Balkanhalbinsel, in Österreich und in Deutschland zu verhelfen! Das nennt man auf englisch „für Demokratie und Freiheit", „für die Selbständigkeit der kleinen Nationen" und „für die Heiligkeit der Staatsverträge" kämpfen.

„Freie Hände", um den Weltkrieg „Serbiens wegen" zu entfesseln — obgleich England, und zwar England allein, die Macht besaß, den Ausbruch des Weltkrieges zu verhindern!

Bestand also nicht tief drunten in der Seele der englischen Diplomatie der gute Wille, sowohl den Weltfrieden wie auch die Wohlfahrt des französischen und des belgischen Volkes aus Feindschaft gegen Deutschland aufs Spiel zu setzen?

Ist es nicht die ganze Situation hindurch vollkommen klar, daß hinter diesem Willen ein blinder, zuversichtlicher Glaube daran lag, daß gerade jetzt, da auch Rußland und Frankreich Deutschland angriffen, das Risiko unmöglich so besonders groß für England selbst sein könne?

An Englands eigener Geschichte seit dem Jahre 1600 hatte man ja, neben der Heeres- und Flottenstatistik des Jahres 1914, eine der stärksten Stützen für eine derartige Zuversicht auf Englands Unverletzlichkeit. Und Englands Geschichte seit dem Jahre 1600 forderte kräftig zu einem neuen „Kontinentalkriege" auf — jetzt gegen Deutschland.

Englands seelischer Zustand wird, wie mir scheint, bei dieser Gelegenheit besonders deutlich durch die außerordentlich sonderbare Logik in Sir Edwards Antwort auf das Anerbieten, daß Deutschland Belgiens Neutralität nicht verletzen werde, enthüllt. Er betont kräftig, daß „die belgische Neutralität sehr stark zur öffentlichen Meinung hier sprechen würde". Und er kommt zu dem Schlusse, daß er folglich „auf Grund dieser Bedingung allein" Englands Neutralbleiben nicht versprechen könne. Da nun folglich auch andere „Bedingungen" einer Neutralität Englands vorgeschlagen werden, ist Sir Edward moralisch empört! Weshalb? Weil er „freie Hände" zum Nichtneutralbleiben behalten will!

# 18. Englands moralische Gründe zur Kriegserklärung an Deutschland

Hier ist der richtige Ort, um einige völlig autoritative Deklarationen über Englands moralische Gründe zur Kriegserklärung an Deutschland aufzuzeichnen.

Das der Zeit nach erste Dokument dieser Art ist die Rede, welche Sir Edward Grey am 3. August 1914 im Unterhause gehalten hat. Ich gebe hier einige Auszüge aus dem vier und eine halbe Spalte umfassenden Referate in den „Times" vom 4. August wieder.

„Lassen Sie mich zuvörderst", sagte Sir Edward, „in aller Kürze hervorheben, daß wir (die Regierung besonders und Sir Edward nebst seinen Diplomaten) mit größter Folgerichtigkeit, ehrlichstem Vorsatze und dem größten Ernste, deren wir fähig sind, an der Erhaltung des Friedens gearbeitet haben." — — — „Wir werden so bald, wie nur möglich, die Dokumente über die Arbeit zur Bewahrung des Friedens, die wir in der vergangenen Woche ausgeführt haben, veröffentlichen; und ich hege keinen Zweifel, daß diese Dokumente, wenn sie veröffentlicht sein werden, jedem menschlichen Wesen klarmachen werden, wie energisch, aufrichtig und hingebend („strenuous and genuine and whole-hearted") unsere Bemühungen zur Erhaltung des Friedens waren — — —."

Sir Edward versichert nun, daß England auf keine Weise „durch Geheimverträge", die irgendeine „Ehrenverpflichtung" für das Land nach sich gezogen, diplomatisch gebunden gewesen sei. „Die Tripleentente war kein Bündnis, sondern eine diplomatische Gruppe." „In der gegenwärtigen Krisis haben wir noch bis gestern nichts mehr versprochen als diplomatische Unterstützung." „Besprechungen zwischen französischen und englischen militärischen Sachverständigen haben stattgefunden", aber „ohne bindende Kraft" für die Regierungen. Darauf redet Sir Edward eine ganze Weile über Marokko und 1912 und kommt dann völlig unerwartet mit der dreimal wiederholten, aber keineswegs neuen Kunde heraus, daß „die französische Flotte sich im Mittelmeere befinde!"

„Die französische Flotte ist jetzt im Mittelmeere, und Frankreichs nördliche und westliche Küsten sind unverteidigt. Weil die französische Flotte

im Mittelmeere liegt, ist die Situation eine ganz andere, als sonst, denn die zwischen den beiden Ländern" (England und Frankreich) „entstandene Freundschaft hat ihnen" (den Franzosen) „ein Gefühl der Sicherheit und Zuversicht gegeben, daß unsererseits nichts zu fürchten sei. Die französischen Küsten sind absolut unverteidigt. Die französische Flotte liegt im Mittelmeere und ist dort infolge des zwischen den beiden Völkern herrschenden Gefühles des Vertrauens und der Freundschaft seit einigen Jahren konzentriert."

Über den ebenso auffallenden wie märchenhaften Leichtsinn von Frankreichs Seite in dieser höchst wunderbaren Anordnung hat Sir Edward natürlich nicht ein einziges Wort zu sagen. Aber der phlegmatische englische Diplomat verleiht nun anstatt dessen seinen erregten Gefühlen („feelings") und seiner Anschauung, daß England unmöglich gefühllos („dispassionately") mitansehen könne, wie die französischen Küsten eintretendenfalls von den Deutschen verheert würden, sehr starken Ausdruck!

Darauf folgen einige Worte über „British interests in the Mediterranean" und über die Gefahr, die England dadurch laufe, daß die französische Flotte aus dem Mittelmeere fortgenommen werde! Sir Edward gibt sogar einen sehr deutlichen Wink von der Möglichkeit, daß Italien vielleicht auf seiten der „Alliance", auf seiten Deutschlands, im Mittelmeere losschlagen könne; und er erklärt, daß, seiner Meinung nach, Frankreich jetzt unbedingt das Recht habe, zu erfahren, welche Stellung England einzunehmen beabsichtige. Und deshalb hatte Sir Edward „gestern nachmittag" (also am 2. August) dem französischen Gesandten in London ein Schreiben überreicht, wodurch diese ganze absolut entscheidende auslandspolitische Angelegenheit endgültig von Sir Edward Grey abgemacht worden ist, ohne dem Parlamente auch nur den Schatten einer Möglichkeit zur Erwägung der Sache und zur Mitwirkung dabei zu lassen!

Das betreffende, den englischen „Parlamentarismus" und die englische „Demokratie" und politische „Freiheit" so beleuchtende Dokument ist in dem „englischen Weißbuche" unter Nr. 148 zu finden und hat folgenden Wortlaut.

Sir Edward Grey an Sir F. Bertie. — (Telegraphisch.) — Auswärtiges Amt, den 2. August 1914.

„Nach der Kabinettsitzung heute morgen übergab ich M. Cambon folgende Denkschrift.

‚Ich bin bevollmächtigt, eine Zusicherung abzugeben, daß die britische Flotte, wenn die deutsche Flotte in den Kanal oder durch die Nordsee kommt, um feindliche Operationen gegen französische Schiffahrt zu unternehmen, allen in ihrer Macht stehenden Schutz gewähren wird.

‚Diese Zusicherung ist natürlich der Bedingung unterworfen, daß die Politik der Regierung Seiner Majestät die Unterstützung des Parlamentes findet, und darf nicht als bindend für die Regierung Seiner Majestät angesehen werden, irgendwelche Aktion zu unternehmen, bis die oben bezeichnete Aktion der deutschen Flotte stattfinden sollte.

Ich setzte auseinander, wir hätten sehr umfassende Fragen und höchst schwierige Möglichkeiten in Betracht zu ziehen, und die Regierung fände, sie könnte sich nicht binden, notwendigerweise Deutschland den Krieg zu erklären, wenn morgen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbreche; aber für die französische Regierung, deren Flotte schon lange im Mittelmeer zusammengezogen sei, sei es wesentlich zu wissen, was für Pläne sie bei ihrer völlig unverteidigten Nordküste machen müßte. Wir hielten es daher für nötig, eine Zusicherung zu geben. Ich verpflichtete uns nicht zum Kriege mit Deutschland, wenn nicht die deutsche Flotte die bezeichnete Aktion unternähme; aber ich gab Frankreich eine Sicherheit, damit es imstande sei, über seine eigene Mittelmeerflotte zu verfügen."

Sir Edward erwähnt nun ganz beiläufig, daß Deutschland sich erboten habe, den Angriff auf die Nordküste Frankreichs zu unterlassen, wenn England sich verpflichten wolle, neutral zu bleiben. Er erledigt diese Frage mit den Worten: „but it is a far too narrow an engagement for us" — eine Phrase, die ich absichtlich nicht übersetze. Das Wort „narrow" erscheint mir ein sinnloser Vorwand — nichts anderes.

Darauf enthält das „Times"-Referat der Rede Sir Edwards beinahe zwei Spalten über die Neutralität Belgiens und die Gefahr, die es England bringen würde, wenn eine starke Kontinentalmacht das für Englands Machtstellung in Europa so außerordentlich wichtige Territorium Belgiens in seine Gewalt brächte. Und nun kommt Sir Edward schließlich auf die Frage der englischen Neutralität und die englischen Friedensbestrebungen zurück. „Es gäbe für die Regierung", sagt er, „in diesem Augenblicke nur eine einzige Art und Weise, außerhalb des Krieges zu bleiben, und dies wäre die, uns unbedingt neutral zu erklären. Das aber können wir nicht (!) tun. Wir haben uns (!) durch das Schreiben, das ich dem Hause vorgelesen habe

und das uns (!) an einem solchen Schritte verhindert, Frankreich gegenüber gebunden."

Ja — so einfach war die Sache!

Von Englands „freien Händen" und „Friedensbestrebungen" und von dem Einflusse des Parlamentes beim Beschluß über Krieg, Frieden und Neutralität erhält man hier unbestreitbar ziemlich klare Begriffe — wenn sie auch vielleicht den Begriffen, welche sich Sir Edward innerhalb und außerhalb Englands populär zu machen bemüht hat, nicht sehr ähnlich sind.

Das nächste Dokument der Serie, mit welcher ich es jetzt zu tun habe, ist die Rede, die der englische Premierminister am 6. August 1914 im Unterhause gehalten hat. Auch dieses Aktenstück verbreitet ein ebenso eigentümliches wie unfreiwilliges Licht über den Willen der englischen Regierung zur Neutralität und zum Frieden und über ihre „freien Hände".

Mr. Asquith beginnt seine Rede mit einer Hinweisung auf Sir Edward Greys eben von mir analysierte Auslassung.

„Wenn ich das Unterhaus bitte", sagte Mr. Asquith, „seine Zustimmung zu der Resolution, die der Herr Präsident eben vorgelesen hat, zu geben, so beabsichtige ich nicht, weil mir dies durchaus nicht notwendig erscheint, den Boden, auf welchen uns mein hochgeehrter Freund, der Minister des Auswärtigen, vor zwei oder drei Abenden geführt hat, wieder zu betreten. Er legte — und ich glaube nicht, daß sich eine seiner Behauptungen bestreiten läßt, und noch sind sie durchaus nicht bestritten worden — die Gründe dar, weshalb sich die Regierung Seiner Majestät wider ihren Willen und mit unendlichem Bedauern gezwungen sah, dieses Land mit einer Macht in Krieg zu bringen, mit welcher es viele Jahre hindurch, ja während mehrerer Generationen, auf freundschaftlichem Fuße gestanden hat. Doch, Herr Präsident, die Akten, die inzwischen dem Parlamente übergeben worden sind und sich jetzt in den Händen der geehrten Mitglieder befinden, werden, wie ich glaube, zeigen, wie eifrig, wie unablässig und ausdauernd sogar noch dann, als der letzte Hoffnungsschimmer zu erlöschen schien, die Versuche meines hochgeehrten Freundes, Europa einen ehrenhaften und dauernden Frieden zu sichern, gewesen sind. Jedermann weiß, daß in der großen Krisis, die im vorigen Jahre im östlichen Europa eintrat, es nach dem Zugeständnisse ganz Europas zum großen Teile, wenn nicht hauptsächlich, den Schritten meines hochverehrten Freundes zu verdanken war, daß das

Gebiet des Konfliktes beschränkt wurde und hinsichtlich der Großmächte der Friede erhalten blieb. Wenn seine Bemühungen bei dieser Gelegenheit unglücklicherweise weniger erfolgreich gewesen sind, so bin ich doch davon überzeugt, daß das Unterhaus und das Vaterland, sowie auch die Nachwelt und die Geschichte, wie ich hinzufügen kann, ihm einstimmig das zugestehen werden, was schließlich die größte Huldigung, die man einem Staatsmanne darbringen kann, ist, nämlich daß er, niemals einen Augenblick lang oder in dem geringsten Maße die Ehre und die Interessen seines eigenen Landes benachteiligend, wie wenige danach gestrebt hat, das größte Interesse aller Länder — den Weltfrieden — aufrechtzuerhalten und zu bewahren. Jene Akten, die jetzt in den Händen der geehrten Mitglieder sind, zeigen mehr als dies. Sie zeigen, welche Bedingungen man uns für unsere Neutralität angeboten hat. Ich hoffe, daß nicht nur die Parlamentsmitglieder, sondern auch alle englischen Bürger in der ganzen Welt die Mitteilungen lesen werden, daß sie die Mitteilungen, welche erst heute vor acht Tagen über diese Sache zwischen Berlin und London ausgetauscht sind, lesen, sich klar machen und durchdenken werden. Die Bedingungen, womit man unsere Neutralität zu erkaufen versuchte, sind in der Mitteilung des deutschen Reichskanzlers an Sir Edward Goschen am 29. Juli, Nr. 85 unseres veröffentlichten Berichtes, enthalten. Ich muß mich einen Augenblick auf sie beziehen."

Mr. Asquith faßt nun diese Depesche kurz zusammen und kommentiert sie mit ein paar Worten, aber ich ziehe es vor, sie hier in extenso anzuführen.

(Nr. 85.) Sir E. Goschen an Sir Edward Grey. — (Erhalten am 29. Juli.) — (Telegraphisch.) — Berlin, den 29. Juli 1914.

„Ich wurde heute abend zum Reichskanzler gerufen. Seine Exzellenz waren gerade von Potsdam zurückgekehrt.

„Er sagte, falls Österreich von Rußland angegriffen würde, befürchte er, ein europäischer Krieg würde unvermeidlich werden, gemäß den Verpflichtungen, die Deutschland als Verbündeter Österreichs habe, trotz seiner fortgesetzten Bemühungen, den Frieden zu erhalten. Er ging dann dazu über, folgendes feste Angebot für die britische Neutralität zu machen. Er sagte, es sei klar — soweit er imstande sei, das Hauptprinzip der britischen Politik zu beurteilen —, daß Großbritannien niemals zusehen und erlauben würde, daß Frankreich in irgendeinem Konflikt zertrümmert würde. Das sei jedoch nicht das Ziel Deutschlands. Vorausgesetzt, daß die britische Neu-

tralität gesichert wäre, würde er der britischen Regierung jede Sicherheit geben, daß die kaiserliche Regierung keine Gebietserwerbungen auf Kosten Frankreichs erstrebe, sollte sie siegreich sein in irgendeinem Kriege, der kommen möge.

„Ich fragte Seine Exzellenz darauf wegen der französischen Kolonien, und er antwortete, daß er nicht in der Lage sei, eine ähnliche Verpflichtung auf diesem Gebiet einzugehen. Was aber Holland anginge, so sagte Seine Exzellenz, solange Deutschlands Gegner die Unversehrtheit und Neutralität der Niederlande achteten, sei Deutschland bereit, der englischen Regierung die Versicherung zu geben, daß sie das gleiche tun würde. Es hinge von dem Verhalten Frankreichs ab, welche Maßnahmen Deutschland gezwungen würde, in Belgien zu ergreifen, aber wenn der Krieg vorüber wäre, würde die belgische Integrität geachtet werden, wenn Belgien nicht gegen Deutschland Partei ergriffe.

„Seine Exzellenz schloß damit, daß er sagte: ‚Solange er Kanzler sei, wäre das Ziel seiner Politik gewesen, wie Sie wohl wüßten, eine Verständigung mit England herbeizuführen. Er vertraue darauf, daß die obigen Versicherungen die Grundlage solcher Verständigung bilden würden, die er so sehr herbeiwünsche. Er habe ein allgemeines Neutralitätsabkommen zwischen England und Deutschland im Sinn, obwohl es natürlich im gegenwärtigen Augenblick zu früh wäre, es in seinen Einzelheiten zu erörtern und eine Versicherung der britischen Neutralität in dem Konflikt, den die gegenwärtige Krisis herbeiführen könne, würde ihm ermöglichen, die Verwirklichung seines Wunsches ins Auge zu fassen.

„Auf die Frage Seiner Exzellenz, was ich dächte, wie seine Bitte von Ihnen aufgenommen würde, antwortete ich, daß ich es nicht für wahrscheinlich hielte, daß Sie sich zu diesem Zeitpunkt in irgendeiner Weise binden würden, und daß ich der Meinung sei, Sie würden wünschen, volle Freiheit zu behalten."

Nach dem Referate dieser Depesche fährt Herr Asquith nun mit seiner Rede im Unterhause folgendermaßen fort.

„Was bedeutet dies? Ich will das Unterhaus fragen. Ich tue es nicht, um Erbitterung zu erwecken, um die Gefühle gegen Deutschland aufzureizen, sondern ich tue es, um die Stellung der britischen Regierung in dieser Angelegenheit zu rechtfertigen und klarzulegen. Womit war dieser Vorschlag gleichbedeutend? Erstens bedeutete er: daß wir, falls wir zugestimmt hätten,

hinter dem Rücken Frankreichs — das nicht von diesen Mitteilungen unterrichtet wurde — Deutschland gestattet hätten, im Falle eines siegreichen Krieges alle außereuropäischen Reiche und Besitzungen Frankreichs zu annektieren. Was bedeutete der Vorschlag in Beziehung auf Belgien? Wenn es, wie es in den letzten Tagen getan, seine rührende Bitte, unsere feierliche Verpflichtung für eine Garantie seiner Neutralität zu erfüllen, an uns richtete, was hätten wir antworten sollen? Welche Antwort hätten wir auf sein Ansuchen geben sollen? Wir hätten sagen müssen, daß wir ohne sein Wissen der Macht, die es bedrohte, unsere Verpflichtung zum Halten unseres gegebenen Wortes verkauft hätten. Das Unterhaus und das Vaterland haben natürlich während der letzten Stunden die rührende Bitte, die der König von Belgien getan, gelesen — ich beneide denjenigen nicht, welcher jenes Bittgesuch kalten Herzens lesen kann. Belgien kämpft und blutet. Wie hätte Großbritannien heute vor diesem Anblicke dagestanden, wenn wir jenem gemeinen Vorschlage zugestimmt hätten? Nun wohl, und was erhielten wir als Entschädigung, wenn wir unsere Freunde verrieten und unsere Verpflichtungen in schimpflicher Weise nicht erfüllten? Was erhielten wir dafür? Ein Versprechen — weiter nichts; ein Versprechen, wie Deutschland unter gewissen Eventualitäten handeln werde; ein Versprechen, beachten Sie es wohl — es tut mir leid, es sagen zu müssen, aber es muß betont werden — das eine Macht gegeben hat, die zu gleicher Zeit ihre Absicht, ihren eigenen Traktat zu verletzen, erklärte und uns aufforderte, es ebenso zu machen. Ich kann nur sagen, daß wir, wenn wir die Sache hingezögert oder um Frist gebeten hätten, wir als Regierung uns mit Schimpf beladen haben und die Interessen dieses Landes, deren Verwalter wir sind, verraten haben würden. Es freut mich, daß ich jetzt zu der Antwort übergehen kann, die mein hochgeehrter Freund gab und woraus ich dem Unterhause zwei der wichtigsten Sätze vorlesen werde. Das betreffende Aktenstück Nr. 101 meines Berichtes gibt die Stellung der britischen Regierung und, wie ich glaube, auch des britischen Volkes vor einer Woche an."

Mr. Asquith gibt nun wieder ein kurzes, kräftig kommentiertes Referat, das ich mit der betreffenden Depesche in extenso vertausche.

(Nr. 101.) Sir Edward Grey an Sir E. Goschen (Berlin). — (Telegraphisch.) — Auswärtiges Amt, den 30. Juli 1914.

„Ihr Telegramm vom 29. Juli.

„Die königliche Regierung kann auch nicht einen Augenblick den Vor-

schlag des Kanzlers in Erwägung ziehen, sich unter solchen Bedingungen zur Neutralität zu verpflichten.

„Was er von uns verlangt, geht in seiner Wirkung dahin, uns zu verpflichten, ruhig zuzusehen, während französische Kolonien genommen werden und Frankreich geschlagen wird, solange Deutschland kein französisches Gebiet, ausgenommen Kolonialgebiet, nimmt.

„Vom sachlichen Gesichtspunkt aus ist ein derartiger Vorschlag unannehmbar, denn Frankreich könnte, auch ohne daß ihm Land in Europa genommen würde, so zermalmt werden, daß es seine Stellung als Großmacht verlöre und der deutschen Politik untertan würde.

„Aber ganz abgesehen davon, würde es eine Schande für uns sein, auf Kosten Frankreichs diesen Handel mit Deutschland zu machen, eine Schande, von der der gute Name unseres Landes niemals gereinigt werden könnte. Der Kanzler fordert uns ferner der Wirkung nach dazu auf, zu verschachern, was wir an Verpflichtungen oder Interessen in Beziehung auf die Neutralität Belgiens haben. Wir konnten diesen Handel ebensowenig in Erwägung ziehen.

„Nach dem Gesagten ist es unnötig, zu untersuchen, ob die Aussicht auf ein künftiges allgemeines Neutralitätsabkommen zwischen England und Deutschland hinreichende positive Vorteile bieten würde, um uns dafür zu entschädigen, daß wir jetzt unsere Hände binden. Wir müssen unsere völlige Freiheit bewahren, um zu handeln, wie die Umstände es uns zu erfordern scheinen, im Falle einer derartigen unglücklichen und bedauerlichen Entwicklung der gegenwärtigen Krise, wie sie der Kanzler ins Auge faßt.

„Sie mögen zum Kanzler in diesem Sinne sprechen und eindringlichst hinzufügen, daß der einzige Weg, gute Beziehungen zwischen England und Deutschland zu unterhalten, der ist, daß sie fortfahren, gemeinsam für den Frieden Europas zu arbeiten; wenn wir damit Erfolg haben, werden die gegenseitigen Beziehungen zwischen England und Deutschland, wie ich glaube, ipso facto verbessert und gestärkt werden. Zu diesem Ziele wird die königliche Regierung auf diesem Wege hinarbeiten mit aller Aufrichtigkeit und allem guten Willen.

„Und ich will dies erklären: Wenn der Friede Europas gewahrt bleiben kann und die gegenwärtige Krisis glücklich überstanden ist, wird mein eigenes Streben dahin gehen, ein Einvernehmen zu fördern, an welchem Deutschland teilhaben und wodurch es Sicherheit erhalten könnte, daß

keine aggressive oder feindliche Politik gegen es oder seine Verbündeten von Frankreich, Rußland und uns selbst gemeinsam oder einzeln verfolgt würde. Ich habe hiernach gestrebt und, soweit ich konnte, während der letzten Balkankrise hierfür gearbeitet; und da Deutschland ein entsprechendes Ziel hatte, so haben sich unsere Beziehungen fühlbar gebessert. Der Gedanke ist bisher zu utopisch gewesen, um den Gegenstand bestimmter Vorschläge zu bilden, aber wenn die jetzige Krisis, die ja weit schärfer ist als irgendeine, durch die Europa seit Generationen gegangen, glücklich überstanden ist, dann hoffe ich, daß die Erleichterung und Rückwirkung, die ihr folgen wird, eine entschiedenere Annäherung zwischen den Mächten möglich machen wird, als bisher der Fall gewesen ist."

„Dieses Dokument", fährt Mr. Asquith nun fort, „legt meiner Ansicht nach die Stellung der englischen Regierung in ebenso klarer wie maßvoller und überzeugender Weise dar. Kann jemand, der es liest, umhin, den greifbar aufrichtigen und ernsten Ton, welcher es durchzieht, zu schätzen; kann jemand aufrichtig daran zweifeln, daß die Regierung dieses Landes trotz der erlassenen Herausforderung — und ich bin der Ansicht, daß wir berechtigt gewesen wären, solche Vorschläge, wie man uns gemacht hat, ohne Erwägung und beinahe ohne Antwort beiseite zu legen — kann jemand daran zweifeln, daß der hochverehrte Mann, der schon mehr als sonst einer den Titel ‚Europas Friedensvermittler' verdient, bis zuletzt fortgefahren hat, jenen edlen Zweck, der nun unglücklicherweise vereitelt worden ist, zu fördern? Ich bin berechtigt zu sagen, und ich tue es im Namen dieses Landes — ich spreche nicht für eine Partei, sondern für das gesamte Land — daß wir alle Bemühungen, die eine Regierung möglicherweise hätte machen können, aufboten, um einen Frieden zustande zu bringen. Doch dieser Krieg ist uns aufgezwungen worden. Wofür streiten wir? Ein jeder weiß, und keiner besser als die Regierung, welche schrecklichen, unberechenbaren Leiden in wirtschaftlicher, sozialer, persönlicher und politischer Hinsicht Krieg, und besonders ein Krieg zwischen den Großmächten der Welt, in seinem Schoße trägt. Es gibt niemand unter uns, die wir in diesen schweren Tagen — in schwereren vielleicht, als sie irgend eine Staatsmännergruppe seit hundert Jahren durchlebt hat — auf diesen Bänken sitzen, — es gibt, sage ich, nicht einen unter uns, dem nicht während dieser ganzen Zeit das fast unvergleichliche Leiden und die Schädigung klar gewesen wäre, welche Krieg, auch für eine gerechte Sache, nicht nur den Völkern, die in diesem und an-

deren Ländern der Welt wohnen, sondern auch der Nachwelt und der Zukunft der ganzen europäischen Zivilisation zufügen müsse. Jeden Schritt, den wir taten, unternahmen wir mit diesem Bilde vor unseren Augen und einem Verantwortlichkeitsgefühle, das sich nicht beschreiben läßt. Wenn wir es, trotz aller unserer Versuche, den Frieden zu erhalten, und bei dieser genauen, überwältigenden Kenntnis der Folgen eines Krieges, leider dennoch als die Pflicht dieses Landes ebensowohl wie als sein Interesse angesehen haben, Krieg zu führen, so möge das Unterhaus überzeugt sein, daß dies aus dem Grunde geschieht, weil wir glauben, und ich bin gewiß, daß das Vaterland es glauben wird, daß wir unser Schwert für eine gerechte Sache ziehen.

„Wenn man mich fragt, wofür wir kämpfen, so antworte ich mit zwei Sätzen. Erstens, um eine feierliche internationale Verbindlichkeit zu erfüllen, die derartig ist, daß, wenn Privatpersonen sie unter gewöhnlichen Verhältnissen eingegangen wären, man in ihr nicht allein eine juristische Verpflichtung gesehen hätte, sondern auch eine Ehrenpflicht, die ein Mann, der sich selbst achtet, unmöglich unerfüllt lassen kann. Zweitens kämpfen wir, um den Grundsatz zu verfechten, daß in diesen Zeiten, da Macht, physische Macht, manchmal der in der Entwicklung der Menschheit herrschende Faktor zu sein scheint, kleine Nationen nicht durch die Willkür einer starken, überwältigenden Macht trotz internationaler Rechtlichkeit zermalmt werden dürfen. Ich glaube nicht, daß sich jemals eine Nation auf einen großen Konflikt — und dieser ist einer der größten, welche die Weltgeschichte je erleben wird — mit besserem Gewissen und stärkerer Überzeugung eingelassen hat, daß sie nicht kämpft, um anzugreifen, auch nicht einmal um ihre eigenen egoistischen Interessen aufrechtzuerhalten, sondern nur um Grundsätze zu verteidigen, deren Aufrechterhaltung so wesentlich für die Zivilisation der Welt ist. Mit voller Überzeugung nicht nur der Gewißheit und der Gerechtigkeit, sondern auch der Verpflichtungen, die uns zum Eintreten in diesen großen Konflikt gezwungen haben, lassen wir uns auf diesen Streit ein."

Es erscheint mir geboten, aus den zunächst folgenden öffentlichen Auslassungen des englischen Premierministers über die Ursachen des Weltkrieges und die Gründe zu Englands Beteiligung daran einige Sätze anzuführen.

In der Londoner Guildhall redete er am 4. September 1914 unter

anderem von dem „größten Verbrechen, das seit den Tagen des Dreißigjährigen Krieges gegen Zivilisation und Kultur verübt worden, der Zerstörung Loewens mit seinen Gebäuden, seinen Bildern, seiner einzigdastehenden Bibliothek und seinen unvergleichlichen Erinnerungen, einem schamlosen Brandopfer an unersetzlichen Schätzen, das blinde, barbarische Rachlust angezündet", und fuhr dann folgendermaßen fort:

„Dies ist nur eine Phase, aber eine unheimliche und beleuchtende Phase des Kampfes, an welchem teilzunehmen wir durch das Gebot der Pflicht und der Ehre aufgerufen sind. Die zynische Verletzung der Neutralität Belgiens war nicht eine einzelnstehende Handlung, sondern nur der erste Schritt einer überlegten Politik, deren letztes und gar nicht so fernes, wenn auch nicht nächstes Ziel die Vernichtung der Unabhängigkeit und der Autonomie der europäischen Staaten war. Belgien zuerst, dann Holland und die Schweiz, Länder, die gleich unserem eigenen vom Geiste der Freiheit durchsäuert und beseelt sind, sollten der Reihe nach unter das Joch gebracht werden. Und diese ehrgeizigen Träume wurden durch eine neue Lehre, eine neue Philosophie, welche Professoren und Männer der Wissenschaft predigten, genährt und erzeugt. Die freie Geistesentwicklung, die in diesen kleinen Staaten, bei uns selber, in unseren großen wachsenden Besitzungen jenseits der Meere und bei unseren Verwandten jenseits des Atlantischen Ozeans Quelle und Lebensluft des nationalen Daseins ist, jene freie geistige Entwicklung ist die große Hauptsünde in der Ethik jener Menschen, welche die Macht zu ihrer Gottheit gemacht haben und bereit sind, auf dem Altar dieser Gottheit die Früchte, die der freie Menschengeist schon geerntet, und die Keime, die er noch zur Reife bringen kann, zu opfern. Ich bediene mich dieser Ausdrücke absichtlich.

„Dies ist nicht nur ein materieller, sondern auch ein geistiger Konflikt. Alles, was Zukunftsaussichten in sich trägt, alles, was zur Befreiung oder zu größerer Freiheit der Millionen, aus denen das Menschengeschlecht besteht, hinführt, wird sich früher oder später von dem Ausgange des Streites abhängig erweisen."

Hierauf folgt wieder ein Loblied auf den englischen Minister des Auswärtigen.

„Kein Mann in der Weltgeschichte hat unverdrossener und erfolgreicher nach dem Ziele, welches das höchste Interesse der Gegenwart ist — allgemeiner und dauernder Friede — hingearbeitet als mein hochverehrter Freund Sir Edward Grey. Ich wage zu sagen, daß nur eine sehr oberfläch-

liche Kritik die Behauptung aussprechen kann, daß unsere auswärtige Politik unter seiner Leitung das europäische Gleichgewicht ignoriert oder, was noch unrichtiger ist, ihm entgegengewirkt und es gestört habe. Es ist wenig mehr als ein Jahr vergangen, seitdem die Gesandten der Großmächte hier Tag für Tag wochenlang unter der Spannung und dem Drucke der Balkankrise zusammenkamen und daran arbeiteten, die Konfliktsmöglichkeiten zu vermindern, einander widerstreitende Wünsche und Interessen zu versöhnen und in unberechenbaren Schwierigkeiten die allgemeine Eintracht aufrechtzuerhalten. In demselben Geiste und in derselben Absicht hat der Minister des Auswärtigen — denn er war es — als Österreich vor einigen Wochen sein Ultimatum an Serbien stellte, einen Vorschlag zu einer Vermittlungskonferenz zwischen den vier Großmächten, die nicht direkt in die Sache verwickelt waren — Deutschland, Frankreich, Italien und wir — gemacht. Wäre dieser Vorschlag angenommen worden, so hätte sich der bestehende Konflikt auf eine allen Ehre machende Weise abwickeln lassen, und dieser ganze gefährliche Kampf wäre zu vermeiden gewesen. Wer trägt die Verantwortung dafür, daß er zurückgewiesen wurde, und für die grenzenlosen Leiden, welche nun über die Welt kommen? Eine Macht, allein eine Macht, nämlich Deutschland. Deutschland ist der Grund und der Ursprung der Weltkatastrophe. Wir widerstrebten bis zuletzt, und keiner, der nicht wie wir vor eine solche Verantwortung, deren Umfang niemand fassen kann, gestellt worden ist und der nicht mit der Verantwortung, über Krieg und Frieden zu bestimmen, Angesicht in Angesicht gestanden hat — keiner, der nicht in dieser Lage gewesen ist, kann sich darin hineinversetzen, mit welcher Kraft, Energie und Ausdauer wir um die Erhaltung des Friedens gekämpft haben. Wir arbeiteten mit allen Mitteln, welche die Diplomatie ersinnen konnte — wobei wir unsere stärksten Freundschaftsbande und Verpflichtungen beinahe so straff zogen, daß sie fast zerrissen wären — bis zum letzten Augenblicke machten wir Versuche über Versuche und hofften noch, als schon nichts mehr zu hoffen war. Dann, aber erst dann, als wir schließlich einsehen mußten, daß wir zwischen Ehre und Schande, zwischen Verräterei und Redlichkeit zu wählen hatten, als wir zuletzt die Grenzlinie erreichten, die sich nicht überschreiten läßt, ohne daß eine Nation ihres Namens unwürdig wird, haben wir den Krieg erklärt.

„Gibt es in diesem Saale oder in Großbritannien oder in dem ausgedehnten Britenreiche, in dessen Hauptstadt und Zentrum wir uns jetzt be-

finden, jemand, der uns tadeln will oder der unsern Entschluß bedauert? Wenn nicht — und ich glaube nicht, daß es einen gibt — so müssen wir uns zu unserer Aufgabe stählen, und in dem Geiste, der unsere Vorfahren in ihrem Kampfe gegen Napoleons Reich beseelte, müssen und werden wir bis zum letzten aushalten."

Am 18. September 1914 sprach Mr. Asquith in Edinburg unter anderem folgende Worte.

„Tatsachen lassen sich nicht verdrehen. Man hat dies versucht und die rücksichtslose Unwahrheit erfunden und verbreitet, Frankreich habe daran gedacht, belgisches Territorialrecht zu verletzen, und sogar, als ersten Schritt auf dem Wege nach Deutschland, belgisches Gebiet betreten. Das Resultat ist, daß wir uns im Kriege befinden, und wir befinden uns — wie ich schon früher nachgewiesen habe und wie ich nun heute abend wiederhole — aus drei Gründen im Kriege. Erstens, um die Heiligkeit vertragsmäßiger Verpflichtungen und das, was man mit Recht das allgemeine Gesetz Europas genannt hat, zu verteidigen; zweitens um die Unabhängigkeit freier, relativ kleiner und schwacher Staaten gegen Übergriffe und Gewalt von seiten des Starken zu behaupten und aufrechtzuerhalten; und schließlich, um, wie wir glauben, nicht nur im besten Interesse unseres eigenen Reiches, sondern auch in dem der ganzen Zivilisation den übermütigen Ansprüchen entgegenzutreten, welche eine einzelne Macht auf Beherrschung der Entwicklung der Geschicke Europas erhebt."

In einer am 25. September 1914 in Dublin gehaltenen Rede stellt Mr. Asquith folgende Frage an sich selbst.

„Warum verweile ich bei diesen Umständen? Es geschieht, um dies zu sagen — daß die Verantwortung derer, welche ihr Land — wie wir es getan haben — in einen solchen Schmutz hineinziehen lassen, in Wahrheit groß ist. Aber es gibt eines, was viel schlimmer ist als eine solche Verantwortung, und das ist, bei der rechten Gelegenheit davor zurückzuscheuen. Unsere Geschichte in dieser Sache ist klar. Wir kämpften bis zum letzten Augenblicke um den Frieden, und erst, als wir uns vergewissert hatten, daß der Preis des Friedens aus einem Verrate an anderen Ländern und aus der Schande und Herabwürdigung unseres eigenen Landes bestand, griffen wir zum Schwerte."

Zum Schlusse sei noch aus der Rede, die der englische Premierminister am 2. Oktober in Cardiff gehalten hat, eine Stelle angeführt.

„Ich sage nichts über andere Länder. Ich spreche kein Urteil über sie aus. Doch wenn wir hier in Großbritannien abseits gestanden hätten und neutral geblieben wären, unser Wort gebrochen, unsere Freunde verlassen, treulos geworden und uns mit einem Kompromisse über die klaren Gebote unserer Pflicht hinweggeholfen hätten, — nein, wenn wir uns nicht bereit gezeigt hätten, mit allen unseren Kräften dem gemeinsamen Feinde der Zivilisation und der Freiheit einen Schlag zu versetzen, dann wäre unserem Lande nichts anderes übriggeblieben, als vor Scham sein Antlitz zu verhüllen und seinerseits — denn auch an es wäre die Reihe gekommen — das Schicksal, welches es dann reichlich verdient hätte, zu teilen, nämlich nach Jahrhunderten ehrenvollen Lebens ‚unbeweint, ungeehrt und unbesungen‘ (‚unwept, unhonoured and unsung‘) ins Grab zu sinken.

„Lassen Sie uns mit Freuden anerkennen, was mit jedem Tage klarer wird, nämlich daß die Welt ebensosehr wie nur je — und keiner ihrer Teile in höherem Grade als Großbritannien — gewillt ist, moralische Faktoren zu verstehen und ihren Anforderungen gemäß zu handeln. Die neue Schule deutschen Denklebens hat seit einer Generation gelehrt, daß es in den Angelegenheiten der Nationen kein ethisches Gesetz gebe. Ihrer Lehre nach ist Stärke und nichts anderes als Stärke der Prüfstein und der Maßstab des Rechten. Wie die Begebenheiten, die vor unseren Augen vor sich gehen, klargemacht haben, ist es ihr nur zu gut gelungen, mit ihrer Glaubenslehre — ich will nicht sagen das deutsche Volk — gleich Burke will ich nicht versuchen, eine Nation anzuklagen —, ich will nicht sagen das deutsche Volk, wohl aber diejenigen, welche die deutsche Politik bestimmen und vollführen, zu durchsäuern.“

Es genügt ja vollständig, das „Weißbuch Englands“ (hier und da neben den Diplomatenbüchern der anderen Länder) und die hier angeführten Parlamentsreden des englischen Ministers des Auswärtigen und des englischen Premierministers teils e i n a n d e r  g e g e n s e i t i g, teils s i c h  s e l b s t  k o m m e n t i e r e n zu lassen.

Jeder intellektuell normale und moralisch „neutrale“ Beobachter muß auf diese Weise entdecken können, daß die leitenden und verantwortlichen englischen Staatsmänner es sowohl während der ganzen Krisis wie auch nach dem Ausbruche des Krieges a b s o l u t  u n t e r l a s s e n, den außerordentlich schwerwiegenden r e a l e n nationalen, staatlichen und militärischen Verhältnissen, welche Österreich-Ungarn und Deutschland zu den von ihnen

während der Krisis getroffenen politischen und militärischen Maßregeln getrieben haben, überhaupt irgendwelche Berücksichtigung zuteil werden zu lassen. Anstatt dessen werden jene so aus ihrem Zusammenhange mit den politischen Realitäten herausgerissenen Maßregeln aller Welt als in höchstem Grade moralisch verwerflich und als Kennzeichen des tiefsten sittlichen Verfalles und der Barbarei ihrer Urheber und der hinter diesen stehenden Gesellschaften ausgemalt.

Andererseits aber ergibt sich aus einer solchen Selbstkommentierung der englischen Dokumente, daß die leitenden, verantwortlichen englischen Staatsmänner sowohl während der ganzen Krisis wie auch nach dem Ausbruche des Weltkrieges den realen nationalen, staatlichen und militärischen Verhältnissen, welche Serbien, Rußland, Frankreich und England selbst zu den während der Krisis unternommenen politischen und militärischen Schritten getrieben haben, alle mögliche sympathische Berücksichtigung und einen nicht geringen Teil moralisch unmöglicher Berücksichtigung haben zuteil werden lassen. Außerdem zeigt sich, daß diese Maßregeln von Sir Edward und Mr. Asquith konsequent mit einer Flut der überschwenglichsten moralischen Lobeserhebungen beehrt worden sind — ganz abgesehen von dem allergrößten moralischen Eigenlob der erwähnten Staatsmänner.

Mr. Asquith betont in seiner hier angeführten Rede mit aller möglichen Kraft, daß Treue gegen Versprechen und Treue gegen Grundsätze in außerordentlich viel höherem Grade als die egoistischen Interessen England in den Krieg hineingetrieben hätten. Aber er unterläßt es sehr vorsichtigerweise, zu untersuchen und anzugeben, was es für egoistische Interessen waren, die England ganz kürzlich dazu vermocht haben, sich mit seinen alten, von ihm oft sehr schlecht behandelten Erbfeinden Frankreich und Rußland gegen jenes Deutschland zu verbünden, das sich nie eine andere, speziell gegen England „feindliche" Handlung erlaubt hat als die, daß es seit 1871 gewaltig an innerer Kraft und äußerer Macht gewachsen ist. Mr. Asquith redet ganz allgemein auf eine Weise von der Neutralität Belgiens, als ob sie einer der Grundpfeiler der sittlichen Weltordnung sei — anstatt über Englands höchst merkwürdiges militärisches und politisches Interesse an der Aufrechterhaltung des außerordentlich eigentümlichen Neutralitätsvertrages aus dem Jahre 1839 zu berichten. Mr. Asquith übersieht, daß ein Kriegsbündnis mit dem russischen Zarentume an sich das denkbar schwerste „moralische" Verbrechen ist — wenn

„Demokratie und Freiheit" und die „Selbständigkeit der kleinen Nationen" zu der politischen „Moral" gehören. Mr. Asquith vergißt, daß es unheilige Verträge gibt und daß sie durch die Treue der Verschworenen gegen die Vereinbarung nicht an moralischem Werte gewinnen.

Mr. Asquiths Reden sind chemisch rein von allem, was weltgeschichtliche Realitäten, Aufrichtigkeiten und Kernwahrheiten heißt. Daher schweben seine moralischen Räsonnements ganz und gar in der Luft. Das besagt, daß sie tatsächlich einen ganz anderen realen Hintergrund und daher eine ganz andere reale moralische Bedeutung haben, als Mr. Asquith auf seine englische Weise glaubt und seinen Zuhörern überzeugend weismachen will.

Englands von Anfang an gegebene blinde Parteilichkeit für die serbisch-russisch-französisch-belgische und gegen die österreichisch-deutsche Kombination und Englands von Anfang an gegebene große Bereitwilligkeit zum kriegerischen Zusammenwirken mit Rußland und Frankreich — dies ist das sehr einfache Faktum, das mit aller möglichen Klarheit aus dem „moralischen" Wortreichtum der analysierten Dokumente hervorgeht. Und dieses Faktum stimmt außerordentlich genau mit allem überein, was wir über die weltgeschichtliche Natur der Krisis, ihre Ursachen und ihren Zusammenhang, sowie besonders über Englands „kontinentale" Politik und über die Motive und Zwecke seiner Traktatpolitik während der beiden letzten Jahrzehnte wissen.

# 19. Wie Frankreich Klarheit über seine „Interessen" erhielt

Das Dokument Nr. 27 des „Deutschen Weißbuches", das letzte seiner diplomatischen „Beilagen", hat folgenden Wortlaut.

„Anlage 27. Telegramm des kaiserlichen Botschafters in Paris an den Reichskanzler vom 1. August, 1 Uhr 5 Min. nachmittags.

„Auf meine wiederholte bestimmte Frage, ob Frankreich im Falle eines deutsch-russischen Krieges neutral bleibe, erklärte der Ministerpräsident mir, daß Frankreich das tun werde, was seine Interessen ihm geböten."

Laßt uns einen Augenblick erwägen, was das Wort „Interessen" in diesem Zusammenhange zu bedeuten hat!

Seit den französischen Flottenbesuchen in Kronstadt in den Jahren 1891 und 1897 sind die demokratische Republik Frankreich und das autokratische Rußland „des nations amies et alliées" auf Grund eines Vertrages, dessen Bestimmungen über gegenseitige Verpflichtungen und Ansprüche geheim sind. Jedoch ist es kein Geheimnis, daß das französische Volk bis jetzt zwanzig bis dreißig Milliarden Franks in russischen Staatsanleihen und Industriepapieren angelegt hat und daß diese Geldunterbringungen den französischen Rentier nicht sehr befriedigen werden, wenn Rußlands Zahlungsfähigkeit durch einen verlustbringenden, unglücklichen Krieg erschüttert wird. Frankreichs alliancepolitische und wirtschaftliche „Interessen", Rußland in einem Kriege gegen Deutschland zu unterstützen, sind also sehr naheliegend. Hierzu kommt noch das gegen Deutschland gerichtete französische Revancheinteresse, woraus man in Frankreich gerade kein Geheimnis gemacht hat. Man hat dort sogar oft genug laut und deutlich verkündet, daß das Bündnis mit Rußland nicht nur ausschließlich zur Sicherung der gegenwärtigen Grenzen Frankreichs gegen Deutschland geschlossen sei, sondern mindestens ebensosehr, um dereinst bei passender Gelegenheit ein Wiedererlangen wenigstens der Grenzen, die Frankreich vor dem Frankfurter Frieden im Jahre 1871 besessen habe, von Deutschland zu ermöglichen.

Es ist also nicht anders möglich, als daß der französische Ministerpräsident diese und ihnen gleichartige „Interessen" im Auge hatte, als er am

1. August 1914 die Anfrage des deutschen Gesandten, ob Frankreich bei einem Kriege zwischen Deutschland und Rußland neutral bleiben werde, abweisend beantwortete. Er meinte, daß Frankreichs Alliance-, Kapitalisten- und Revancheinteressen nebst vielleicht auch seinen aggressiven Kolonialinteressen mit solcher Neutralität im Widerstreite stånden.

Man kann indessen nicht annehmen, daß die verhängnisvolle Antwort des französischen Ministerpräsidenten auf die Anfrage des deutschen Botschafters einzig und allein mit Rücksicht auf diese „Interessen" erteilt worden sei. Die französische Antwort bedeutete, daß Frankreich der Neutralität bei einem Kriege zwischen Deutschland und Rußland Krieg mit Deutschland vorziehe. Die französischen Staatsmänner müssen auch noch etwas anderes als Frankreichs „Interessen" in Betracht gezogen haben, ehe sie ihren Beschluß in der von der Depesche angegebenen Richtung faßten. Sie müssen die rein militärische Lage erwogen und sich gefragt haben, ob Frankreich Aussicht habe, den „Frankfurter Frieden zu korrigieren" und seine russischen Kapitalanlagen nebst seiner politischen Großmachtstellung zu retten, falls Rußland und Frankreich allein Krieg mit Österreich-Ungarn und Deutschland führen müßten.

Es gibt sehr starke Gründe zu der Annahme, daß die französischen Staatsmänner im Sommer 1914 unmöglich umhin konnten, diese Frage anders als in negativer Richtung zu beantworten.

Mit anderen Worten: wahrscheinlich hätte Frankreich aus rein militärischen Gründen nicht gewagt, das betreffende deutsche Neutralitätsanerbieten abzulehnen — wenn keine andere Aussicht vorgelegen hätte als die, daß Frankreich und Rußland die einzigen Gegner der beiden Zentralmächte in dem Kriege geworden wären. Serbien allein hätte Frankreich sicherlich nicht die nötige Siegesgewißheit gegeben. Dazu war etwas viel Solideres erforderlich — nämlich weder mehr noch weniger als die Gewißheit, daß England sich auf der französisch-russischen Seite am Kriege beteiligen werde.

Wie ich nachgewiesen habe, geht schon aus den allerersten Verhandlungen zwischen dem russischen Minister des Auswärtigen und den Gesandten Frankreichs und Englands in Petersburg hervor, daß man auch in Rußland außerordentlich erpicht auf Englands Beteiligung am Kriege war. Sassonow erhielt ja von dem englischen Botschafter klaren Bescheid über das, was zu diesem Zwecke vor allem nötig war — nämlich, daß die

an sich rein lokale österreichisch-serbische Frage durch Rußlands Vorsorge zu einer Frage des ganzen „Gleichgewichtes“ zwischen den europäischen Großmächten erweitert wurde. „Ich sagte,“ telegraphiert Sir G. Buchanan an Sir Edward Grey am 24. Juli (Nr. 6 im „englischen Weißbuche“), „unmittelbare britische Interessen in Serbien seien nicht vorhanden, und ein Krieg um dieses Landes willen würde niemals den Beifall der öffentlichen Meinung Großbritanniens haben“; worauf Sassonow sofort darauf aufmerksam macht, „daß die allgemeine europäische Frage darin eingeschlossen und die serbische Frage nur ein Teil der ersteren sei“ — weil Rußland es so wolle!

Ohne den geringsten Widerstandsversuch gegen die russische Kriegslust ließ Frankreich Rußland „die allgemeine europäische Frage“ in den österreichisch-serbischen Konflikt einschließen. Und zugleich suchten die französischen Staatsmänner energisch dadurch „den Frieden“ zu sichern, daß sie sich des aktiven Eingreifens Englands an Rußlands Seite im Falle eines Krieges versicherten. In Anbetracht der zwischen England und Frankreich schon lange vorher getroffenen militärischen und diplomatischen Vorbereitungen bedurfte es nicht mehr als eines diplomatischen Winkes von seiten Englands, damit die Leiter des französischen auswärtigen Amtes Bescheid wüßten. Der „Wink“ mußte, von außen gesehen, keineswegs deutlich oder ausgesprochen aufmunternd sein. Eher das Gegenteil — damit England (und Frankreich!) den Schein, daß es „an der Erhaltung des Friedens arbeite“, solange wie möglich wahren könne.

Hatten die französischen Staatsmänner nun einmal diesen „diplomatischen Wink“ von England bekommen, so war nur noch ein diplomatisches Fortpflanzen des Winkes nach Petersburg nötig, damit man sich dort endgültig darüber klar werde, daß zu einem russisch-französisch-englischen Feldzuge in größtem Maßstabe gegen Deutschland-Österreich alles bereit sei. Man konnte sich dann in Paris ruhig darauf verlassen, daß die russische Diplomatie und die russische Kriegsleitung dafür sorgen würden, daß es keinen Friedensbemühungen von seiten Deutschlands, seien sie auch noch so energisch und real, gestattet sein werde, den Weltfrieden noch im letzten Augenblicke zu bewahren.

Wir haben also unsere Blicke in erster Reihe auf London zu richten, und zwar besonders auf das, was der französische Botschafter Paul Cambon und der englische Minister des Auswärtigen dort von dem Augen-

blicke an, da der österreichisch-serbische Konflikt durch die am 28. Juli 1914 an Serbien ergangene Kriegserklärung Österreichs noch verschärft worden war, miteinander vorhatten. Unsere Blicke fallen da auf folgendes Dokument (Nr. 87) im „englischen Weißbuche".

„Sir Edward Grey an Sir F. Bertie (Paris). — London, Auswärtiges Amt, den 29. Juli 1914.

„Nachdem ich M. Cambon heute gesagt hatte, wie ernst die Lage mir erschiene, sagte ich weiter, ich beabsichtigte, heute dem deutschen Botschafter zu sagen, er dürfe nicht, durch den freundschaftlichen Ton unserer Unterredungen mißleitet, in ein Gefühl falscher Sicherheit darüber geraten, daß wir beiseite stehen würden, wenn alle Bemühungen, den Frieden zu bewahren, wie wir sie jetzt gemeinsam mit Deutschland betrieben, ohne Erfolg wären. Jedoch hielte ich es, so fuhr ich in meinem Gespräch mit M. Cambon fort, für nötig, ihm auch zu sagen, daß die öffentliche Meinung hier an die gegenwärtigen Schwierigkeiten von einem ganz anderen Standpunkt aus herantrete, als es während der Schwierigkeiten wegen Marokko vor einigen Jahren der Fall gewesen sei. In der Marokko-Angelegenheit war die Streitfrage derart, daß Frankreich in erster Reihe interessiert war und daß es schien, als hätte Deutschland zu einem Versuch, Frankreich zu zertrümmern, mit diesem einen Streit anfangen wollen bei Gelegenheit einer Frage, die Gegenstand eines besonderen Abkommens zwischen Frankreich und uns war. Im vorliegenden Fall sei der Streitfall zwischen Österreich und Serbien nicht von solcher Art, daß wir uns berufen fühlen, einzugreifen. Selbst wenn es zu einer Frage zwischen Österreich und Rußland würde, würden wir uns nicht berufen fühlen, einzugreifen. Es wäre dann eine Frage nach germanischem oder slawischem Übergewicht auf dem Balkan, und unser Gedanke sei immer gewesen, uns nicht in einen Krieg um der Balkanfrage willen hineinziehen zu lassen. Wenn Deutschland hineinverwickelt würde und Frankreich ebenfalls, so wären wir uns nicht schlüssig, was wir tun würden; das sei ein Fall, den wir überlegen müßten. Frankreich wäre dann in einen Krieg hineingezogen, der nicht der seine wäre, aber an welchem teilzunehmen gemäß seinem Bündnis seine Ehre und sein Interesse es verpflichteten. Wir wären frei von Verpflichtungen, und wir würden zu entscheiden haben, was das britische Interesse zu tun verlange. Ich hielte es für nötig, dies zu sagen, weil wir, wie er wisse, alle Vorsichtsmaßregeln in bezug auf unsere Flotte träfen und ich im Begriffe sei, den Fürsten Lichnowsky zu warnen, er möge

nicht auf unser Beiseitestehen rechnen; aber es wäre nicht billig, wenn ich bei M. Cambon die mißverständliche Annahme aufkommen ließe, dies bedeute, daß wir uns entschlossen hätten, was wir im Falle einer, wie ich hoffte, noch immer vermeidlichen Verwicklung tun würden.

„M. Cambon sagte, ich hätte die Lage sehr deutlich auseinandergesetzt. Er verstände sie so, daß wir in einem Balkanstreit und in einem Kampfe um das Übergewicht zwischen Germanentum und Slawentum uns nicht für berufen halten würden, dazwischen zu treten. Sollten andere Möglichkeiten hervortreten und Frankreich hineinverwickelt werden, so daß die Frage zu einer solchen nach der Vorherrschaft in Europa würde, dann würden wir entscheiden, was für uns zu tun notwendig sei. Er schien durchaus vorbereitet auf diese Ankündigung und übte keine Kritik daran.

„Er sagte, die Stimmung in Frankreich sei ruhig, aber entschlossen. Er sah eine Anfrage Deutschlands voraus, ob Frankreich neutral sein würde, wenn Deutschland Rußland angriffe. Diese Zusicherung könne Frankreich natürlich nicht geben; es sei verpflichtet, Rußland zu helfen, wenn Rußland angegriffen würde."

Ich glaube, daß auch derjenige, welcher mit dem Studium der diplomatischen Literatur des Weltkrieges vertraut ist, recht erstaunt über dieses feierliche Dokument sein wird — und zwar nicht zum wenigsten über den außerordentlich logischen Satz, in welchem ich mir (nach besonderer Prüfung des englischen Originales) erlaubt habe, ohne Sir Edwards Erlaubnis einige Worte gesperrt drucken zu lassen. „France would then have been drawn into a quarrel, which was not hers, but in which, owing to her alliance, her honour and interests obliged her to engage." Frankreich wird in einen Zwist „hineingezogen", der nicht Frankreichs Zwist ist, aber woran sich Frankreich dennoch seiner „Interessen" wegen beteiligen muß! No narrow views, wenn es sich um die Frage handelt, was Frankreich in diesem Falle, mit Englands Erlaubnis, als seine mit Rußland gemeinsamen „Interessen" betrachten darf — auch wenn diese zum Weltkriege führen!

Bevor Sir Edward dem Botschafter Deutschlands die famose Warnung erteilt, „er dürfe nicht, durch den freundschaftlichen Ton unserer Unterredungen mißleitet, in ein Gefühl falscher Sicherheit geraten", richtet er es so ein, daß die französische Regierung erfährt, daß dies geschehen werde! Zugleich berichtet er seinem Gesandten in Paris ohne

weiteren Kommentar, daß der französische Botschafter in London Deutschlands Neutralitätsgesuch an Frankreich „voraussehe", aber kategorisch erklärt habe, daß Frankreich „verpflichtet sei, Rußland zu helfen". Also: man erfährt in Paris, daß Deutschland vor allzu großer Zuversicht auf Englands friedliche Absichten „gewarnt" werden soll und daß der englische Minister des Auswärtigen ruhig die französische Erklärung anhört, daß man in einem künftigen Kriege gegen Deutschland („wenn Rußland angegriffen würde", heißt es in diplomatischer Sprache!) Rußland unbedingt „helfen" werde. Welchen Eindruck mag dies wohl auf so warme Deutschenfreunde wie die Herren Poincaré und Delcassé gemacht haben?

Sandwiched zwischen diesen beiden beachtenswerten englischen Stützen des französischen „Friedenswillens" finden wir ein längeres, sonderbares Räsonnement, ein diplomatisches Räsonnement, das der französische Botschafter in London „sehr deutlich auseinandergesetzt" zu finden geruhte.

Ja — warum nicht? Sir Edward hat hier „sehr deutlich" zu verstehen gegeben — ohne es „sehr deutlich" herauszusagen — daß England schon trotz seiner lästigen „öffentlichen Meinung" eine Art und Weise, mit dabei sein zu können, ausfindig machen werde, wenn nur der Konflikt nicht auf einen lumpigen „Balkanzwist" beschränkt bleibe, sondern sich, indem auch „Deutschland und Frankreich hineingezogen würden", zu einem wirklichen Weltbrande erweitere.

Wohin hat Sir Edward hiermit die Entscheidung über Englands Beteiligung am Kriege verlegt? Ein diplomatisches Wickelkind kann sehen, daß er diese Entscheidung in „sehr deutlicher Weise" via Paris nach Petersburg verlegt hat.

Nun ist es interessant, zu betrachten, was Herr Paul Cambon an jenem denkwürdigen Tage, dem 29. Juli, seiner Regierung zu sagen hatte. In dem „französischen Gelbbuche" finden wir als Dokument Nr. 98 folgendes Telegramm:

Frankreichs Botschafter in London, M. Paul Cambon, an den stellvertretenden Minister des Auswärtigen, M. Bienvenu-Martin. — London, den 29. Juli 1914.

„In seiner heutigen Unterredung mit meinem deutschen Kollegen betonte Sir Edward Grey, daß man, weil M. Sassonows Vorschlag einer

direkten Auseinandersetzung zwischen Rußland und Österreich in Wien nicht angenommen worden sei, auf seinen Vorschlag einer freundschaftlichen Intervention der vier nicht unmittelbar interessierten Mächte zurückkommen müsse. Dieser Vorschlag ist von der deutschen Regierung im Prinzip angenommen worden, aber gegen den Gedanken an Konferenz oder Vermittlung hat sie Einwendungen erhoben. Der Minister des Auswärtigen hat den Fürsten Lichnowsky aufgefordert, seine Regierung zu bitten, selbst eine Formulierung vorzuschlagen. Welcher Art diese auch sei, so solle sie, falls sie die Erhaltung des Friedens ermögliche, von England, Frankreich und Italien angenommen werden.

„Der deutsche Gesandte dürfte Sir Edward Greys Gesuch unmittelbar nach Berlin berichtet haben. Als der Minister des Auswärtigen mir jene Unterredung mitteilte, fügte er hinzu, daß die Antwort Deutschlands auf diese Nachricht wie auf die Rußlands über Mobilisierung der vier Armeekorps an der österreichischen Grenze uns Gelegenheit geben werde, uns über die Absichten der deutschen Regierung Gewißheit zu verschaffen. Als mein deutscher Kollege Sir Edward Grey nach den Absichten der britischen Regierung gefragt hat, hat der Minister des Auswärtigen geantwortet, daß er gegenwärtig keine Veranlassung habe, sich darüber auszusprechen.

„Sir Edward Grey verhehlte mir nicht, daß er die Lage sehr ernst finde und daß er wenig Hoffnung auf eine friedliche Abwicklung habe."

Der französische Minister des Auswärtigen erfährt hier: 1. daß Sir Edward dem deutschen Gesandten „die Absichten der britischen Regierung" sorgfältig verhehlt hat und 2. daß er dem französischen Botschafter „nicht verhehlt" hat, daß „er die Lage sehr ernst finde und wenig Hoffnung auf eine friedliche Abwicklung habe".

Ohne allen Zweifel geruhte man in Paris zu finden, daß diese Aufklärung nicht nur „sehr deutlich" sei, sondern daß sie auch, wenn möglich, größere Klarheit in den Inhalt der Depesche Sir Edwards von demselben Tage an seinen Gesandten in Paris bringe. Und ohne Zweifel sorgte man in Paris dafür, daß die Betreffenden in Petersburg nicht länger in qualvoller Ungewißheit über so bedeutungsvolle Tatsachen zu schweben brauchten. Denn man muß es ja in Paris in gutem Gedächtnisse gehabt haben, daß Sassonow bereits am 25. Juli den englischen Botschafter dort hatte wissen lassen, daß Rußland die Absicht habe, „to face all the risks of war", sobald „she feels secure of the support of France" („Englisches Weißbuch", Dokument Nr. 17).

Man iſt alſo nicht überraſcht, wenn man in dem Dokumente Nr. 55 des „Ruſſiſchen Gelbbuches" findet, daß der ruſſiſche Botſchafter in Paris, Iswolsky, am 29. Juli ein Telegramm an Saſſonow (nach dem ruſſiſchen Kalender vom 16. Juli datiert) folgendermaßen beginnt:

„Viviani hat mir eben den feſten Entſchluß der franzöſiſchen Regierung, gemeinſam mit uns vorzugehen, mitgeteilt. Dieſer Beſchluß findet Sympathie in den weiteſten Kreiſen und bei allen Parteien, einſchließlich der Radikal-Sozialiſten, welche gerade jetzt eine Reſolution über völliges Vertrauen und patriotiſche Stimmung in ihren Reihen eingebracht haben — — —."

Und es ſteht mit dieſer ſo reichlich dokumentierten, unbedingten Hingabe Frankreichs an Rußland und deſſen aggreſſiver Balkanpolitik vollkommen in Einklang, daß alle von deutſcher Seite gemachten Verſuche, Frankreich dazu zu bewegen, den einzig wirkſamen Schritt zur Erhaltung des Weltfriedens zu tun — dadurch nämlich, daß es ſich in Petersburg weigerte, der ruſſiſchen Kriegspartei dienſtbar zu ſein —, als eine ſchimpfliche Aufforderung zu Verräterei zurückgewieſen wurden.

Hierüber klärt uns noch ein Dokument vom 29. Juli auf, nämlich die Nummer 85 des „Franzöſiſchen Gelbbuches", die hinſichtlich der Kunſt, die ganze Kriſis mit rein ruſſiſchen Augen zu betrachten, nichts zu wünſchen übrig läßt.

„Der stellvertretende Minister des Auswärtigen, M. Bienvenu-Martin an die Botschafter in Sankt Petersburg, London, Berlin, Rom, Wien, Konstantinopel und Belgrad. — Paris, den 29. Juli 1914.

„Die öſterreichiſch-deutſche Haltung fängt an, ſich beſtimmt darzuſtellen. Öſterreich hat, unruhig über die ſlawiſche Propaganda, die Gelegenheit, welche das Attentat in Serajewo bot, benutzt, um die ſerbiſchen Umtriebe zu beſtrafen und in dieſer Hinſicht Garantien zu erhalten, die ſich, je nachdem man die Ereigniſſe ſich entwickeln laſſen wird oder nicht, nur auf die ſerbiſche Regierung und die Armee beziehen können oder territorialer Natur ſein werden. Deutſchland tritt zwiſchen ſeinen Bundesgenoſſen und die anderen Mächte mit der Erklärung, daß es ſich um eine örtliche Frage handle, um die Beſtrafung eines politiſchen Verbrechens und um ſichere Garantien für die Zukunft, daß es mit den anti-öſterreichiſchen Umtrieben vorbei ſein werde. Die deutſche Regierung iſt der Anſicht, daß Rußland ſich an den offiziellen ausdrücklichen Verſicherungen Öſterreichs, daß es keine Gebietserweiterung bezwecke und Serbiens Integrität reſpektieren werde,

genügen lassen müsse. Unter diesen Umständen könne irgendwelche Kriegsgefahr nur von Rußland kommen, wenn es in einer streng begrenzten Frage sollte intervenieren wollen. Unter diesen Umständen gelte es auch nur in Petersburg, am Erhaltenbleiben des Friedens zu arbeiten.

„Dieser Sophismus, wodurch Deutschland einer Intervention in Wien überhoben bleibt, ist in Paris ohne Erfolg durch Baron von Schoen geltend gemacht worden, der auch vergeblich versucht hat, uns in ein solidarisches französisch-deutsches Ansuchen in Petersburg hineinzuziehen; er ist ebenfalls in London bei Sir Edward Grey vorgebracht worden. In Frankreich wie in England hat man geantwortet, daß das Petersburger Kabinett von Anfang an die größten Beweise seiner Moderation gegeben habe, besonders dadurch, daß es sich den Mächten darin angeschlossen habe, Serbien zu raten, daß es den Forderungen der österreichischen Note entgegenkomme. Rußland bedrohe also keineswegs den Frieden; Wien gelte es zu beeinflussen, von dorther komme die Gefahr, weil man sich dort weigere, sich an Serbiens beinahe vollständiger Unterwerfung unter übertriebene Forderungen genügen zu lassen, und weil man die gemeinsame Mitwirkung der Mächte an einer Besprechung über die Punkte, die noch zwischen Österreich und Serbien zu regeln seien, nicht annehmen wolle, und schließlich, weil man nicht vor einer Kriegserklärung zurückscheue, die ebenso übereilt sei wie Österreich-Ungarns erste Note.

„In Berlin wie in Wien sucht man Zeit zu gewinnen. In der ersteren Hauptstadt beteuert man freilich, daß Deutschland den allgemeinen Frieden durch gemeinsame Aktion der vier Mächte zu erhalten wünsche, weist aber zugleich den Gedanken an eine Konferenz zurück, ohne einen anderen Ausweg vorzuschlagen, und weigert sich, in Wien positive Vorstellungen zu machen. In der österreichischen Hauptstadt sucht man Petersburg mit der Illusion hinzuhalten, daß man sich durch direkte Besprechungen verständigen könne; und man schreitet gegen Serbien ein.

„Unter diesen Umständen scheint es außerordentlich wichtig zu sein, daß das Petersburger Kabinett, dessen Wunsch, eine friedliche Lösung der Krisis zu erreichen, offensichtlich ist, sich sofort dem englischen Vorschlage anschließe. Dieser muß in hohem Grade in Berlin gestützt werden, um Herrn von Jagow zu wirklicher Aktion in Wien zu bringen, einer Aktion, die imstande ist, Österreich Halt zu gebieten und dadurch zu verhindern, daß seinen diplomatischen Vorteilen ein militärischer Erfolg folge. Die österreichisch-ungarische Regierung würde tatsächlich nicht unterlassen, daraus

Vorteil zu ziehen, um unter der dehnbaren Benennung Garantien Serbien Bedingungen aufzuzwingen, welche, trotz aller Versicherungen territorialer Uneigennützigkeit, die Lage in Osteuropa verändern und entweder jetzt oder in nahe bevorstehender Zukunft den allgemeinen Frieden ernstlich in Gefahr bringen würden."

Trotzdem, daß es mir sehr viel Raum kostet, habe ich dieses Dokument, gleichwie verschiedene andere, ohne Verkürzung wiedergegeben, damit man nämlich merke, unter wie heiligen und warmen Versicherungen ihrer Friedensliebe gewisse Diplomaten rücksichtslos den Zwecken des Krieges gedient haben.

Der stellvertretende französische Kriegsminister zeigt sich hier als warmer Freund des Weltfriedens. Doch wer ist das nicht? Wenn man den Weltfrieden unter seinen eigenen egoistischen und aggressiven Bedingungen bewahren kann!

Das Unglück — für den Weltfrieden — ist, daß der betreffende Staatsmann, wie sich zeigt, etwas anderes noch mehr liebt als den Weltfrieden. Nämlich das heilige Rußland mit seinem aggressiven Imperialismus auf der Balkanhalbinsel, wodurch Österreich dazu verurteilt wird, entweder Serbien und dessen Respektlosigkeit gegen den österreichischen Staat zu „respektieren", oder auch den Kampf mit besagtem heiligen Rußland und seinen außerordentlich moralischen, demokratischen und friedliebenden Freunden, Frankreich und England, aufzunehmen.

Mit so blinder und eherner Folgerichtigkeit, daß sie beinahe an Perversität erinnert, wird in Rußlands und Frankreichs „gelben" Büchern und in dem „weißen" Buche Englands überall an dem unheiligen Dogma der „panslawistischen" Kriegspartei des heiligen Rußlands festgehalten, an dem Dogma, daß — ohne Rücksicht auf das, was dies tatsächlich für Österreich als Staat bedeutet haben würde — Österreich das gegen Österreich unverhüllt aggressive Serbien so behandeln müsse, wie es den „Panslawisten" Rußlands beliebe.

Ich nenne dieses Dogma „unheilig". Teils deshalb, weil weltgeschichtliche Erfahrung gezeigt hat, daß die nicht moskowitischen slawischen Völker, deren Schicksale definitiv nach dem Rezepte des Panslavismus geordnet sind, sich haben fürchterlich mißhandeln und unterdrücken lassen müssen. Und teils deshalb, weil das Dogma in diesem Falle tatsächlich einen unverschämten Übergriff gegen einen Staat bedeutet, dessen slawische und andere

Nationalitäten — trotz aller bisher noch nicht abgestellter Übelstände und noch bestehender Mißhelligkeiten — in unendlich viel gesunderen, hoffnungsvolleren Verhältnissen, als Rußland aufzuweisen hat, gelebt haben und daher selber nicht das geringste Verlangen danach tragen, daß ihre Lage so geändert werde, wie es der „Panslawismus“ mit sich bringt.

Englands und Frankreichs Dienstwilligkeit gegen Rußland in diesem Falle ist im Grunde nichts anderes als ein schwarzer Verrat an „Demokratie und Freiheit“ und an der „Selbständigkeit der kleinen Nationen“ — ein Verrat nach selbstsüchtigen imperialistischen Motiven, die sich in letzter Hand gegen Europas jüngstes Imperium als solches, gegen Deutschland als Nebenbuhler in der imperialistischen Laufbahn richten.

Wenn französischer und englischer Imperialismus nicht gefunden hätten, daß sich hier eine vorzügliche Gelegenheit zum gemeinsamen Vorgehen mit dem russischen Imperialismus gegen den deutschen und österreichischen biete, so hätten die französischen und englischen Diplomaten nie zu entdecken vermocht, daß ein Aufopfern des Lebens vieler hunderttausend französischer und englischer Bürger und unzähliger Milliarden an materiellen Werten sich dadurch bezahlt machen könne, daß man gerade jetzt gegen Österreich einschreite, — daß man durch Heraufbeschwören eines Weltkrieges gegen Österreich einschreite, um diesen Staat zu verhindern, Serbien geradeso zu behandeln, wie England und Frankreich es unter ähnlichen Verhältnissen selbst als ihr allerheiligstes Recht und ihre allerheiligste Pflicht angesehen hätten.

Ein englischer Politiker, der nicht dem Moskowitismus und der französischen Revancheidee seine Seele verkauft hat, hat sich während der Krisis in einer englischen Zeitung gefragt, was wohl geschehen wäre, wenn das russischerseits unterstützte Serbien ein russischerseits unterstütztes Afghanistan gewesen wäre und das bedrohte Imperium anstatt Österreich Indien geheißen hätte. Hätte England ruhig Rußland den afghanischen Sprengkeil in das indische Imperium hineintreiben lassen? Hätte England nicht als sein Recht verlangt, ungestört durch Einmischung der Großmächte eine jener „Strafexpeditionen“ vornehmen zu dürfen, in deren Anordnung und Durchführung es durch langjährige Praxis eine so einzig dastehende Geschicklichkeit erlangt hat?

# 20. Der Kriegsausbruch

Die bisher veröffentlichte Diplomatenliteratur eines Zeitraums von dreizehn Tagen ist umfangreich genug; aber ihr politisch bedeutungsvoller Inhalt ist ziemlich klar und einfach — für den, welcher der unheimlichen Wahrheit gerade ins Auge sehen will.

Die beiden Demokratien und Friedensfreunde, Frankreich und England, haben in der Erfüllung ihrer Friedenspflicht, die ihnen gebot, zu versuchen, Rußland durch das einzige zweckdienliche Mittel, nämlich durch Androhung militärischer Passivität (d. h. kriegspolitischer Neutralität) vom Kriege gegen Österreich um Serbiens willen abzuhalten, vollständig versagt.

Sie haben in der Erfüllung aller vernünftigen Ansprüche auf Unparteilichkeit und Sachlichkeit versagt, da sie während der ganzen Krisis dabeiblieben, die österreichisch-serbische Frage unter den fanatisch einseitigen russischen und „panslawistischen" Gesichtspunkten zu betrachten und jede vernünftige Berücksichtigung der österreichischen und der großen, für Europa vitalen mitteleuropäischen Staatsinteressen vernachlässigten.

Sie pochten rücksichtslos darauf, daß Deutschland Österreich zu einer Nachgiebigkeit gegen Großserben, Panslawisten und Rußland zwingen solle, wodurch Deutschlands und Österreichs schwierige Stellung als Pufferstaaten gegen die maßlose Aggressivität des großrussischen Imperialismus mit einem Schlage unmöglich geworden wäre.

Als schmutzige Beleidigungen wiesen sie alle Vorschläge schroff zurück, die ihnen Deutschland hinsichtlich ihres Neutralbleibens während des Krieges machte, den Rußland jetzt erzwingen wollte, aber sehr wahrscheinlich nicht erzwungen hätte, wenn diesem Vorschlage Deutschlands zugestimmt worden wäre.

Der Vorwand des Interesses an Serbiens „Selbständigkeit" ist geradezu kläglich — teils aus dem Grunde, weil diese „Selbständigkeit" offensichtlich in erster Hand nur durch die russischerseits unterstützte großserbische Propaganda kompromittiert wurde, teils deshalb, weil die politische Lage auf der Balkanhalbinsel nach dem letzten erfolgreichen Befreiungskriege gegen die Türkei unbestreitbar jedem österreichischen Versuche, die berechtigte

Unabhängigkeit des jetzigen Serbiens zu beschneiden, gegenwärtig eine sehr enge Grenze ziehen mußte. Es handelte sich hier darum, einer serbischen Aggressivität, die Serbien in stärkste Abhängigkeit von Rußland bringt, die Schwingen zu stutzen.

Unter solchen Verhältnissen mußte der Kriegsausbruch unbedingt kommen, da er das einzigmögliche Resultat des Umstandes ist, daß Österreichs und Deutschlands fundamentaler staatlicher und relativ zu den anderen Imperien durchaus legitimer imperialistischer Selbsterhaltungsinstinkt bis aufs äußerste von Rußland und Serbien mit bedingungsloser Unterstützung durch Frankreich und England provoziert worden ist.

Daß die diplomatischen Urkunden außergewöhnlich dunkel und seltsam werden, da wir uns den Schlußakten der Krisis — den allgemeinen Mobilmachungen und Kriegserklärungen — nähern, ist zu erwarten. Ich will daher jetzt einige Augenblicke diesem Schlußkapitel der widerlichen diplomatischen Komödie, welche das Anfangskapitel der schauerlichen kriegerischen Tragödie ist, besondere Aufmerksamkeit widmen. Und so übergehe ich denn — des oft angeführten Raummangels wegen — eine Menge wichtiger und interessanter Züge der vielbesprochenen traurigen diplomatischen Komödie mit Stillschweigen.

So ladet z. B. besonders das „französische Gelbbuch" zu Untersuchungen über die Zuverlässigkeit und Genauigkeit gewisser in ihm vorkommender wichtiger Angaben ein. „Das russische Gelbbuch" ist nicht zum wenigsten schon deshalb interessant, weil es ein teilweise sehr helles Licht auf Rußlands von ihm selbst sich zugesprochenes und bei dieser Gelegenheit unerschütterlich festgehaltenes Protektorat über Serbien — einschließlich der gegen Österreich gerichteten Bestrebungen der Großserben — wirft. Das „belgische Graubuch" beleuchtet auf außerordentlich wertvolle Weise die Art der vielbesprochenen belgischen Neutralität — nicht zum wenigsten beim Vergleich mit dem „englischen Weißbuche". Diese Frage erfordert indessen eine ausführliche Behandlung auf Grund eines umfassenden Materials und muß daher auf eine andere Gelegenheit aufgespart werden — samt einigen anderen großen politischen und kulturellen Fragen, die der Weltkrieg in den Vordergrund geschoben hat.

Interessant wäre es ja auch, in Verbindung mit den offiziellen Diplomatenbüchern allerlei andere diplomatische und offizielle Urkunden zu analysieren, welche mehr oder weniger gegen die Absicht ihrer Verfasser

an den Tag gekommen sind und Licht über Fragen verbreiten, wie die der militärischen Vereinbarungen, der Beratungen und der Vorbereitungen vor der Krisis zwischen England und Frankreich, zwischen England und Rußland usw., sowie die der vor der Krisis vor sich gegangenen Entwicklung der vollständigen Bereitschaft zum Kriege in England, Rußland, Serbien, Frankreich, Belgien, Deutschland und Österreich.

Eines besonderen Kapitels bedürfte es zu einer Darstellung der vor der Krisis gemachten Annäherungen zwischen Frankreich und Deutschland und zwischen England und Deutschland, sowie zu einer Untersuchung der Kräfte, welche, besonders während der Krisis, alle schon erreichten Resultate einer solchen Annäherung zwischen Deutschland und den beiden Westmächten ebenso energisch wie erfolgreich niedergerissen und weggefegt haben.

Es ist ja sonnenklar, daß der russische „Panslawismus", d. h. der aggressive, kriegerische Imperialismus auf Kosten slawischer und nichtslawischer Völker, von einem Friedensbündnisse zwischen seinem Helfer Frankreich und seinem Gegner Deutschland und ebenso von einem solchen zwischen seinem „Freunde" England und seinem Gegner Deutschland alles zu fürchten hatte. Und es ist ganz ebenso klar, daß die waschechten englischen Imperialisten — „delenda est Germania" — nichts mehr zu fürchten hatten als ein Friedensbündnis zwischen England und Deutschland.

Schließlich könnte man Deutschlands unbestreitbaren Friedenswillen und seine aufrichtigen Friedensbestrebungen bis zum letzten Augenblicke näher beleuchten. Und zwar teils im Zusammenhange mit den Bemühungen der mehr oder minder einflußreichen deutschen Kriegseiferer, teils aber in Verbindung mit Deutschlands unerläßlicher Rüstungsarbeit und Kriegsbereitschaft, die ja beide durch seine unglückliche militärgeographische Lage und durch die großpolitischen (allgemeinen imperialistischen) Verhältnisse bedingt sind.

Die Dokumente Nr. 47, 49, 50 und 51 des „Österreichisch-Ungarischen Rotbuches" erweisen unzweideutig die Bereitwilligkeit des österreichischen Ministers des Auswärtigen, noch am 29. und 30. Juli die Verhandlungen Serbiens wegen, die Sassonow „infolge eines Mißverständnisses" schon seit einigen Tagen als abgebrochen angesehen hatte, mit diesem Minister wieder aufzunehmen. Und in dem „englischen Weißbuche" lesen wir im Dokumente Nr. 138, daß „Österreichs Bereitwilligkeit zu Erörterungen das Ergebnis des deutschen Einflusses in Wien sei", und zwar in einer Depesche, die am

1. August in Berlin aufgegeben ist. In dem Dokumente 120 des „französischen Gelbbuches" beklagt sich der französische Minister des Auswärtigen, Viviani, darüber, daß „Deutschland jetzt, da Österreich endlich gemeinsam mit Rußland auf Unterhandlungen eingegangen ist, Europa eine Krisis aufzwinge". Tatsächlich wurde, wie wir sehen werden, „Europa" die „Krisis" von Rußland „aufgezwungen" — das im geheimen seit dem 25. Juli, und offen seit der Nacht vom 30. auf den 31. Juli mobil machte.

Die militärischen Rüstungen, die zu seinem Schutze gegen eine Koalition wie die, welche den Krieg des Jahres 1914/15 zu einem Weltkriege gemacht hat, notwendig waren, hätte Deutschland sich niemals ersparen können. Und ebensowenig hätte sich Deutschland die Rüstungen ersparen können, welche vonnöten waren, damit es den deutschen Staatsmännern gelinge, die Expansionsforderungen wirtschaftlicher (besonders kommerzieller und kolonisatorischer) Art, die sich im Laufe der mächtigen inneren Entwicklung der deutschen Nation unvermeidlich einstellen, auf friedlichem Wege gegen den selbstverständlichen Egoismus anderer Imperien durchzusetzen.

Das Geltendmachen des Rechtes, in rein wirtschaftlicher Hinsicht zu wachsen, gegen militärisch gutgerüstete Nachbarn ist in der Periode des modernen Imperialismus erfahrungsmäßig eine Aufgabe, welche der Unterstützung durch militärische Machtmittel bedarf, und zwar ebensosehr wie die Aufgabe, das Land gegen militärische Überfälle durch Feinde zu schützen.

Die Entwicklung des Kriegszustandes zwischen Österreich und Serbien begann am 28. Juni 1914 mit dem an dem österreichischen Thronfolger und seiner Gemahlin in Serajewo verübten Morde. Österreichs Ultimatum an Serbien — in Form einer „Note", die gewisse Forderungen wegen einer mit Österreich gemeinsam zu unternehmenden Bekämpfung der gegen Österreich gerichteten großserbischen Bewegung enthielt — wurde am 23. Juli überreicht. Serbiens Antwort kam am 25. Juli, wurde aber von Österreich als in vitalen Punkten absolut unbefriedigend erklärt. Die Kriegserklärung Österreichs ist Serbien am 28. Juli überreicht worden.

Indessen hatte in England schon am Freitag, dem 24. Juli, „der erste Seelord auf eigene Initiative im geheimen Maßnahmen zur Einstellung

der Demobilisierung der Flotte ergriffen". Hierüber berichtet das Dokument Nr. 66 des „Französischen Gelbbuches", das folgenden Wortlaut hat.

„Frankreichs Chargé d'affaires in London, M. de Fleuriau, an den stellvertretenden Minister des Auswärtigen, M. Bienvenu-Martin. — London, den 27. Juli 1914.

„Sir Edward Grey sagte heute morgen dem deutschen Gesandten, daß Österreich, wenn es nach der serbischen Antwort in Serbien einrücke, damit zeigen werde, daß es nicht nur die Abmachung der in seiner Note vom 23. Juli erwähnten Fragen bezwecke, sondern daß es einen kleinen Staat zermalmen wolle. ‚Dann', fügte er hinzu, ‚werde es eine europäische Frage und die Folge werde ein Krieg sein, an welchem teilzunehmen andere Mächte sich veranlaßt sehen könnten.'

„Großbritanniens Haltung wird durch die Einstellung der Demobilisierung der Flotte bezeichnet. Der erste Seelord hat schon Freitag auf eigene Initiative im geheimen diese Maßnahme getroffen; heute abend haben Sir Edward Grey und seine Kollegen beschlossen, sie offen zu betreiben. Dieses Resultat ist der versöhnlichen Haltung Serbiens und Rußlands zuzuschreiben."

Diese Angabe bestätigt das Dokument Nr. 48 des „Englischen Weißbuches" — eine Mitteilung Greys an den englischen Botschafter in Wien über eine Unterredung mit dem österreichischen Gesandten in London. Auch dieses Dokument gebe ich in extenso wieder, weil es, gleich dem französischen Aktenstücke, meine Auffassung der eigentümlichen und in diesem Falle sehr verhängnisvollen „Psychologie" Sir Edward Greys in so hohem Grade bekräftigt.

„Sir Edward Grey an Sir M. de Bunsen. — London, Auswärtiges Amt, den 27. Juli 1914.

„Graf Mensdorff sagte mir heute laut Anweisung, die serbische Regierung habe die Forderungen nicht angenommen, welche die österreichische Regierung an sie zu richten genötigt war, um dauernd die vitalsten Interessen Österreichs zu sichern. Serbien zeige, daß es nicht die Absicht habe, seine subversiven Ziele aufzugeben, welche sich auf beständige Störungen in österreichischen Grenzgebieten und ihre schließliche Losreißung von der österreichischen Monarchie richten. Sehr zögernd und gegen ihren eigenen Wunsch sähe sich die österreichische Regierung genötigt, strengere Maßnahmen zu ergreifen, um einen fundamentalen Wechsel in der bisherigen feindseligen Haltung Serbiens zu erzwingen. Wie die britische Regierung

wisse, habe die österreichische Regierung viele Jahre lang versucht, einen Weg zu finden, um mit ihrem turbulenten Nachbarn auszukommen, obgleich ihr dies durch die beständigen Provokationen Serbiens sehr schwierig gemacht worden sei. Der Mord von Serajewo habe jedermann klargemacht, was für entsetzliche Folgen die serbische Propaganda bereits gezeitigt habe und was für eine beständige Bedrohung Österreichs in ihr liege. Wir würden verstehen, daß die österreichische Regierung den Augenblick für gekommen halten müsse, durch den strengsten Druck Garantien für die endgültige Unterdrückung der serbischen Bestrebungen und für die Sicherung des Friedens und der Ordnung auf der südöstlichen Grenze Österreichs zu erhalten. Da die friedlichen Mittel zu diesem Zwecke erschöpft seien, müsse die österreichische Regierung endlich zur Gewalt schreiten. Sie hätte diesen Entschluß nicht ohne Zögern gefaßt. Ihr Vorgehen, welches keinerlei aggressive Tendenz habe, könne lediglich als ein Akt der Selbsterhaltung dargestellt werden. Auch dächte die österreichische Regierung, sie würde einem europäischen Interesse dienen, wenn sie Serbien daran hinderte, fortan ein Element allgemeiner Beunruhigung zu sein, wie es während der letzten zehn Jahre der Fall gewesen ist. Der hohe Gerechtigkeitssinn der britischen Nation und der britischen Staatsmänner könne die österreichische Regierung nicht tadeln, wenn diese mit dem Schwert verteidige, was ihr gehöre, und Klarheit in ihre Stellung zu einem Lande brächte, dessen feindliche Politik ihr jahrelang so kostspielige Maßregeln aufgezwungen hätte, daß sie die nationale Wohlfahrt Österreichs schwer geschädigt hätten. Im Vertrauen auf ihre freundschaftlichen Beziehungen zu uns fühle die österreichische Regierung, daß sie auf unsere Sympathie in einem ihr aufgezwungenen Kampf zählen könne, und wenn nötig, auf unsere Hilfe zur Lokalisierung des Kampfes.

„Graf Mensdorff fügte von sich aus hinzu, solange Serbien der Türkei gegenübergestanden hätte, hätte Österreich nie sehr strenge Maßregeln getroffen, weil es Anhänger der Politik der freien Entfaltung der Balkanstaaten gewesen sei. Jetzt, da Serbien sein Gebiet und seine Bevölkerung ohne Dazwischentreten Österreichs verdoppelt habe, sei die Unterdrückung der serbischen subversiven Ziele eine Sache der Selbstverteidigung und Selbsterhaltung auf seiten Österreichs. Er wiederholte, daß Österreich nicht die Absicht habe, Besitz von serbischem Gebiet zu nehmen oder Angriffe darauf zu machen.

„Ich sagte, ich könne die Konstruktionen der österreichischen Regierung

auf Grund der serbischen Antwort nicht verstehen, und ich teilte dem Grafen Mensdorff den Inhalt der Unterredung mit, die ich heute morgen mit dem deutschen Botschafter über diese Antwort gehabt hatte.

„Graf Mensdorff gab zu, daß auf dem Papier die serbische Antwort befriedigend erscheinen möge. Aber die Serben hätten das eine verweigert — die Zusammenarbeit mit österreichischen Beamten und österreichischer Polizei —, was eine wirkliche Bürgschaft dafür wäre, daß in der Praxis die Serben ihren subversiven Feldzug gegen Österreich nicht fortführen könnten.

„Ich sagte, die österreichische Regierung scheine zu glauben, sie könne selbst nach der serbischen Antwort ohne weiteres Krieg gegen Serbien führen ohne Gefahr, Rußland in den Streit hineinzuziehen. Wenn sie gleichzeitig Krieg gegen Serbien führen und Rußland zufriedenstellen könne, dann sei alles gut; wenn nicht, würden die Folgen nicht abzusehen sein. Ich legte ihm dar, daß ich diesen Satz aus einer Meinungsäußerung der deutschen Regierung anführte. Ich fürchtete, in St. Petersburg werde man erwarten, daß die serbische Antwort die Spannung vermindere, und wenn Rußland jetzt finde, daß die Spannung noch erhöht sei, würde die Lage in steigendem Maße ernst werden. Schon jetzt sei die Wirkung auf Europa starke Beunruhigung. Ich sagte, daß unsere Flotte heute hätte auseinandergehen sollen, aber wir fühlten uns nicht imstande, sie auseinandergehen zu lassen. Wir würden nicht daran denken, in diesem Augenblick Reserven einzuziehen, und es liege keine Drohung in dem, was wir in bezug auf unsere Flotte getan hätten; aber angesichts der Möglichkeit eines europäischen Kriegsbrandes sei es für uns unmöglich, unsere Kräfte in diesem Augenblick zu zerstreuen. Ich gäbe dies als Beispiel für die herrschende Besorgnis. Mir scheine, die serbische Antwort bedeute Österreich gegenüber die größte Demütigung, die ich je ein Land hätte auf sich nehmen sehen, und es sei für mich eine große Enttäuschung, daß die Antwort durch die österreichische Regierung so angesehen würde, als sei sie so unbefriedigend wie eine Verneinung schlechthin."

Ich gehe nun zu dem Punkte der allgemeinen Mobilmachung und zu der Frage über, welche Großmacht während dieser politischen Krise als erste dazu geschritten ist. Die Frage ist deshalb wichtig, weil der Staat, der zuerst den Befehl zu allgemeiner Mobilmachung erlassen hat, damit als erster die Grenze, welche den diplomatischen Krieg vom militärischen scheidet, überschritt.

Das „französische Gelbbuch" gibt auf diese Frage eine sehr positive Antwort. „Österreich ist von allen zuerst zur allgemeinen Mobilmachung geschritten", schreibt der Ministerpräsident Viviani, Minister des Auswärtigen. Doch die Antwort wird durch das „englische Weißbuch" widerlegt, da hierin Rußland als der Staat bezeichnet wird, der zuallererst eine allgemeine Mobilmachung vorgenommen hat.

Die Dokumente 115 und 118 des französischen „Gelbbuches" haben folgenden Wortlaut.

„Der Gesandte Frankreichs in Wien, M. Dumaine, an den Ministerpräsidenten, den Minister des Auswärtigen M. René Viviani. — Wien, den 31. Juli 1914.

„Allgemeine Mobilmachung aller Männer im Alter von 19 bis 42 Jahren ist heute früh von der österreichisch-ungarischen Regierung beschlossen worden.

„Mein russischer Kollege macht noch geltend, daß diese Maßregel nicht im offenbaren Widerstreit zu der Erklärung des Grafen Berchtold von gestern stehe."

„Der Gesandte Frankreichs in St. Petersburg, M. Paléologue, an den Ministerpräsidenten, den Minister des Auswärtigen M. René Viviani. — St. Petersburg, den 31. Juli 1914.

„Mit Hinsicht auf die allgemeine Mobilmachung Österreichs und die Mobilisierungsmaßregeln, die seit sechs Tagen heimlich, aber ununterbrochen von Deutschland getroffen werden, ist die Order zu allgemeiner Mobilisierung der russischen Armee erlassen worden. Rußland kann sich nämlich nicht länger ohne die größte Gefahr zuvorkommen lassen. Es ergreift tatsächlich nur die militärischen Maßnahmen, welche den von Deutschland ergriffenen entsprechen.

„Aus zwingenden strategischen Gründen konnte die russische Regierung, da sie wußte, daß Deutschland rüstete, das Übergehen von partieller Mobilmachung zu allgemeiner nicht länger hinausschieben."

Hieraus scheint hervorgehen zu können, daß Österreich am 31. Juli am „frühen Morgen" und Rußland im Laufe desselben Tages, aber später, mobilgemacht habe. So legt es offenbar Viviani aus, wie sich aus dem Dokumente Nr. 127 des „Französischen Gelbbuches" ergibt, das ich seines sehr großen allgemeinen Interesses halber hier in extenso wiedergeben werde.

„Der Ministerpräsident, Minister des Auswärtigen, M. René Viviani

an den Gesandten Frankreichs in London M. Paul Cambon. — Paris, den 1. August 1914.

„Wir haben von mehreren Seiten Nachricht erhalten, daß die deutsche Regierung und die österreichische Regierung gegenwärtig dadurch auf England Eindruck zu machen suchen, daß sie es zu dem Glauben bringen, daß die Verantwortung wegen des Krieges, falls er ausbreche, auf Rußland fallen werde. Man versucht durch Verdrehen der Wahrheit England zum Neutralbleiben zu vermögen.

„Frankreich hat die ganze Zeit über im Einverständnisse mit England in Petersburg zur Mäßigung geraten; diese Ratschläge sind befolgt worden.

„M. Sassonow hat von Anfang an einen Druck auf Serbien ausgeübt, um es zur Annahme aller Forderungen des österreichischen Ultimatums, die mit seiner Souveränität vereinbar seien, zu bewegen.

„Er hat später mit Österreich eine direkte Verständigung eingeleitet, die ein neues Zeugnis seiner friedensfreundlichen Stimmung ist. Er ist schließlich darauf eingegangen, die weniger interessierten Mächte die Möglichkeiten zur Beilegung des Konfliktes erwägen zu lassen.

„In Übereinstimmung mit dem Wunsche, den Sir G. Buchanan ihm ausgesprochen hat, hat sich M. Sassonow bereit erklärt, seinen ersten Vorschlag zu modifizieren, und hat einen anderen formuliert, der von den Erklärungen, welche Graf Szeczen gestern M. de Margerie gegeben hat, nicht merklich abweicht. Graf Szeczen versichert, daß Österreich nicht die geringste Absicht habe, Territorialerwerbungen zu machen, und daß es an Serbiens Integrität nicht rühren werde. Er fügt ausdrücklich hinzu, daß es wie im Sandschak Novi-Bazar keine Pläne verfolge.

„Es könnte demnach den Anschein haben, als ob es leicht sei, Sir Edward Greys Vorschlag, M. Sassonows Formulierung und Österreichs Erklärungen miteinander in Übereinstimmung zu bringen.

„Frankreich ist entschlossen, sich gemeinschaftlich mit England bis zum äußersten um eine solche Übereinstimmung zu bemühen.

„Während aber die Verhandlungen stattfanden und Rußland dabei unbestreitbar sehr guten Willen an den Tag legte, griff Österreich zuerst von allen zur allgemeinen Mobilmachung.

„Rußland sah sich gezwungen, es ebenso zu machen, um nicht in einen Nachteil zu geraten, aber es ist noch immer zum Verhandeln bereit.

„Ich brauche Ihnen nicht von neuem zu sagen, daß, was uns anbetrifft,

wir fortfahren werden, zusammen mit England an einem glücklichen Ausgange dieser Verhandlungen zu arbeiten.

„Aber Deutschlands Haltung hat es zu einer absoluten Notwendigkeit gemacht, daß wir uns heute wegen der Mobilmachung entschließen.

„Lange vor der russischen Mobilmachung, schon am Mittwoch, wie ich Ihnen bereits telegraphiert habe, erklärte mir Baron von Schoen, daß bald der Kriegsgefahrzustand erklärt werde. Diese Maßregel ist jetzt von Deutschland getroffen worden, und unter diesem Deckmantel hat es sofort seine eigentliche Mobilisierung begonnen.

„M. Paléologue hat heute telegraphiert, daß Graf Pourtalès die russische Regierung von der deutschen Mobilmachung unterrichtet habe.

„Beim Kriegsministerium eingelaufene Nachrichten bestätigen, daß diese Mobilmachung gegenwärtig in vollem Gange ist.

„Unser Mobilisierungsbeschluß ist also eine notwendige Sicherheitsmaßregel. Die Regierung hat ihm eine von dem Präsidenten der Republik und allen Ministern unterzeichnete Proklamation folgen lassen, worin sie erklärt, daß Mobilmachung nicht Krieg sei, daß Mobilmachung in der gegenwärtigen Lage für Frankreich das beste Mittel zur Bewahrung des Friedens sei und daß die Regierung der Republik erneute Anstrengungen machen werde, damit die Unterhandlungen zu einem günstigen Resultate führen möchten.

„Bitte teilen Sie Sir Edward Grey unverzüglich alle diese Umstände mit und stellen Sie ihm vor, daß wir bei unserem Handeln beständig den Gedanken vor Augen gehabt haben, ja nichts zu unternehmen, was sich als Herausforderung auslegen ließe.

„Ich bin überzeugt, daß, falls Krieg ausbrechen sollte, die englische öffentliche Meinung deutlich erkennen wird, woher der Angriff kommt, und daß sie die starken Gründe verstehen wird, welche wir Sir Edward Grey wegen unseres Ansuchens um bewaffnete Intervention von seiten Englands im Interesse des zukünftigen europäischen Gleichgewichtes angeführt haben."

Sehen wir zu, was das „englische Weißbuch" über diese Sache zu melden weiß.

Das Dokument Nr. 113 lautet so:

„Sir G. Buchanan an Sir Edward Grey. — (Erhalten den 31. Juli.) — St. Petersburg, den 31. Juli 1914. — (Telegraphisch.)

„Es ist beschlossen worden, Befehl zu allgemeiner Mobilmachung zu erlassen.

„Dieser Beschluß wurde gefaßt infolge eines vom russischen Botschafter in Wien eingetroffenen Berichtes, wonach Österreich entschlossen ist, dem Dazwischentreten der Mächte nicht nachzugeben und seine Truppenbewegung sowohl gegen Rußland als gegen Serbien richtet.

„Rußland hat ebenfalls Grund, zu glauben, daß Deutschland aktive militärische Vorbereitungen macht, und es kann ihm unmöglich einen Vorsprung lassen."

Das Dokument Nr. 127 lautet folgendermaßen:

„Sir M. de Bunsen an Sir Edward Grey. — (Erhalten am 1. August.) — (Telegraphisch.) — Wien, den 1. August 1914.

„Allgemeine Mobilisierung von Armee und Flotte."

Die Depesche aus Petersburg hätte sicherlich nicht unterlassen, auszusagen, daß allgemeine Mobilmachung in Österreich die Ursache der allgemeinen Mobilmachung Rußlands sei, wenn dies die in Petersburg herrschende Auffassung gewesen wäre. Eigentümlich ist es auch, daß die Depesche aus Wien erst vom 1. August datiert ist — obgleich, nach Aussage des französischen Gesandten, dort die allgemeine Mobilmachung schon früh am Morgen des 31. Juli angefangen haben soll!

Das Dokument Nr. 52 des „Österreichisch-Ungarischen Rotbuches" gibt die Zeit des Befehles zur allgemeinen Mobilmachung in Rußland in folgender Weise an.

„Graf Szapary an Graf Berchtold. — (Telegramm.) — St. Petersburg, den 31. Juli 1914.

„Heute früh Order zur allgemeinen Mobilisierung der gesamten Armee und Flotte erfolgt."

Durch das Dokument Nr. 78 des „englischen Weißbuches" wissen wir jedoch, daß Rußland bereits am 29. Juli „teilweise mobilgemacht" hat.

„Sir G. Buchanan an Sir Edward Grey. — (Erhalten am 29. Juli.) — (Telegraphisch.) — St. Petersburg, den 29. Juli 1914.

„Partielle Mobilisierung heute angeordnet.

„Ich teilte den Inhalt Ihres Telegrammes vom 28. Juli nach Berlin dem Minister des Auswärtigen in Übereinstimmung mit Ihren Anweisungen mit und setzte ihn vertraulich über die Bemerkungen in Kenntnis, die der deutsche Staatssekretär zum britischen Botschafter in Berlin gemacht hat. Das hatte Seine Exzellenz auch schon aus anderer Quelle erfahren. Die Mobilmachung, so erklärte er, würde sich nur gegen Österreich-Ungarn richten. — — —"

Diese Depesche muß durch ein diplomatisches Aktenstück ergänzt werden, das der Zufall der deutschen Regierung in die Hände spielte, und das in den Weißbüchern nicht zu finden ist. Es ist ein Bericht, den der Chargé d'affaires Belgiens in Petersburg seinem Chef, dem belgischen Minister des Auswärtigen, Davignon, übersandte. Der in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte Bericht ist durch Zufall in die Hand der deutschen Regierung geraten. Die „Norddeutsche" teilt hierüber folgendes mit.

„Madame Costermans; 107 Rue Froissard, Bruxelles, Belgique" lautete die Adresse eines Briefes, der am 31. Juli dieses Tages in Berlin zur Post gegeben wurde. Am gleichen Tage aber kam das Reichsgebiet in Kriegszustand, die Briefbeförderung nach dem Auslande hörte auf, und der Brief an die Frau Costermans in Brüssel kehrte zum Berliner Aufgabepostamt zurück. Nach Ablauf der vorgeschriebenen Frist wurde der Brief geöffnet, um den Absender festzustellen. Man fand in dem äußeren Umschlag einen zweiten mit der Adresse: „Son Excellence Monsieur Davignon, Ministre des Affaires Etrangères.

„Nun war das Geheimnis der ‚Madame Costermans' gelüftet. Den Namen des Absenders kannte man aber immer noch nicht, er stand auch nicht auf dem zweiten Umschlag; dieser wurde deswegen ebenfalls geöffnet, und zutage kam ein Bericht des belgischen Geschäftsträgers in Petersburg, Herrn B. de l'Escaille. Das Schreiben, das wegen seines Inhaltes dem Auswärtigen Amte zur Verfügung gestellt wurde, lautet in der Übersetzung folgendermaßen.

„Belgische Gesandtschaft. — St. Petersburg, den 30. Juli 1914. — 795/402 — Die politische Lage.

„An Seine Exzellenz Herrn Davignon, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten.

„Herr Minister!

„Der gestrige und vorgestrige Tag vergingen in der Erwartung von Ereignissen, die der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien folgen mußten. Die widersprechendsten Nachrichten wurden verbreitet, ohne daß es möglich gewesen wäre, bezüglich der Absichten der kaiserlichen (russischen) Regierung Wahres von Falschem zu unterscheiden. Unbestreitbar bleibt nur, daß Deutschland sich hier ebensosehr wie in Wien bemüht hat, irgendein Mittel zu finden, um einen allgemeinen Konflikt zu vermeiden, daß es dabei aber einerseits auf die feste Entschlos-

senheit des Wiener Kabinetts gestoßen ist, keinen Schritt zurückzuweichen, und andererseits auf das Mißtrauen des Petersburger Kabinetts gegen die Versicherungen Österreich-Ungarns, daß es nur an eine Bestrafung, nicht an eine Besitzergreifung Serbiens denke.

„Herr Sassonow hat erklärt, daß es für Rußland unmöglich sei, sich nicht bereitzuhalten und nicht zu mobilisieren, daß aber diese Vorbereitungen nicht gegen Deutschland gerichtet seien. Heute morgen kündet ein offizielles Communiqué an die Zeitungen an, daß ‚die Reservisten in einer bestimmten Anzahl von Gouvernements zu den Fahnen gerufen sind'. Wer die Zurückhaltung der offiziellen russischen Communiqués kennt, kann ruhig behaupten, daß überall mobilgemacht wird.

„Der deutsche Botschafter hat heute morgen erklärt, daß er am Ende seiner seit Sonnabend ununterbrochen fortgesetzten Ausgleichsbemühungen angelangt sei und daß er kaum noch Hoffnung habe. Wie mir eben mitgeteilt wird, hat sich auch der englische Botschafter im gleichen Sinne ausgesprochen. England hat letzthin einen Schiedsspruch vorgeschlagen. Herr Sassonow antwortete: ‚Wir selbst haben ihn Österreich-Ungarn vorgeschlagen, es hat den Vorschlag aber zurückgewiesen.' Auf den Vorschlag einer Konferenz hat Deutschland mit dem Vorschlage einer Verständigung zwischen den Kabinetten geantwortet. Man möchte sich wahrhaftig fragen, ob nicht alle Welt den Krieg wünscht und nur versucht, die Kriegserklärung noch etwas hinauszuschieben, um Zeit zu gewinnen.

„England gab anfänglich zu verstehen, daß es sich nicht in einen Konflikt hineinziehen lassen wolle. Sir George Buchanan sprach das offen aus. Heute aber ist man in St. Petersburg fest davon überzeugt, ja man hat sogar die Zusicherung, daß England Frankreich beistehen wird. Dieser Beistand fällt ganz außerordentlich ins Gewicht und hat nicht wenig dazu beigetragen, der Kriegspartei Oberwasser zu verschaffen.

„Die russische Regierung hat in den letzten Tagen allen serbenfreundlichen und österreichfeindlichen Kundgebungen freien Lauf gelassen und hat in keiner Weise versucht, sie zu ersticken. In dem Ministerrate, der gestern früh stattfand, machten sich noch Meinungsverschiedenheiten geltend; die Bekanntmachung der Mobilisierung wurde verschoben, aber seitdem ist ein Umschwung eingetreten, die Kriegspartei hat die Oberhand gewonnen, und heute früh um 4 Uhr wurde die Mobilmachung bekanntgegeben.

„Die Armee, die sich stark fühlt, ist voller Begeisterung und gründet große Hoffnungen auf die außerordentlichen Fortschritte, die seit dem Japanischen Kriege gemacht worden sind. Die Marine ist von der Verwirklichung ihres Erneuerungs- und Reorganisationsplanes noch so weit entfernt, daß mit ihr kaum wirklich zu rechnen ist. Darin eben liegt der Grund, warum die Zusicherung des englischen Beistandes eine so große Bedeutung gewann.

„Wie ich die Ehre hatte, Ihnen heute zu telegraphieren (Telegramm Nr. 10), scheint jegliche Hoffnung auf eine friedliche Lösung dahin zu sein. Das ist die Ansicht der diplomatischen Kreise.

„Für mein Telegramm habe ich den Weg via Stockholm über den Nordisk Kabel benutzt, da er sicherer ist als der andere. Diesen Bericht vertraue ich einem Privatkurier an, der ihn in Deutschland zur Post geben wird."

Schließlich sei hier an die Beilagen 21 und 23 des „Deutschen Weißbuches" erinnert.

„Der Zar an Kaiser Wilhelm. — Peterhof, Palais, den 29. Juli, 1 Uhr nachmittags.

„Ich bin erfreut, daß Du zurück in Deutschland bist. In diesem so ernsten Augenblick bitte ich Dich inständig, mir zu helfen. Ein schmählicher Krieg ist an ein schwaches Land erklärt worden, die Entrüstung hierüber, die ich völlig teile, ist in Rußland ungeheuer. Ich sehe voraus, daß ich bald dem Druck, der auf mich ausgeübt wird, nicht mehr werde widerstehen können und gezwungen sein werde, Maßregeln zu ergreifen, die zum Kriege führen werden. Um einem Unglück, wie es ein europäischer Krieg sein würde, vorzubeugen, bitte ich Dich im Namen unserer alten Freundschaft, alles Dir mögliche zu tun, um Deinen Bundesgenossen davon zurückzuhalten, zu weit zu gehen.

gez. Nikolaus."

„Der Zar an Kaiser Wilhelm. — Peterhof, den 30. Juli 1914, 1 Uhr 20 Minuten nachmittags.

„Ich danke Dir von Herzen für Deine rasche Antwort. Ich entsende heute abend Tatisheff mit Instruktionen. Die jetzt in Kraft tretenden militärischen Maßnahmen sind schon vor 5 Tagen beschlossen worden, und zwar aus Gründen der Verteidigung gegen die Vorbereitungen Österreichs. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß diese Maßnahmen in keiner

Weise Deine Stellung als Vermittler beeinflussen werden, die ich sehr hoch anschlage. Wir brauchen Deinen starken Druck auf Österreich, damit es zu einer Verständigung mit uns kommt.

Nikolaus."

Also der Zar „sieht" — wie aus den von mir durch Sperrdruck hervorgehobenen Sätzen hervorgeht — am 29. Juli um 1 Uhr nachmittags „voraus", daß er „bald dem Druck, der auf ihn ausgeübt wird, nicht mehr wird widerstehen können". Und am 30. Juli, um 1 Uhr 20 Minuten, erzählt er, daß „die jetzt in Kraft tretenden militärischen Maßregeln schon vor fünf Tagen beschlossen" worden seien — also am 25. Juli.

Die diplomatischen Aktenstücke scheinen an den Tag zu legen, daß, wenn man von Englands frühzeitiger Mobilisierung der Flotte absieht, die allgemeine Mobilmachung zuerst in Rußland, dann in Österreich, darauf in Frankreich und zuletzt in Deutschland beschlossen und in Gang gesetzt worden ist.

In dem Dokumente Nr. 142 des „Englischen Weißbuches" lesen wir nämlich folgendes:

„Sir E. Goschen an Sir Edward Grey. — (Erhalten am 2. August.) — (Telegraphisch.) — Berlin, den 1. August 1914.

„Es ist allgemeine Mobilmachungsorder für Heer und Flotte ergangen; erster Mobilmachungstag ist der 2. August."

Daß in Frankreich die allgemeine Mobilmachung beschlossen wurde, ehe man von der Deutschlands in Paris hat etwas wissen können, scheint mir aus dem Dokumente Nr. 136 hervorzugehen.

Sir F. Bertie an Sir Edward Grey. — (Erhalten den 1. August.) — Paris, den 1. August 1914.

„Der Kriegsminister benachrichtigte heute nachmittag den Militärattaché, daß Befehl für allgemeine Mobilmachung der französischen Armee heute nachmittag um 3 Uhr 40 erteilt worden sei. Dies ist nötig geworden, weil der Kriegsminister weiß, daß die Deutschen unter das System des Kriegszustandes sechs Klassen zählen. Drei Klassen genügen, um ihre Deckungstruppen auf Kriegsstärke zu bringen, die übrigen drei stellen die Reserve dar. Dies, sagt er, komme der Mobilisierung gleich und sei Mobilmachung unter einem anderen Namen — — —."

Das Festhalten in Paris an der Auffassung, daß Österreich vor Rußland mobilgemacht habe, scheint die letzten Verhandlungen, die in Paris zwischen

dem deutschen Botschafter und dem französischen Minister des Auswärtigen stattfanden, auf eigentümliche Weise verwickelt gemacht zu haben. Hierüber teilt das Dokument Nr. 126 des „Englischen Weißbuches" folgendes mit:

„Sir F. Bertie an Sir Edward Grey. — (Erhalten den 1. August.) — Paris, den 1. August. — (Telegraphisch.)

„Ich hatte eine Unterredung mit dem Direktor der politischen Abteilung und erfuhr, daß der deutsche Botschafter heute morgen bei seinem Besuch im Ministerium des Auswärtigen davon in Kenntnis gesetzt worden sei, daß die französische Regierung den Grund nicht verstanden habe, aus dem seine Mitteilung von gestern abend eingegeben worden sei. Es wurde Seiner Exzellenz auseinandergesetzt, daß die allgemeine Mobilisierung Rußlands erst angeordnet worden sei, als Österreich allgemeine Mobilmachung verfügt habe, und die russische Regierung sei bereit, zu demobilisieren, wenn alle anderen Mächte das gleiche täten. Es scheine der französischen Regierung seltsam, daß die deutsche Regierung angesichts dessen und der weiteren Tatsache, daß Rußland und Österreich bereit seien, zu unterhandeln, gerade in diesem Augenblicke in Sankt Petersburg ein Ultimatum mit der Forderung sofortiger Demobilisierung gestellt habe. Es stehe zwischen Frankreich und Deutschland kein Streit zum Austrag, aber der deutsche Botschafter habe der französischen Regierung eine drohende Mitteilung gemacht und eine Antwort am folgenden Tage gefordert, wobei er zu verstehen gegeben habe, daß er die Beziehungen abbrechen und Paris verlassen müsse, wenn die Antwort nicht befriedigend ausfalle. Es wurde dem Botschafter gesagt, daß die französische Regierung dies für ein ungewöhnliches Vorgehen halte.

„Der deutsche Botschafter, der den Minister des Auswärtigen heute abend noch einmal sehen wird, sprach nicht davon, daß er seine Pässe verlangen werde, aber er sagte, daß er gepackt habe."

Also: der französische Minister des Auswärtigen „setzt" am 1. August dem deutschen Gesandten in Paris „auseinander", „daß die allgemeine Mobilisierung Rußlands erst angeordnet worden sei, als Österreich allgemeine Mobilmachung verfügt habe". F o l g l i c h verstehe man „den Grund nicht, aus dem seine Mitteilung von gestern abend eingegeben worden sei".

Nun wohl — was war der Inhalt dieser „Mitteilungen?" Darüber klärt uns das Dokument Nr. 117 des „Englischen Weißbuches" auf.

„Sir F. Bertie an Sir Edward Grey. — (Erhalten am 31. Juli.) — (Telegraphisch.) — Paris, den 31. Juli 1914.

„Heute abend um 7 wurde ich zum Minister des Auswärtigen gerufen. Als ich hinkam, verließ gerade der deutsche Botschafter Seine Exzellenz.

„Der deutsche Botschafter hatte Seine Exzellenz davon in Kenntnis gesetzt, daß angesichts der Tatsache, daß Befehle zu völliger Mobilisierung der russischen Armee und Flotte gegeben worden seien, die deutsche Regierung in einem an die russische Regierung gerichteten Ultimatum Demobilisierung der russischen Streitkräfte verlangt habe.

„Die deutsche Regierung wird es nötig erachten, völlige Mobilisierung der deutschen Armee an der russischen und französischen Grenze anzuordnen, wenn innerhalb zwölf Stunden die russische Regierung sich nicht verpflichtet, die deutsche Forderung zu erfüllen.

„Der Minister des Auswärtigen bittet mich, Ihnen dies mitzuteilen und fragt an, welches unter diesen Umständen die Haltung Englands sein werde.

„Der deutsche Botschafter konnte nicht sagen, wann die zwölf Stunden abliefen. Er wird morgen (Sonnabend) um 1 Uhr mittags beim Auswärtigen Amt vorsprechen, um die Antwort der französischen Regierung, hinsichtlich der Haltung, die sie unter den eingetretenen Umständen annehmen wird, in Empfang zu nehmen.

„Er gab zu verstehen, daß es möglich sei, daß er seine Pässe fordern müsse.

„Der russische Botschafter teilt mir mit, daß er nichts davon wisse, daß eine allgemeine Mobilisierung der russischen Streitkräfte im Gange sei."

Ja — die diplomatischen Urkunden sprechen ihre eigene, nicht immer klare und widerspruchslose Sprache. Dies schließt aber nicht aus, daß gewisse Hauptzüge des Laufes der Ereignisse als unbestreitbar dastehen. Zu diesen rechne ich teils die Tatsache, daß **Rußland** aus dem wesentlich durch großrussische („panslawistische") Politiker beschleunigten und verschärften **örtlichen** Konflikte zwischen Serbiens großserbischen Bestrebungen und Österreichs Staatsinteressen einen **Weltkrieg** erzwang, teils das Faktum, daß die russische Kriegspartei **in Wirklichkeit**, wenn auch vielleicht nicht „offiziell und öffentlich" Rußlands **allgemeine**, sowohl gegen Deutschland wie gegen Österreich gerichtete **Mobilmachung** in Gang setzte, bevor irgendeine der Großmächte Europas zu irgendeiner ähnlichen Maßregel gegriffen hatte — wenn man eventuell Englands „heimliche" Maßnahmen zur Kriegsbereitschaft seiner Flotte ausnimmt.

Der Weltkrieg des Jahres 1914—15 steht wahrlich nicht in weniger tragischem Lichte da, wenn man ihn in den Diplomatenbüchern studiert, als dann, wenn man die täglichen Kriegsberichte liest. Wenn letztere manchmal die primitive Brutalität, welche, von einer Seite gesehen, das Wesen des Krieges ausmacht, enthüllen, so legen sie doch auch in beredter Weise Zeugnis von menschlicher Seelengröße ab. Die Diplomatenbücher aber zeichnen ganz überwiegend ein aus Vorurteil, Engherzigkeit, Falschheit, Inkompetenz und Mangel an tieferem Verantwortlichkeitsgefühle zusammengesetztes Bild. Kein Wunder, daß auf gewissen Seiten das Bedürfnis einer moralischen Selbstrechtfertigung so intensiv ist!

Das Manuskript dieses Buches ist am 1. März 1915 abgeschlossen worden

# Inhalt



Gedruckt in der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig